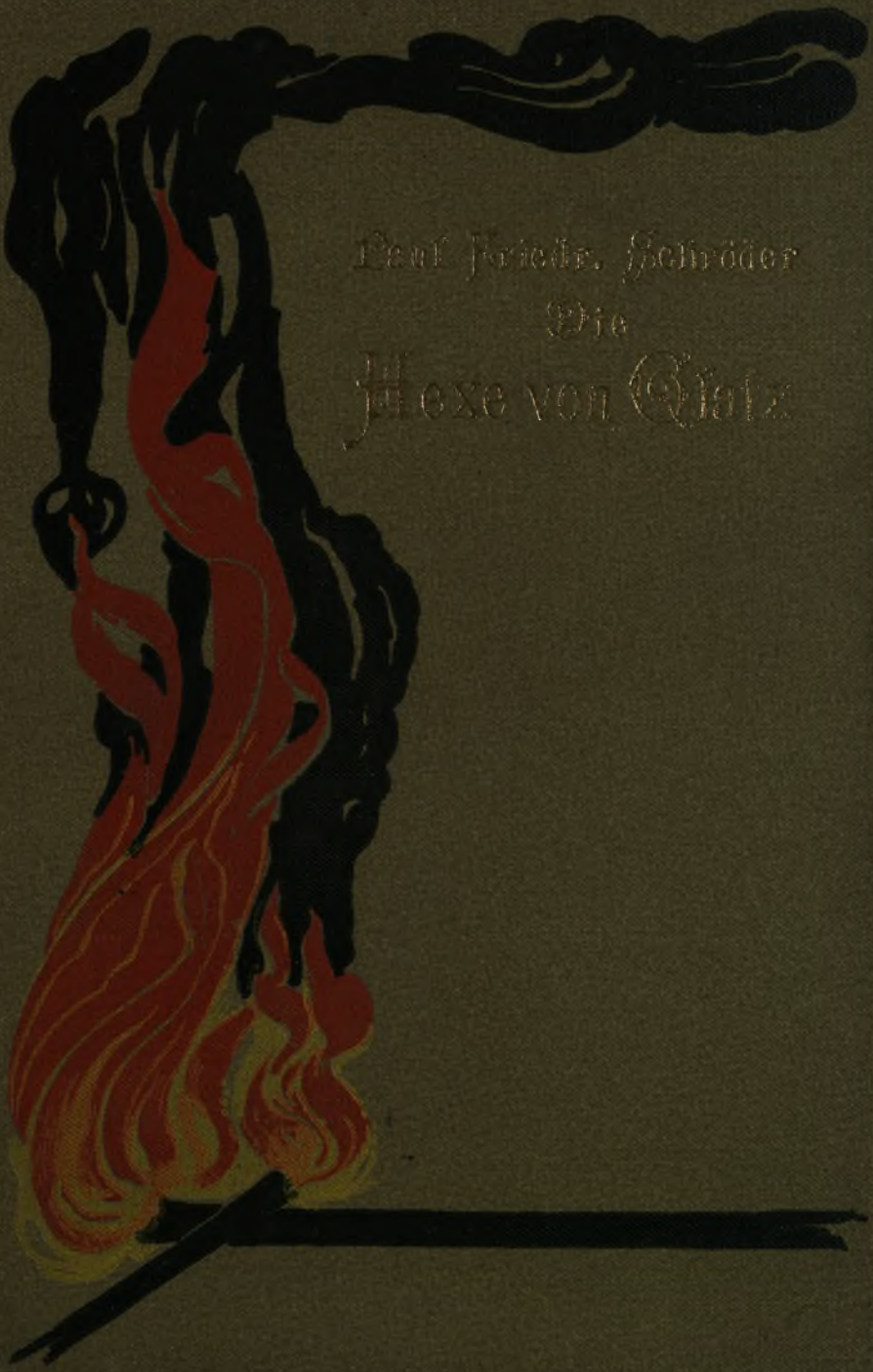

Paul Friedr. Schröder

Die Hexe von Ofalz

Die Hexe von Glatz.

Ein geschichtlicher Roman
aus dem Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges.

Von

Paul Friedr. Schröder.

Oppeln 1902.
Verlag von Georg Maske.

Schuorann Wandelen
78

Zbiory Specjalne
10045 I
830-3
„Zbiory Specjalne"
Acc K "r.1931/78/I

I. Teil.

Kriegswolken.

I.

Die Vitz Ursula war immer ein frisches muntres Ding gewesen. Ihr Vater war der Vorwerkmann Vinzenz Eyser zu Glatz; der hatte sie zum Schulbesuch, wenn sie nicht eben zur Feldarbeit nötig war, stets fleißig angehalten und in Gottesfurcht erzogen. Die Strenge des alten wackeren Ackerbürgers war bei dem wilden, zu Spaß und losen Streichen aufgelegten Kinde wohl nötig gewesen, aber Ursulas Gemüt war nicht schlecht und ihr frischer Sinn that's, als sie in die mannbaren Jahre hineinwuchs, manchem jungen Gesellen an. Vitz Ursula aber, wie sie im ganzen Städtchen gerufen wurde (wohl nach dem Spitznamen des Vaters, des alten Vinzenz, oder zusammengezogen Vitz Eyser) wollte vom Heiraten nichts wissen und schlug die hübschen Burschen, ja selbst ansehnliche und in Jahren ehrbare Freier aus.

Warum?

Du lieber Gott, eine dumme Frage bei einem Mädel von zwanzig Jahren! Die Ursel hatte halt schon einen Schatz, freilich nur einen heimlichen — einen ganz heimlichen, denn heimlicher konnt' schon gar keiner sein, dieweil sie selbst von ihm nichts weiter wußte als seinen Vornamen Hans.

In wundersamer Art hatten sich ihre Lebenswege gekreuzt. War es nicht schon seltsam, daß zu Glatz zwei Menschen einander noch nie begegnet waren? Denn schalt es sich auch die Hauptstadt der Grafschaft und gar fürst-

liche Residenz, so war's zu jenen Zeiten doch nicht viel mehr als ein großer ummauerter Marktflecken, dessen Bürger etwas Handel, vor allem aber Ackerwirtschaft trieben.

Nun war zwar Ursula draußen auf dem Vorwerk vor Glatz aufgewachsen und ihr geheimnisvoller Liebhaber mochte gleichfalls außerhalb der Stadtthore sein Heimwesen haben, doch bildeten auch Glatzens Vorstädte eine nur kleine enge Gemeinschaft von kaum tausend Wohnstätten, und ward zu Hassitz ein Kindlein geboren, so wußt' es gewiß noch selbigen Tages das ganze Neuland am anderen Ende der Stadt.

Trotzdem konnte Ursula sich nicht erinnern, je dem Jüngling begegnet zu sein, der da so plötzlich neben ihr stand im Buschwerk einer Waldschlucht der Reichenstein-Warthaer Berge. Beeren suchen war sie gegangen.

Es war aber damals eine unruhige Zeit.

Der Krieg, der an Raum und Dauer eine nie erhörte Ausdehnung gewinnen, durch dreißig unendliche Jahre Deutschlands Städte in Trümmer, die Dörfer in Asche legen, die Felder verwüsten, die Fluren zerstampfen sollte, lohte just damals nach zweijähriger Dauer aus Böhmen, wo er seinen Anfang genommen, herüber ins schlesische Land; die Schlacht am Weißen Berge bei Prag hatte des von den Böhmen wider kaiserliche Majestät zum König ausgerufenen pfälzischen Kurfürsten Friedrich kurze Herrschaft zertrümmert; in wilder Flucht traf der entthronte „Winterkönig", wie ihn fortan seine siegreichen Feinde höhnend nannten, am 14. November 1620 auf dem Glatzer Schlosse ein. Hier erst, hinter den starken Mauern der ihm treu ergebenen Stadt, gönnte sich der Gehetzte einen Tag Ruhe.

Ein Sonnabend war es, als zum Böhmischen Thore herein der verstaubte und verschmutzte Wagenzug des unglücklichen Fürsten rollte. Vor den niedrigen Holz- und Lehmbauten der engen und düsteren Böhmischen Gasse drängte sich das Volk und schaute mit ehrlicher Trauer

und Bestürzung auf den so unköniglichen Einzug seines freigewählten Königs und Grafen. Wirr übereinander getürmt lagen die Ballen und Kisten, die man in kopfloser Hast aus dem Prager Schlosse zusammengerafft, auf den Schutzdächern und Rückbrettern der Reisewagen; in ihrer einem sah man den König, bleich und abgespannt, in die Rückkissen gesunken, indes ihm zur Seite, immer noch stolz und schön, seine ehrgeizige Gemahlin Elisabeth, Englands Königstochter, thronte.

Vor und hinter dem königlichen Wagen ritt gewappnetes Kriegsvolk, zur Seite aber der Landeshauptmann der Grafschaft, der edle Herr David von Tschirnhaus, und der ritterliche Adel des Landes, der herbeigeeilt war, um in Gemeinschaft mit dem Rat und den Aeltesten der Stadt das erlauchte Fürstenpaar in die Mauern einzuholen. Edle Namen gingen da von Mund zu Mund der schauenden Menge, als das königliche Gefolge zu Roß und zu Wagen vorüberzog; hier wies man sich den greisen Feldhauptmann des Königs, Fürst Christian von Anhalt, dort den Herzog Johann Ernst von Weimar und den Grafen Hohenlohe; in einem Wagen zusammen fuhren der böhmische Kanzler Wilhelm von Ruza und der kurpfälzische Geheimrat von Camerarius; dazu viele Herren des böhmischen Adels, die ihrem König in die Fremde folgten, und kriegerisches Volk, Hofschranzen, Kammerfrauen und Lakaien.

Vor dem „Thum", an der steil aufsteigenden Burggasse, hatte der Vorwerkmann Vinzenz Eyser mit Weib und Kind Aufstellung genommen. Der „Thum" hieß damals ein Gebäudekomplex, der, die Domkirche und das dazu gehörige Kollegium der Augustiner umfassend, eine Gründung noch des lang verewigten Erzbischofs Arnestus von Pardubitz darstellte und vor etwa zwanzig Jahren in den Besitz der Jesuiten übergegangen war. Jetzt freilich bot die heilige Stätte einen erbarmungswürdigen Anblick dar. Die Priester waren, wie die meisten ihrer Amtsbrüder in der Grafschaft, alsbald nach Ausbruch des

Krieges auf Befehl der böhmischen Stände davongejagt worden; nun hausten die nach Glatz als Besatzung gelegten Kriegsknechte der Prager Machthaber in den entweihten Räumen, in denen kein Fenster ganz, keine Thür in ihren Angeln, kein einziges Bild auf seinem Platze geblieben war. Die Orgel, die Bänke, die Oefen waren von den wilden Kriegsknechten zerschlagen, zerhackt, zur Heizung der Wachtstuben verwendet, die Dielung herausgerissen, ja selbst die Grabsteine in der Kirche gesprengt worden; die Grüfte der Patres hatte man durchwühlt und mit den Leichen Schändlichkeiten getrieben; oben aber durch das abgedeckte Dach schaute der trübe Herbsthimmel in all diese grausige Zerstörung herein und Wind und Wetter setzten an den kahlen Mauern das Vernichtungswerk der Menschen fort. Was noch nutzbar geblieben von der einst so schönen Kirche, das diente jetzt zur Aufbewahrung von Futtervorräten und als Stallung für die Pferde.

Es war ein jammervoller Willkommensgruß für den geächteten Fürsten, als er in das düster hallende Burgthor des Glatzer Schlosses einfuhr und der Befehlshaber des verwilderten Kriegsvolkes, Georg von Sembling, ihm zu ehrfürchtigem Empfange entgegenschritt.

Aber Vitz Eyser, der Vorwerkmann, der mit den Seinen in die Stadt gewandert war, die erlauchten Ankömmlinge zu schauen, sollte die Mühe des weiten Weges unbelohnt sehen. Eben als der königliche Wagenzug von der Böhmischen Gasse zum Schloßberge einbog, trat aus dem verwüsteten Kirchenportal ein Mann in rotem Wams und Beinkleid hervor, der unter dem Arme, halb verborgen von dem weit herabwallenden Reitermantel, einen Stoß alter Folianten trug. Die Bücher entstammten zweifellos der wertvollen Bibliothek des Jesuitenstiftes und waren vermutlich eben erst von ihrem neuen Eigentümer um weniges Geld einem der räuberischen Söldner abgehandelt worden, nachdem der größere Teil des kostbaren Bücherschatzes bereits mutwilliger Vernichtung anheimgefallen oder in alle Windrichtungen von Kauflustigen verschleppt worden war. Fuderweise hatten ja willige Käufer die Bücher und Handschriften davongefahren.

Plötzlich drängte das an den Häusern dicht gescharte Volk auseinander. Mitten in dem schiebenden zusammengeballten Haufen wurde auch Familie Eyser die Gasse hinuntergestoßen. Und als die jähe Bewegung zum Stillstand kam und man vom Schrecken verschnaufen wollte, da waren auch schon die ersten Gefährte, darunter das königliche, vorübergerasselt und Vitz Ursel mußte sich an dem Anstaunen des fürstlichen Trosses genügen lassen.

Breitbeinig aber, die freie Faust herausfordernd in die Hüfte gestemmt, stand der Rotfarbige, höhnisch um sich schauend, in dem ihm so hastig geräumten weiten Kreise und ließ in Muße den in allem Staub der Reise dennoch schauenswerten Wagen- und Reiterzug an sich vorüberziehn.

„Je nun," klagte die um den gehofften Genuß so schnöde gekommene beleibte Ehehälfte unseres Vorwerkmannes, die durch das Gedränge von ihrem Standorte in der vorderen Reihe der Zuschauer grade zuhinterst an eine Hausmauer gequetscht worden war, „je nun, das nenn' ich doch ein albernes Gehaben. Was zerrst Du mich denn so, Vinzenz? Ist denn das so ein gewaltig vornehmes Tier, daß man ihm den schönsten Platz läßt? Unsereins will doch auch was sehen."

„Halt den Mund, Weib," raunte der alte Eyser, „kennst Du nicht den Ohnebart — den Meister Caspar?"

„Jesus Maria!" fuhr da die Frau erschrocken zusammen und drängte nun selber noch ein paar Schritte weiter aus der Nähe des Gefürchteten, „der Henker von Glatz!"

Auch Ursula verfärbte sich. Scheu flog ihr Blick nach dem einsamen Manne, den sie noch nie zu sehen bekommen, obwohl es Brauch war, daß die Schulmeister „um des Exempels willen" ihre Schulkinder zu den öffentlichen Hinrichtungen führten. Doch ein einziges

Mal nur war Ursel als kleines Mädchen zu solch schrecklicher Gelegenheit mitgegangen, aber schon als sie aus der Ferne das Blutgerüst auf der Anhöhe hatte ragen sehen, war kein Halten gewesen; sie entlief ihrem Schulmeister und lag tagelang fieberglühend darnieder. Der alte Pädagog, der im Nebenamte auch Nachtwächter war — so wie viele seiner Berufsgenossen es nicht verschmähen durften, das klägliche Einkommen durch den Nebenverdienst des Gemeindeschweinehirten zu vermehren — dieser Hüter der Kinder zur Tagzeit und der Erwachsenen in nächtlicher Stille schüttelte zwar den Kopf und murrte etwas von Sittenverfall, bösem Vorzeichen und dergleichen; da aber des Mädchens Vater seinen Vorstellungen entschiedenen Einspruch entgegensetzte, gab er sich darein und trieb seine Schäflein fortan ohne die Ursel „ad exempla demonstranda".

Darum hatte Ursula den Mann, den sonst jedes Kind in Glatz und in den Dörfern ringsum kannte, noch nie von Angesicht gesehen. Nun erblickte sie eine mittelgroße Gestalt, breitschultrig und beleibt, von gesundem rotem Gesicht, auffallend nur durch seine Bartlosigkeit, welche die Sitte jener Zeit dem unehrlichen Manne aufzwang. Ungewöhnlich erschien auch die Tracht, welche die Beine des Scharfrichters vom Gürtel bis auf die Schuhe in weitbauschige Pluderhosen hüllte — eine Tracht, welche noch in dem vorangegangenen Jahrhundert gang und gäbe gewesen und die Männerwelt zu unglaublicher Verschwendung verführt hatte. Vierzig, sechzig, ja bis zu hundertzwanzig Ellen Tuch forderte solch ein Prunkstück, und vergeblich waren alle Kleiderverordnungen, alles Predigen von den Kanzeln herab gegen diesen „Hosenteufel" gewesen. Da endlich griffen die schlesischen Städte zu einem Gewaltmittel; sie ließen ihren Henkern Pluderhosen fertigen und von Stund' an entsagte das Mannsvolk der so verunehrten Mode. Im übrigen jedoch, von diesen Auffälligkeiten abgesehen, bot Meister Caspars Erscheinung durchaus nichts Abschreckendes, wenn sie

auch nicht gerade anziehend sein mochte, zumal in diesem Augenblick, wo ein häßlicher Hohn die glattrasierten Mundwinkel verzerrte.

Aber wichtiger und interessanter als alle Scharfrichter und Henker der Welt erschien dem Mädchen in dieser Stunde das seltene Schauspiel eines königlichen Hofstaates, und so lenkte es schnell wieder die Augen nach der Böhmischen Gasse hinunter, um deren laubganggeschmücktes Eckhaus noch immer Wagen auf Wagen, Reiter und Rosse bogen.

Deshalb entging es ihr auch, daß der Einsame nicht mehr allein stand. Ein Jüngling, der sich bis dahin in dem Schatten des Kirchthores gehalten, war, den breitkrempigen Hut tief ins Gesicht gezogen, hastig zu dem Alten getreten und hatte ihn am Arme gefaßt.

„Komm nun, Vater," bat er, „Du verscheuchst nur die Leute und bringst sie um ihr Vergnügen."

Stille Resignation lag in seiner Stimme.

Der Alte lachte spöttisch auf.

„Daß ich ein Narr wäre! Es giebt deren schon zu viele."

Er deutete verächtlich nach der Menge.

„Hab' ich hier nicht ein schönes Plätzchen? Uns braucht kein Konstabler Raum zu schaffen. Solche Ehrerbietung genießt kein Kaiser und König."

„Wozu immer dies Selbstverspotten?" erwiderte ihm vorwurfsvoll der Jüngling. „Komm mit in die Kirche zurück, bis sich das Volk verlaufen hat, damit nicht das Ausweichen neues Aufsehen auf uns lenkt. Ich wollte, ich wäre nicht mit in die Stadt gekommen."

„Nanu, für wen bin ich denn hereingegangen und schleppe mich hier mit den schweren Folianten? Für Dich doch, Du Bücherwurm, und nicht zu meinem gaudium privatissimum. Aber meinetwegen, treten wir zurück. Du wirst trotzdem sehen, daß der dumme Pöbel lieber sich wie eine Hammelherde drängt, statt diese Stelle zu betreten, die wir — entweiht haben."

II.

Meister Caspar behielt recht. Auch als die beiden in dem „Thum" wieder verschwunden waren, blieb der Platz vor dem Kirchenthore noch lange gemieden und scheu umging, wer den Henker dort hatte stehen sehen, das verfehmte Fleckchen Erde, bis endlich nach geraumer Weile der erste ehrliche Fuß wieder darüber hinschritt — freilich nur, weil der Wanderer nicht wußte, wer vor ihm dort gegangen war.

Denn Haß, Verachtung, Grausen umschwebte das blutige Handwerk des Nachrichters. Mit Weib und Kind und Kindeskind verfehmt und geächtet war der Henker samt seinen Gehilfen in aller ehrlichen Bürgerschaft; kein achtbarer Mann hätt' ihm die Hand reichen, mit ihm am selben Tische sitzen mögen. Kein Schweinehirt mochte ihm die Tageszeit bieten. Vom Vater erbte dieser Fluch auf den Sohn, nach dem erbarmungslosen Glauben vergangener Jahrhunderte; keine Wahl stand diesem frei, kein anderer Beruf; grausamer Menschenwahn zwang ihm das Blutschwert in die Hand, wollt' anders er nicht elend verhungern oder sein Haus veröden lassen und auch des einzigen Glückes entbehren, das seiner Einsamkeit blühen durfte: am treuen Herzen eines Weibes, im Kreise lieber Kinder sein bittres Verhängnis zu vergessen! Zwar in ehrbarem Bürgerhause, selbst auf dem kleinsten Bauernhofe hätt' seine Werbung ihm die Hunde auf die Fersen gehetzt. Der schmutzigsten Stallmagd wär' seine Neigung als Schmähung erschienen. Nur das Haus der Zunftgenossen im Lande stand ihm offen. So verschwägerte sich der Stand über das ganze Land zu einer großen Familie und die Kinder lernten sich in den Haß fügen, den das Amt der Väter auch auf ihre unschuldige Jugend herniederzog — dieses Amt, das doch der Gerechtigkeit und dem Vollzug ihres Wahrspruches zu dienen eingesetzt war.

Freilich — die Gerechtigkeit jener Jahrhunderte!

Zitternd stand das Volk unter ihrer finstern, in Folterkammern wirkenden Gewalt; schaudernd sah es ihr Wüten, das durch entsetzensvolle Martern den Schuldspruch erzwang.

Die Zeit der Hexenprozesse war es. Seitdem im Jahre des Herrn 1579 der erste Scheiterhaufen zu Glatz seine schwälenden Rauchflammen gen Himmel geschleudert, seitdem ein unglückseliges Bauernweiblein aus Hannsdorf die unschuldige Seele hatte lassen müssen durch das abergläubische oder wohl gar böswillige Geschwätz der eigenen Dienstmagd, seitdem lohten bald hier, bald dort auch in der Grafschaft Glatz die Holzstöße, blitzte das Richtschwert, knirschte das Folterrad durch die krachenden Knochen armer verleumdeter Gottesgeschöpfe. Nicht genug schien es der aus aller Ordnung und Gesittung geratenen Menschheit zu sein an den Greueln des männermordenden dreißigjährigen Krieges, der in diese sechzig Jahre hinein seine weiberschändenden kindermeuchelnden Barbarenhorden ergoß: — die der Feind verschont, fielen dem Wahnwitz der eigenen Volksgenossen zum Opfer.

Zitternd stand — wir sagten es — die Menge vor dem finstern Walten ihrer gleich wahnbefangenen Richter. Unterwürfig schaute sie zu denen empor, die der Justiz weise und hohe Beamte wären; was deren Gelehrtheit glauben konnte, durfte dem ungelehrten Manne kein Zweifel sein. Aber die Volksseele, in dunkler Dämmerung den tausendmordenden Irrwahn vorempfindend, den eine erleuchtete Nachzeit schaudernd erkannte, vergalt denen, die dem Munde der Richter ihre Hand liehen, mit gleich unbarmherziger Ungerechtigkeit, und wer einmal zum Schergendienste sich hingegeben, der war dem Fluche des Volkes — der war seiner Verachtung, seinem Hasse — der war der Unehrlichkeit verfallen bis ins Grab hinein.

Und darüber hinaus! Denn als Erbteil ließ er die Verdammnis allen den Seinigen zurück und keine Er-

lösung gab es von dem Fluche für Mann und Weib, für Kind und Kindeskind bis ins tausendste Glied. In scheuer Ehrfurcht erstarb man vor dem richtenden Herrn; in Furcht und Abscheu starb der nachrichtende Knecht.

Und der richtende Herr — das vergesse man nicht — war in jenen Tagen zu oft nur der Landesherr selbst. An kein Gesetz gebunden, führte seine Ungnade, gerecht oder ungerecht, ja eine bloße Laune den Unterhan an den Blutblock; das vergossene Blut aber brachte das stumpfe Volk über den, dessen Hände es körperlich besudelt. Der mit seinem Gewissen dafür einzustehen hatte — der höhere — über den zu richten, war ein Höherer berufen.

Ja, die hohen Herren! Die hatten es gut dazumal. Ward nicht schon dem fürstlichen Knaben ein Spielgenosse beigesellt — irgend das Kind eines armen Schluckers, der gar wohl obendrein noch die gütige Vorsehung pries, die seines Leibes armseligen Sprößling in das glänzende Herrenschloß verpflanzte, ihm die Brosamen zuwarf, die von des Fürsten schwelgerischer Tafel fielen, ihm aber auch die Prügel zudiktierte, die von Rechtswegen des erlauchten Gebieters nichtsnutzigem Söhnlein auf die Kehrseite gehört hätten. Prügelknaben nannte man darum diese wahrhaften Leidensgefährten der Fürstensöhne.

Wurde das Prinzlein aber ein Prinz und schließlich ein Fürst, Herzog oder König, Kaiser gar — in allen Nöten blieb ihm doch der Prügelknabe zur Seite, und wie heutzutage dieses Amtes die verantwortlichen Minister, Räte, Generäle walten, so warf in einstigen Zeiten das Volk, da's solche hohe Herren noch nicht vor seine Parlamente fordern konnte, Unwillen und Haß auf den seiner Verachtung erreichbaren Vollstrecker der fürstlichen Blutbefehle: auf den Scharfrichter, den Henker. Diesem wälzte der Pöbel die Flüche zu für so manches unschuldig gemordete Leben, und ferne den Häusern der Ehrlichen stand die scheu gemiedene Hütte auch des Meisters Caspar von Glatz, weit draußen vor den Thoren der stark

befestigten Stadt, auf einsamem Felde — nahe der Richtstätte, die noch heute, an der aufwärts steigenden Straße gen Reichenstein gelegen, den bröckelnden Steinbau und die Armesünndersäule trägt, allwo die Glatzer Verbrecher durch Henkers Beil oder Strick, durch Rad oder Feuer vom Leben zum Tode gebracht wurden.

III.

Nur den einen Sonntag verweilte der flüchtige König im Glatzer Weichbilde. Vergebens lag ihm der ritterliche Landeshauptmann an, Leben und Sicherheit der Treue seiner Grafschafter Stände anzuvertrauen, hinter dem natürlichen Wall der Glatzer Gebirge seine Heerhaufen zu sammeln und aus den Bergpässen heraus auf den nachrückenden Feind hinabzustürmen. Vergebens auch versicherte den Fürsten in feierlicher Audienz der Bürgererste von Glatz, Mathäs Scholz, an der Spitze des Rates der Ergebenheit der Bürgerschaft, die vom Wunsche beseelt sei, Gut und Blut für ihren freierkorenen König und Herrn einzusetzen; umsonst wies der Kommandant Georg von Sembling auf die Festigkeit des Schlosses und der umwallten Stadt hin, an deren Mauern vor zwei Jahrhunderten schon der Ansturm der wilden Hussiten zerschellt war und vierzig Jahre später auch die Breslauer sich blutige Köpfe geholt hatten. Seitdem aber war an der Vervollkommnung der Festungswerke stetig gearbeitet worden, und um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts noch war durch den damaligen Pfandinhaber der Grafschaft, Herzog Ernst von Bayern, und seinen trefflichen Baumeister Lorenz Kriesche das Niederschloß aufgeführt worden, oberhalb des heut noch sogenannten Schloßthores, indes die Nordostseite des Berges, längs der unten sich hinziehenden Frankensteiner Straße, das weithin ragende Oberschloß krönte.

In der That für die damalige Zeit eine Festung ersten Ranges! Geschützt obendrein im weiten Umkreis durch Burgen und Blockhäuser und Verhaue an den we-

nigen Straßen, die durch enge Thäler den Ausgang aus dem Gebirgskessel mühsam suchen mußten.

Doch alle Vorstellungen und Bitten vermochten den durch die erste Niederlage in unbesiegbaren Schrecken gestürzten König nicht zu halten. Am Montag, den 16. November, brach der Hof zu neuer Flucht auf und verließ durch das Frankensteiner Thor die Stadt, um auf Breslau zuzueilen.

Da unterwarfen sich, von ihrem Haupte so schmählich in Stich gelassen, die meuterischen Stände des Königreichs Böhmen reumütig dem Kaiser Ferdinand und riefen ihren Kommandanten zu Glatz, den tapfren und kriegserfahrenen Sembling, in die Heimat zurück. Um Verzeihung und Gnade baten auch die schlesischen Fürsten und Stände, nachdem König Friedrich von Breslau weitergeflohen nach Brandenburg und Holland. Ein König ohne Krone war er geworden, doch auch ein Kurfürst ohne Land. Er sollte seine pfälzische Heimat nimmer wiedersehen.

Die kleine Grafschaft Glatz allein, zwischen die beiden neu unterworfenen Länder gebettet, wagte das Unerhörte, dem einmal erwählten, doch ohnmächtigen König die Treue zu halten. Denn Treue, ob in guten, in bösen Tagen, war immer eine Tugend, ein Ruhm dieser Männer des Gebirges. Rauh wie das Felsgestein, das sie bewohnten und bebauten, doch fest auch wie dieses in dem, was ihr Herz einmal in sich eingeschlossen, hielten sie auch im Unglück an ihrem Herrn; i h r Unglück freilich war es, daß dieser schwache und haltlose Fürst solcher Treue sich so ganz unwert zeigte.

Zwar einen schönen Schreibebrief schickte er ihnen noch von Breslau aus, worin er ihre Ergebenheit höchlichst lobte und sie zum Ausharren in der angelobten Treue ermahnte; auch einen Kommandanten sandte er ihnen, den Oberstleutnant Spee, mit zwei Hauptleuten Georg Stenger und von Damnitz, sowie zwei Fähnlein Fußvolk und ein Fähnlein Reiter; dann aber brachte er

die eigne Haut in Sicherheit und ließ die Glatzer für sich allein weitersorgen. Diese nahmen dennoch solche Sorge freudig auf ihre Schultern und warben aus eigenen Mitteln noch neue hundert Fußknechte zur Verteidigung der treuen Stadt.

Viel Last und Unruhe, ja Gefahr für eigenes Gut und Blut nahmen sie damit in ihre Mauern auf. Waren schon die böhmischen Söldner, die bis dahin in Glatz gelegen hatten, ein wüstes und habgieriges Gesindel gewesen, so war das schlesische Kriegsvolk nicht viel besser und ihre zuchtlose Raubsucht trieb allerhand Erpressungen in den Bürgerhäusern, nachdem das Kirchengut der flüchtigen Jesuiten die Beute der früheren Besatzung geworden. Unter dem Vorwande, daß die entflohenen Patres noch große Schätze bei den ihrem Glauben treu gebliebenen Bürgern in Versteck gebracht, wurden die Häuser der Katholiken durchsucht und die Besitzer drangsaliert, freilich ohne den gewünschten Erfolg. Da ward manchem guten Hausvater zu Glatz, ob er auch dem neuen Glauben sich zugewandt, vor solchen „Freunden" angst, und wer eine junge mannbare Tochter hatte, hütete sie sorgsam in den Stuben.

Der alte Eyser auf dem stillen abgelegenen Vorwerk dankte seinem Schöpfer in diesen Tagen für solche Abgelegenheit. Abseits der großen Heerstraße, die seit alters aus Böhmen herüber an Glatz vorbei und durch die Warthaer Schlucht in die schlesische Ebene sich hinabzog, und eingelagert in hügeliges Land, duckten sich die niedrigen Dächer der Gutsgebäude und Arbeiterhütten hinter den Kamm der umliegenden Höhen, die obendrein nach der Seite, wo sie zur Straße abfielen, von Gehölz bestanden waren.

So blieb man dort ziemlich unbehelligt von dem anhebenden Kriegslärm; jedes ging ruhig seiner Arbeit nach, und wenn Ursula in der elterlichen Wirtschaft ihre Obliegenheiten erfüllt hatte, so lief sie in den Wald hinaus, suchte Beeren, Pilze, und nie stieß ihr in den stillen ur-

waldlichen Forsten des schönen Berglandes ein Abenteuer zu. Was hätten dort auch beutelüsterne Soldaten suchen wollen?

Bis eines Tages ihr doch ein böses und dennoch — ach! ein süßes Abenteuer begegnete.

IV.

Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, der verwegene und eifrige Parteigänger König Friedrichs, war nach der Flucht seines Herrn mit einem Rest des rebellischen Heeres in Schlesien zurückgeblieben und brandschatzte von Schweidnitz aus die Umgegend. Am Osterabend 1621 fiel dem Generalfeldobersten auch die alte Bischofstadt Neisse durch kühne Ueberrumpelung in die Hände, und hier erfuhr er, daß die schlesischen Stände, im Verfolg ihrer Unterwerfung unter die kaiserliche Majestät, die von ihnen geworbenen Kriegsvölker entlohnt und entlassen hatten und willens waren, auch die in Glatz noch gehaltenen drei Fähnlein Besatzung abzudanken. Dies Geschäft zu regeln und den rückständigen Sold auszuzahlen, brachen in der That am 24. Juni Abgeordnete aus Breslau gen Glatz auf. Da setzte alsobald der junge raschentschlossene Zollernfürst — denn Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg war des Markgrafen Vater gewesen und der regierende Kurfürst Georg Wilhelm sein leiblicher Neffe — zwei Fähnlein Fußvolk in Bewegung und ein Kornet Reiter flog ihnen auf Glatz voran.

Kundschaftend waren auf näherem, doch mühsamem Richtwege über das Gebirge zwei der markgräflichen Reiter dem Trupp vorausgeeilt. Fluchend mühten sie sich, ihre widerwilligen Tiere am Halfter eine unvorhergesehene Waldschlucht hinabzuführen, da drangen ihre wetternden Stimmen, das Knacken der brechenden Baumäste und das zornige Schnauben der Rosse zu Ursulas Ohren, die Beeren sammeln gegangen und im Eifer, des Weges

nicht achtend, weiter als sonst von der Heimstätte der Eltern sich entfernt hatte.

Lautlos verhielt sie sich hinter Gebüsch und spähte durch das Gezweig den Nahenden entgegen. Mit Schrecken sah sie die rohen Kriegsleute just auf ihr Versteck zukommen; ihr helles sommerliches Kleid mußte sie verraten; bebend sprang sie auf und floh davon.

„Halloh! Ein Frauenzimmer!" rief der eine der Reitersknechte, im ersten Augenblick stutzend vor der aufgescheuchten Erscheinung.

„Gute Beute, Kamerad!" schrie der andere und warf jenem den Zügel seines Rosses zu. „Halt mein Pferd! Die Dirne soll uns nicht entwischen."

Und er stürmte durch das Dickicht hinter dem Flüchtling drein.

Es war eine wilde Jagd.

Ursula hatte schnelle Füße, aber ihr Verfolger längere Beine, und als es galt, die Schlucht wieder emporzuklimmen, sah das gehetzte Mädchen sich verloren. Der keuchende Athem des Verfolgers wehte schon an ihrem Nacken, harte Fäuste rissen an ihren dicken blonden Zöpfen, sie taumelte und stürzte — und mit wildem Triumphgeschrei fiel der Wüstling über die erjagte Beute.

Aber wie noch das kräftige Mädchen mit dem Gewaltthätigen auf der Erde rang, brauste es den Abhang herunter durch Dorn und über Stein, polterndes Felsgeröll hinterdrein — ein furchtbarer Schlag schmetterte auf den Schädel des Kriegsknechtes nieder, daß allsogleich die umspannenden Arme sich vom Leibe der Jungfrau lösten und der Körper leblos neben der entsetzt Aufspringenden auf den Waldboden rollte.

Vor Ursula aber stand ein junger Mann, schlanken Baues und flammenden Gesichts; mit dem Fuße stieß er gegen den Wanst des Hingestreckten, prüfend, ob noch Leben in ihm sei; dann schleuderte er den schweren

Eichenstock, mit dem er den tötlichen Streich geführt, mit Ekel von sich und sprach zu Ursula:

„Gelobt sei Gott, daß ich Euch aus solchen Händen retten durfte! Mir dünkt, es ist einer von den wilden Reitern des Markgrafen von Jägerndorf. Ist Euch sonst ein Leid geschehen, Jungfer? Nein? So kommt und folgt mir schnell! Es möchte des Gesindels mehr in der Nähe sein."

Trutzig blickte er um sich und lockerte das lange Dolchmesser im Wehrgehäng, das ihm an die kräftigen Schenkel schlug.

Ursula zögerte.

Der Jüngling sah sie groß an. Plötzlich flog ein bitterer Argwohn in ihm auf.

„Kennt Ihr mich?" fragte er, und Trauer zuckte über sein gutes ehrliches Gesicht. „Mögt Ihr nicht mit mir gehn?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf, über die sonderbare Frage verwundert. Doch war ihr keine Zeit, dem nachzudenken. Auf den in Ewigkeit verstummten Mann zu ihren Füßen deutete sie:

„Der Tote! Was soll mit ihm werden?"

Da konnte sich der Retter eines spöttischen Lächelns nicht enthalten.

„Ihr habt wahrhaftig ein gutes Herz, Jungfer," lachte er. „Wollt Ihr Eurem Verfolger etwa ein christliches Leichenbegängnis veranstalten? Es giebt bessere Menschen, als diesen Schurken," fuhr er mit aufwallender Verachtung fort, „und dürfen doch nicht in geweihter Erde ruhn."

„Was meint Ihr damit?" staunte nun doch Ursula über die rätselhaften Reden ihres Befreiers.

„Ei, es kam mir nur so in den Sinn. Kommt, kommt, wenn Ihr Euch meine Geleitschaft gefallen lassen wollt! Den Unhold dort laßt von seinesgleichen begraben. Und wenn ihn Raben und Füchse fressen, ist's auch nicht schad'."

Ohne auf nochmalige Gegenrede zu warten, nahm er Ursula an der Hand und führte sie bergan aus der Schlucht, in deren Tiefe die sinkende Junisonne nicht mehr zu dringen vermochte.

Geheimnisvoller Schatten sank über den Waldgrund. Dämmerung schwebte unter dem dichten Wipfeldach, und dem einsamen Reitersmann, der vergeblich der Rückkehr des Spießgesellen harrte, wurde unheimlich zu Mute in der Totenstille. Der Aberglaube jener Zeit gaukelte ihm die Hexenmärchen seiner Kindheit vor die Seele: war jene plötzliche Erscheinung gar die Waldfee dieses verträumten Thales gewesen, die nur geflohen, um die fremden Eindringlinge in das Dickicht nachzulocken? Wie aus weiter Ferne war ein dumpfes Krachen, ein Totenschrei zu ihm herübergeklungen, dann war es still, graulich still geworden und — — —

Teufel auch! Gegen Geisterspuk und Hexenzauber hielt selbst das verhärtete Herz eines markgräflichen Kriegsmannes nicht stand. Mit keuchender Angst hieb der Söldner auf die Pferde ein und erklomm mit ihnen den Rand der Schlucht; dann sprang er in den Steigbügel und jagte den Weg zurück, den er gekommen.

Waldgetier aber umschlich scheu witternd den einsamen Toten.

V.

Hastig, nur selten ein paar Worte wechselnd, waren die beiden Flüchtigen durch Wald und Feld geeilt. Nun stiegen sie von der Höhe ins Neissethal hinab; vor ihnen wuchs der Schloßberg mit den hochragenden Türmen und Zinnen der starkumwallten Burg empor; in der abenddämmernden Ferne verschwammen die Umrisse des schlanken aufstrebenden Rathausturmes von Glatz.

Am Saume des Gehölzes, das die Anhöhe begrenzte, hinter welcher verborgen das Vorwerk sich hob, stand Ursula und deutete hinab auf die roten freundlichen Dächer.

„Dort bin ich zu Hause," sagte sie aufathmend zu ihrem Beschützer. „Der Vorwerkmann Vinzenz Eyser ist mein Vater. Kommt mit hinab, daß auch er dem Retter seines Kindes danke."

Aber der Jüngling wehrte heftig ab.

„So wollet mir wenigstens Euren Namen sagen und wo Ihr wohnt?" drang Ursula in ihn.

„Nennet mich Hans, liebes Mädchen! Daran laßt Euch genügen. Morgen um diese Dämmerstunde werde ich wieder an dieser Stelle sein. Wenn Ihr wollt und könnt, bitt' ich Euch um ein Wiedersehn."

Damit schüttelte er hastig Ursulas Hand und schritt eilig in den Wald zurück, ohne Ursula noch Zeit zu einem Dankesworte zu lassen. Diese aber stand und schaute ihm nach und wußte sich das absonderliche Wesen des Fremden nicht zu deuten.

Am andern Tage jedoch, als die Sonne sank und aus der Ferne das Abendgeläut der Wenzelskirche auf dem Glatzer Schloßberg über die Fluren schwebte, war auch Ursula im Walde und das Herz hüpfte hinter ihrem Mieder, als sie ihres schon harrenden jungen Retters ansichtig wurde.

Seitdem trafen sich die beiden fast täglich im verschwiegenen Forste; er half ihr Beeren suchen, und da vier Hände flinker sind als zwei, brachte sie immer von Beeren oder Pilzen eine stattliche Menge nach Hause, trotzdem die kurze Stunde mehr mit Plaudern als mit Sammeln verging. Wenn Ursulas Mund lachte, wenn Augen und Zähne ihr blitzten in lustiger Neckerei, dann hellten sich auch die sonst so ernsten Züge des seltsamen Jünglings auf und seine schwermütige Stirne, der bitter geschlossene Mund wurden heiter und zur Neckerei bereit.

Das war die Geschichte von Vitz Ursulas Liebe, und als der Wald sich herbstlich färbte und die ersten kaiserlichen Heerhaufen von Braunau her die Grafschaft zu beunruhigen begannen, da fand sich im Walde am Vorwerk Mund zu Mund und Herz zu Herz. Noch immer

aber kannte Ursel Namen und Herkunft des Geliebten nicht; sie drang auch deshalb nicht mehr in Hans, weil er sie dann so traurig ansehen konnte und eher als sonst von ihr ging.

Daheim aber im Elternhause ahnte niemand etwas von des Mädchens heimlicher Liebe.

VI.

Der Winter kam und seltener wurden die Zusammenkünfte der Liebenden. Ursula fand nicht so leicht einen Vorwand wie im Sommer, in den Wald hinauszueilen und dem Geliebten zu begegnen. Schneestürme verwehten die Wege, jedoch dräuender noch als der düstere Winterhimmel hing das um Glatz sich zusammenballende Kriegsgewölk über allen Gemütern und lastete selbst auf den jungen Herzen.

In der Neuroder Gegend waren die ersten Scharmützel zwischen den Kaiserlichen und den Glätzischen gefallen. Dreißig wehrhafte Bürger von Neurode verloren das Leben am 26. September 1621 bei einem Ueberfall der Stadt durch das in Braunau lagernde Kriegsvolk des Kaisers, und vier Wochen darauf kamen bei einem zweiten Einfall gar zweihundert Mann der zu den Waffen gerufenen Grafschafter Landwehr zu Tode, die meisten auf elendeste Weise unter den Brandtrümmern der Tuntschendorfer Kirche, die von den Verfolgern in Flammen gesetzt worden war.

Furchtbarere Greuel als diesen hat nachher jener schreckensvolle Krieg noch gezeugt; damals jedoch, wo man solch grausamer Kriegsführung noch ungewohnt, flammte die Empörung ob dieser Unthat durch die entsetzten Gemüter.

„Aber der Markgraf und sein Hauptmann, der Lohe, werden's ihnen heimzahlen. Keine Gnade! Alle müssen sie über die Klinge springen, die Papistischen."

Mit rohem Schimpfwort endigte diese Rede ein

Spezialsammlung

junger Mensch, der halb bürgerliche Kleidung, halb kriegerische Rüstung trug. Er saß beim alten Eyser in dem niedrigen Wohngemach und sprach eifrig dem Trunke zu, den ihm Ursula auf des Vaters Geheiß aus dem Keller hatte holen müssen. Denn damals braute zu Glatz fast jedes Bürgerhaus sein eigenes Bier. Und so auch das städtische Vorwerk.

„Je nun, Markgraf Johann Georg?" wandte bedächtig der Hauswirt ein. „Hat er sich nicht in Schlesien halten können, wird er da hinten in Ungarn uns erst recht nichts nütze sein."

„Oho!" polterte sein junger Gast, „was versteht Ihr von diesem klugen Kriegsplan? Mit dem Ungarnfürsten Bethlen Gabor hält der Generalfeldoberst des Kaisers Armee dort unten an der Donau fest, erringt Sieg auf Sieg —"

„Wenn's nur wahr ist!"

„Was? Ihr zweifelt? Ganz Glatz freut sich des unbezwinglichen Hohenzollern, jubelt über die Tapferkeit der Ungarn, ist guten Mutes und Ihr allein wollt —?"

„Gern glaubt man, was man wünscht," unterbrach den heftig Redenden der Graukopf, „aber Freude übertreibt gar leicht und Gerüchte vergrößern sich auf so weitem Wege."

„Ha," schrie der Junge und schlug mit der Faust auf den Tisch, „wär's nicht wahr, hätten wir die Kaiserlichen schon alle im Lande."

„Nun, stehen die Sachsen nicht bereits in Neurode?"

„Der Teufel hole die Verräter samt ihrem Kurfürsten! Wollen Protestanten sein und helfen den Papisten über."

„Ja, wie man's ansieht! Kaiser ist Kaiser, und die deutschen Fürsten sind ihm zu Treue verpflichtet."

„Da schlage doch gleich ein heiliges Donnerwetter darein!" brüllte der Brausekopf. „Bitz! Bitz! nehmt Euch in acht mit solchen Reden! Die Markgräflichen sind nicht fein, und der Glatzer Rat würde einen kaiserlich

gesinnten Vorwerkmann nicht in seinen Diensten behalten."

„Der Drohungen bedarf es nicht. Doch bleib' ich bei dem: Dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Die Empörung mit den Waffen kann und darf die weltliche Majestät nicht dulden; auch die göttliche Majestät will Blutvergießen nicht und führt, wie einst die ersten Christen, auch uns, sofern wir den rechten Glauben haben, durch Unterdrückung und Verfolgung doch zum Sieg."

Der Jüngling lachte höhnisch auf, doch wehrte der Alte seine Entgegnung mit der Hand ab und fuhr fort:

„Ihr jungen Hitzköpfe mögt ja anders denken als wir Alten, die wir uns um Weib und Kind und das bißchen Ersparnis zu sorgen haben. Ihr aber habt inzwischen gute Tage drinnen in der Stadt, lebt in Saus und Braus mit den Soldaten; der Markgraf, ehe er gen Ungarn zog, hat Euch ja mit des Neisser Bischofs guten Weinen noch reichlich versorgt —"

„Das hat er, der fürsorgliche Herr," schmunzelte der Junge, „zweihundert Eimer des besten Rebenblutes schickte er uns herauf, dazu siebenundachtzig Malter Getreide und manches schöne Stück Vieh, das er den Kamenzer Stiftsherren abnahm —"

„Nicht zu vergessen," setzte Eyser grimmig die Aufzählung fort, „was wir Bauern in der Grafschaft haben aufs Schloß liefern müssen an Vieh und Futter und Feldfrüchten. Wenn's so die Freunde treiben, dann Gnade uns Gott vor den Feinden! Schon sind uns alle Wege und Pässe ringsum gesperrt, keine Zufuhr, kein Verkehr von Schlesien, von Böhmen! Hier die Kaiserlichen, dort die Sachsen vom Eulengebirge herunter bis zum Winklersberge; Schweidnitz, Reichenbach, Frankenstein, Reichenstein, Jauernig in ihren Händen, die Kaiserlichen gar schon in Neurode! Ihr in der Stadt, das glaub' ich schon, könnt's noch eine Weile aushalten, aber wenn Hunger und Entbehrung erst einmal an die Stadtthore

pochen werden, und die guten Glatzer werden wie wir armes Landvolk hier draußen den Magen knurren hören, vielleicht auch die Donnerbüchsen brummen —"

„Halloh, sie sollen nur kommen!" warf sich der junge Prahlhans in die Brust. „Mit blutigen Köpfen wird sie der Lohe, unser neuer tapfrer Kommandant, zurückschicken. Einundzwanzig große Stücke Geschütz, zehn Feldschlangen, drei Orgelstücke, dazu fünfundsechzig Wagenladungen Blei, Pulver, Pech, Schwefel und Lunten hat uns der Markgraf vor seinem Ungarnzug noch aus Neisse zugeschickt und obendarein seinen eigenen niederländischen Kriegsbaumeister —"

„Was erzählst Du's mir? Hab ich nicht selber mit Knechten und Pferden ihm den ganzen Sommer über frohnden müssen an den neuen Schanzen, die er vor dem Oberschlosse aufgeführt? Die vorjährige Ernte habt Ihr uns weggenommen und die diesjährige eben zur Not bestellen lassen. Freilich, für wen wird der Bauer ernten? Doch nur wieder für das hergelaufene Söldnervolk!"

„Oho," drohte der junge Kriegsmann und stieß seinen langen Raufdegen, den er mit beiden Fäusten zwischen den Knien gegen die Erde gestemmt gehalten, klirrend auf den Boden, „oho, Ihr vergeßt, Eyser, daß auch ich —"

„Du bist ein Glatzer Bürgersohn," beschwichtigte ihn der Alte, „und hast den Machthabern in der Stadt gehorchen müssen, als sie die Bürgerschaft in Waffeneid nahmen und Dich mit vielen anderen der kräftigsten Jugend zu ihren vier Fähnlein regulärer Truppen ausmusterten —"

„Ich habe die Waffen gern genommen."

„Das ehrt Dich, Christoph, denn Du trägst sie zur Verteidigung Deiner Vaterstadt; jene Söldner dagegen —"

„Oh, das Soldatenleben gefällt mir, und wenn die Zeit kommt, wer weiß, ziehe ich vielleicht auch mit ins Feld."

Der alte Bauersmann sah den Sprecher traurig an.

„Das ist das schlimme am Kriege, daß er die Menschen zu mühsamer Arbeit unlustig macht. Aus fremden Taschen leben, von fremdem Schweiße, das behagt. Gebe Gott diesem unseligen Kriege nur ein schnelles Ende! Denn wenn auch Du schon, Christoph —"

Er stockte und stand von der Holzbank auf, die an der Wand um den Tisch lief. Langsam trat er auf den Burschen zu und legte ihm die schwere arbeitsrauhe Hand auf die Schulter.

„Christoph," hub er an, „Christoph, hör' auf 'nen alten Mann, der Deines seligen Vaters Freund war. Schlag' Dir solch böse Gedanken aus dem Sinne, bleib' bei Deiner Vorfahren ehrlichem Handwerk, treib' die ererbte Gerberei fort. Ihr Deckerts seid ein altes Glatzer Meistergeschlecht, doch schon fehlt Eurer Werkstatt des Herrn Auge allzusehr."

„Was sollte es mir nützen? Der Bürger kauft nicht, weil er kein Geld hat, und der Soldat nimmt, was ihm nötig ist, und zahlt nicht. Die Gesellen sind auf und davon, gerben lieber den Menschen das Fell als totem Getier —"

„Wohl wahr! Aber so wird der Herrgott unser Vaterland ja nicht strafen wollen, daß meine alten Augen den Frieden nicht mehr schauen sollten. Dann wird Mangel sein an Arbeitskraft, an tüchtigen Handwerkern; wer sich dann eine gelenke Hand bewahrt, Schaffenslust erhalten hat, wird das Verlorene doppelt und dreifach wieder erwerben. Gründe Dir einen Hausstand, Christoph; ein rührig Weib daheim wird Dich an Vaterstadt und Vaterhaus fesseln."

„Geht mir mit den Weibern! Die giebt's draußen im Feldlager mehr wie in Glatz und dazu willfährigere."

„Ich weiß, Du spielst auf meine Ursel an, Christoph. Nun gut, das Mädel ist jetzt zwanzig geworden und wird Vernunft annehmen. Sie war ein Kindskopf bis-

her, da hab' ich nicht ernstlich in sie gedrungen. Ist ja mein einziges Kind. Doch in solchen Zeiten sieht ein guter Vater sich nach starkem Mannesschutz für seine Tochter um. Zwar wollt' ich keinem raten, sich an die Ursel zu wagen. Noch schwingt dieser Arm den Dreschflegel und die Holzaxt so gut, wie ein Kriegsknecht den Säbel oder die Hellebarde. Allein, das letzte Stündlein kommt oft über Erwarten schnell und —— Kurz und gut, Christoph, ich werde mit der Ursel ernstlich reden, die Hand darauf! Du aber versprichst mir —"

Christoph Deckert sprang auf und schlug wuchtig in die dargebotene Rechte.

„Alles, was Ihr wollt, Vater Eyser! Ihr wißt doch, wie ich um das Mädel herum gewesen bin und wie sie nur immer Abweisung und Zurücksetzung für mich gehabt hat. Wenn Ihr Euren Willen durchsetzen könnt —"

Da warf der Alte die breiten gedrungenen Schultern zurück.

„Im Glatzer Bauernhause hat noch stets des Hausvaters Gebot bei Kindern und Gesinde unweigerlich gegolten. Hier mein Verspruch: die Ursel ist Dein!"

VII.

Christoph Deckert schickte sich zum Heimweg in die Stadt an. Vitz Eyser wollte den künftigen Eidam ein Stück begleiten. Doch vergebens rief er nach Ursula, daß sie ihm seinen Schafspelz bringe und dem Besuch Lebewohl sage. Sein Verdruß entlud sich über seine aus dem Kuhstall herbeistürzende Ehehälfte in heftigen Scheltworten.

„Sie wird in den Wald gegangen sein," meinte die erschrockene Frau, die vor dem zornigen Eheherrn stets in Furcht schwebte.

„Was hat sie so oft im Walde zu schaffen?" wetterte der Alte weiter. „Es wird Zeit, daß sie in schärfere Zucht kommt. Hier, Alte, sieh' Dir Deinen künftigen Tochtermann an!"

„Jesus Maria!" staunte das Weib, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, „der junge Herr Deckert! Der Herr Gerbermeister! Ein Stadtherr! Und die Ursula will er haben? Ach Du mein Gott, welch ein Glück — welch ein Glück!"

„Flenne nur nicht gleich, Weib!" zankte Vitz Eyser. „Aber recht hast Du: ein Glück, ein großes ist's für unser Mädel, daß es unter die Bürgerfrauen hinein heiraten soll. Mit dem Vagabundieren im Walde ist's nun freilich vorbei. Du sorgst mir, daß das Mädel sittsam zu Hause bleibt, verstanden? Jetzt zumal, wo sich allerlei abenteuerliches Gesindel in der Gegend zeigt: marodierendes Kriegsvolk, landstreichende Bettlersippe."

„Sagt," warf hier Christoph argwöhnisch ein, „lustwandelt Euer Töchterlein häufig da draußen im einsamen Forste?"

„Sie holt Beeren und Waldfrüchte ein," antwortete die Mutter verlegen.

„Nanu! In Schnee und Eis giebt's doch solche nicht zu finden."

„Ja, im Winter schöpft sie halt ein wenig frische Luft."

„Die giebts, mein' ich, auf dem Vorwerk ebensogut," spöttelte der junge Bürgersohn. „Da hat sie keine einsamen Spaziergänge nötig. Eyser, Eyser," fügte er, zu dem Alten gewandt, lauernd hinzu, „habt acht auf Eure Jungfer Tochter! Wie wär's, wenn wir den Weg durch das Gehölz auf die große Heerstraße zu nehmen? Ich schneide dabei zugleich ein Stück Weg ab."

„Vorwärts!" donnerte der Bauer, „ich führe Euch selber den Richtpfad. Bin auch neugierig geworden, was mein Fräulein Tochter da draußen treibt. Und finden wir sie, so spreche ich Euch beide an Ort und Stelle zusammen."

Der sonst so bedachtsame Mann — doch jäh und brausend, wenn ihn einmal der Zorn gepackt — stürmte durch das Hofthor, hinter ihm drein Christoph Deckert.

Fast wäre Eyser auf einen der Vorwerksknechte aufgeprallt, der athemlos um die Wegecke gelaufen kam.

„Wißt Ihr's schon, Bauer?" rang er keuchend die Worte hervor. „Bei Steine — bei Steine —"

„Was ist's bei Steine? So rede doch, oder laß uns ungeschoren."

„Bei Steine, dicht am Dorfe — haben die Sachsen — der Oberst Goldstein — der in Neurode gelegen —"

„Heraus mit der Sprache, Tölpel!"

„Er hat das Kornet Reiter, das die glätzischen Stände erst neulich angeworben —"

„Ha!" fuhr jetzt auch der junge Deckert in höchster Spannung auf den Knecht ein und schüttelte ihn an der Brust, „was hat er?"

„Gefangen genommen — allesamt hat er sie — Roß und Reiter!"

„Die Hölle soll Dich Unglücksraben verschlingen!" schrie Christoph und gab dem armen Menschen einen Stoß vor die Brust, daß er sich längelang im Schnee wälzte. „Vorgestern erst, am 5. Dezember, hat sie der Kommandant von Lohe in Eid für König Friedrich genommen und heute schon sollten sie —? Fort! Ich muß nach Glatz! Der Feind ist im Anrücken auf die Stadt."

„So warte doch, Junge!" stürzte Eyser hinter ihm her. „Ich führe Dich durch den Wald, so bist Du eine gute Weile eher in Glatz."

Hintereinander keuchten die beiden Männer durch das verschneite Gehölz auf dem schmalen Querpfad.

Plötzlich riß der Jüngling seinen vor ihm herstampfenden Führer zurück.

„Halt!" flüsterte er, „seht Ihr die frischen Fußspuren im Schnee? Das sind Frauenschuhe gewesen. Und hier daneben — schaut doch! Ein Mannesfuß! Haha, wir sind, glaub' ich schier, einem verliebten Pärchen auf den Fersen."

„Sackerment!" schrie der Alte voller Wut, „wenn's die Ursel wäre —"

„Wer sollte sich sonst in diese Stille verirren?"

„So würg' ich ihren Buhlen mit diesen meinen Fäusten ab."

Da rang sich auch schon vor ihnen ein Schreckensruf, ein entsetzter Mädchenschrei in die schwere Winterluft empor. Ursula hatte des Vaters wetternde Stimme erkannt; in jähem Entsetzen wollte sie den Geliebten zur Flucht fortziehen.

„Zu spät!" sprach dieser leise und trüb, zog noch einmal das Mädchen an seine Brust und küßte das blonde Haar. „Armes Kind, nun heißt es scheiden auf immer."

„Nie, niemals!" rief Ursula und klammerte sich an seinen Arm.

„Doch, doch!" sagte der Jüngling, „Du wirst Dich selber von mir wenden."

Dann kehrte er den traurigen Blick den nahenden Männern entgegen und erwartete sie in ruhiger, ja stolzer Haltung.

Da erkannte im dämmernden Abendlicht der alte Eyser den Fremden. Als ob ihn ein Schlag getroffen hätte, taumelte er, mit den Händen in die leere Luft greifend, zurück; der nacheilende Christoph wollte ihn just auffangen, doch schon mit einem Sprunge war der Alte an den Umfaßten heran und riß mit furchtbarer Gewalt sein Kind von der Seite des Fremden.

Wohl zuckte es in diesem empor, als er die Geliebte unter dem eisernen Griff der rauhen Bauernhand in Schmerz erjammern hörte, doch grub er die Zähne in die Lippe und krampfte die verschränkten Arme fest auf die Brust.

„Hinweg von dem Satan, Verruchte!" brüllte der Bauer und schleuderte das Mädchen seinem Begleiter zu. „Wie darf der Schurke seine unehrliche Hand nach einer reinen Jungfrau ausstrecken?"

Keine Muskel zuckte in dem bleichen bartlosen Antlitz des Geschmähten. Kein Wort kam aus seinem Munde zur Gegenwehr.

„Mit diesen Händen," fuhr der Ergrimmte fort und schüttelte die Fäuste gegen den Jüngling, „mit diesen Händen wollt' ich den Verführer meines Kindes erdrosseln, aber Dich berühren, Junker Ohnebart, wär's auch um Dich wie einen räudigen Hund niederzuschlagen, ekelt mich und wäre mir ein Schimpf mein Leben lang."

„Vater!" schrie Ursula auf, empört über die dem Geliebten angethane Schmach. „Vater!" schrie sie und riß sich aus Christophs Armen los, „wie magst Du dem Manne solchen Schimpf zufügen, der Deines Kindes Ehre, vielleicht mein Leben geschützt und gerettet hat! Vater!" bat sie, seine geballte Rechte umklammernd, „lerne ihn kennen, verurteile uns nicht ungehört!"

„Ich danke für die nähere Bekanntschaft," lachte der Graukopf wild, „ich habe nicht Lust, meinen Kopf in seine Schlinge oder auf den Blutbock zu legen."

„Wie?" erschauerte das Mädchen und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf den stumm und bewegungslos Verharrenden hinüber. „Was sagst Du da, Vater?"

„Ich sage, daß, hätte er Dir zehn Leben gerettet, Du alle wieder durch mich verlieren solltest, ehe Du Meister Caspars Schwiegertochter wirst."

„Meister — Caspars — des Henkers — Sohn ist er?"

Stoßweise quälten sich die Worte ihr aus der zusammengeschnürten Kehle. Doch mit jedem Worte that sie voll tiefsten Entsetzens einen Schritt zurück.

„Kennt Ihr den eignen Herrn Liebsten nicht?" mischte sich jetzt Christoph spöttelnd in die Handlung.

Da schlug Ursula die Hände vors Gesicht, sank in die Knie und schluchzte wild auf: war es aus Zorn, war es aus Schmerz? Vielleicht beides.

Hans Caspar aber, bitter lächelnd, löste die verschränkten Arme und sprach, auf die Zusammengesunkene weisend, zu dem Alten:

„Ihr hört, daß sie nicht gewußt, wer sie lieb gehabt. Also laßt sie's nicht entgelten. Wenn ich ungerecht gehandelt, so ist auch eines Henkers Sohn ein Mensch und begehrt nach Liebe, Wärme, Sonnenschein. Nun geh' ich in die Nacht zurück. Ein langes junges Menschenleben in Nacht und Acht! Sei es die Sühne für meine Verwegenheit, daß ich an Eurer Rose meine Freude gehabt. Gott lasse sie blühen in Schönheit und Glück!"

Still wandte er sich ab und schritt hochaufgerichtet in den Wald hinein; stumm und betreten sahen sich die beiden Männer an und kamen sich plötzlich vor, als seien sie die Gescholtenen. Und zu ihren Füßen, im kalten Schnee, schluchzte Ursula leiser und leiser.

VIII.

Der Weihnachtstag begann zu lichten,
Der Nordwind heulte durch den Forst
Und stürzte schneebeladne Fichten,
Der Habicht floh aus seinem Horst.
Es schauderte, gebeugt von Jammer,
Ein Greis in einer wüsten Kammer;
Die Wände flimmern silberweiß,
Gleich seinem Bart, von Reif und Eis.

Ein Grafschafter Volkslied ist es, das also anhebt und von Kindes Undank schlicht und doch ergreifend singt.

Weihnachten war auch in des Vorwerkmannes Haus eingezogen. Der Nordwind heulte um den Giebel und im Forste ächzten und knarrten und beugten sich die schneebeladenen Fichten.

Aber nicht weihnachtlich sah es dies Jahr im Eyferschen Hause aus. Zwar die trauliche Sitte, den Tisch mit einem schmucken buschigen Tannenbäumchen zu zieren, war dazumal in Deutschland wieder abhanden gekommen; doch auch die „Krippe" oder „Geburt" mit den Holzhäuschen von Bethlehem, mit der heiligen Familie, den Hirten und hölzernen Schäfchen lag vergessen im verstaubten Kasten auf dem Boden; Ursula, die noch immer

kindliche Freude an dem Aufbauen gehabt, hatte alle Lust und Fröhlichkeit hierzu verloren; in hitzigem Fieber lag sie lange bange Wochen darnieder und schlich nun still und in sich gekehrt, bleich und verhärmt einher.

Sogar die altübliche Christabendsuppe fehlte; woher hätte auch Mutter Eyser die teuren Zuthaten: Zucker und Pfefferkuchen, Rosinen und Mandeln, zu der Biersuppe nehmen sollen, nachdem die Glatzer Besatzung Vieh und Getreide weggeholt und die bedrängten Landbewohner selbst an dem Nötigsten: Brot und Salz, Not litten?

Eine einzige magere Kuh stand den Vorwerkleuten noch im Stalle.

„Ach, Du armes Vieh," weinte Mutter Eyser, als sie nach altem Brauch zum heiligen Abend in den Stall hinüberging, „nur ein Stücklein hartes Brot kann ich Dir heute bringen. Gelt, voriges Jahr hat's noch schönes Heu und Pfeffernüsse gegeben; was aber soll ich Dir heuer erst den heiligen Abend verkünden? Bist ja allein und verlassen, und wenn die Mitternacht kommt, hast Du keinen Gefährten, mit dem Du Dir was erzählen kannst. Armes Vieh! Das ganze Jahr über stumm, und nun, wo die heilige Nacht auch Euch die Sprache giebt, da — —"

Die Alte wischte mit dem Handrücken über die nassen Augen, kraulte das Tier noch einmal zärtlich zwischen den Hörnern und nickte ihm zum Abschied zu.

„Geh, leg' Dich schlafen! 's ist das Gescheiteste. Wer weiß, wie lange wir auch Dich noch haben? Wenn die Sächsischen sich erst vor Glatz gelegt haben werden, wird's noch schlimmer kommen. Stehen ja schon in Habelschwerdt und sollen gar arg mit den armen Bürgern und Bauern umspringen. Sind denn aber unsere Glätzischen feiner mit uns verfahren? Ach, der Krieg, der unselige Krieg!"

So nach ihrer üblen Gewohnheit vor sich hinschwätzend, humpelte die Bäuerin zum Stalle hinaus und verriegelte die Thür sorgsam.

„Nun, Vater," begann sie zu ihrem Manne, als sie wieder in die Stube gekommen, „Du vergißt wohl ganz darauf, daß heute Christabend ist? Die Wallnüsse wenigstens haben uns ja die Kriegsleute gelassen; soll ich ein Dutzend holen, damit wir doch sehen, was uns das künftige Jahr bringt?"

Ein Volksglaube in der Grafschaft und alter Brauch war es nämlich, daß nach der Christabendsuppe der Hausherr aus einer Schüssel unter seine Familie Nüsse verteilte; jedes erhielt vier Stück nach der Zahl der Jahreszeiten, und eine nach der andern aufgebrochen, kündigte, je nachdem sie gut oder schlecht war, ihrem Besitzer Glück oder Unglück für das betreffende Vierteljahr.

Der alte Eyser saß, als die Hausfrau aus dem Stalle zurückkam, wie zuvor noch stumpf brütend am klobigen Tische auf der Wandbank, indes sich Ursula fröstelnd neben dem Herde niedergelassen. Tiefe Stille lag über dem niedrigen Raum, nur der Sturm rüttelte draußen an den Fensterladen und in der Brandstätte knisterten die Holzscheite und sprangen die Funken. Zu frieren wenigstens brauchte das arme hungernde Volk damals nicht; weit dehnten sich noch die Wälder über die Grafschaft hin und lagen jetzt, weil zumeist landesherrlicher Forstbesitz, schutzlos vor der Bauernaxt. Ja, auch Bauernspieß und Fangeisen stellten jetzt ungescheut dem kaiserlichen Jagdwild nach, dessen Reichtum schon aus Kaiser Rudolphs II. Mund der Grafschaft den Ehrennamen eines kaiserlichen Tiergartens eingebracht und dessen Größe und Nahrhaftigkeit es zum liebsten Wildbret auf der Wiener Hoftafel erhoben hatte. Nun ward es die Beute wildernder Bauern, die der Hunger in die Wälder trieb.

Reif und Eis hatten sich in den letzten Wochen auf das graue Haupt des Vorwerkmannes gelegt. Die Sorge um sein einziges Kind, das zwischen Leben und Tod geschwebt, hatte sich zu dem nagenden Gram gesellt, den er um des Mädchens furchtbare Verirrung, um die

unwürdige Liebschaft trug, in die der Teufel Ursula verstrickt. Denn der leibhaftige Gottseibeiuns mußte hier — anders war es ja gar nicht denkbar — selbst die Hände im Spiel gehabt, des Mädchens Augen geblendet haben, daß das brave arglose Kind sich einem Unehrlichen hatte hingeben können.

War's die Rache des Himmels, weil auch sein Haus sich vom alten Glauben gewendet? Ward nicht Gottes Strafe überall sichtbar, wo man den gotteingesetzten Obrigkeiten den Gehorsam aufgekündigt, rebelliert hatte gegen die heilige Majestät des Kaisers selbst?

Ein furchtbares Strafgericht der erzürnten Majestät war über Böhmen, Mähren niedergegangen. Achtundvierzig böhmische Edelleute, Führer der empörerischen Bewegung, waren in die Gefängnisse geworfen, siebenundzwanzig von ihnen kurzen Prozesses hingerichtet worden. Viele traf die Acht, über siebenhundert Ritter und Barone wurden an Gut und Vermögen gestraft; an dreißigtausend Familien, darunter fast zweihundert alte Geschlechter, wanderten in die Fremde; die Lehrer des neuen Glaubens wurden über die Grenze gejagt und schwere Kriegslasten kamen über die, welche trotzig den Sendboten der alten Kirche Thür und Herz verschlossen.

Denn neue und immer neue Heerscharen des Kaisers wälzten sich aus Ungarn herauf und gegen die Grafschaft hin, wo nun nicht länger verborgen bleiben konnte, daß all' die Siegesnachrichten über Markgraf Johann Georg, wenn nicht erdichtet, so doch übertrieben gewesen; des Brandenburger Kurfürstensohnes Tapferkeit war der Uebermacht erlegen und sein fürstlicher Freund Bethlen Gabor erkannte, daß ihre Sache verloren war. Schon verlautete von Friedensunterhandlungen; dann wehe Dir, kleine Grafschaft, die Du den Trotz bis zuletzt gehalten, nun dem Ansturm der sächsischen, schlesischen, bald auch der kaiserlichen Heeresmacht preisgegeben! Das kleinste, aber auch das störrischste von allen Ländern des Kaisers, die von ihrem Herrn abgefallen, mußte dies kaum dreißig Quadratmeilen umfassende Ländchen mit seiner dünnen Bevölkerung von 60 000 Seelen gewärtig sein des zum Aeußersten getriebenen kaiserlichen Grimmes.

Und schon stand der Widerstand, die Hoffnung einzig und allein auf der Stadt Glatz. Nach Neurode waren auch Habelschwerdt, Landeck in die Gewalt des sächsischen Kriegsobersten Karl von Goldstein gefallen; Wünschelburgs hatten sich die Kaiserlichen von Böhmen her bemächtigt; die Häupter des auffessigen Grafschafter Adels, Wilhelm von Pannwitz auf Rengersdorf, Heinrich von Ratschin auf Grafenort (damals noch Arnsdorf genannt) und Friedrich von Moschen auf Eisersdorf, waren in Haft genommen worden; ein Teil der markgräflichen Söldner hatte bei der Verteidigung des Scheibenhofes in Kunzendorf die Waffen strecken müssen, der Hof war in Flammen aufgegangen; von den Bauern aber, die mit wildem Mute an der Seite der Markgräflichen gekämpft, wurden neunundzwanzig niedergehauen; selbst Weiber und Kinder schonte nicht der erbitterte Sieger.

War es ein Wunder, daß überall im Lande, vornehmlich aber in der mit Belagerung, Erstürmung und furchtbarer Vergeltung bedrohten Hauptstadt der Stimmen immer mehr wurden, welche zu Friedensunterhandlungen, Unterwerfung unter den mächtigen Kaiser, Besänftigung seines Zornes rieten? Vom Markgrafen Johann Georg war keine Hilfe mehr zu erwarten; die eigene Kraft aber war lahmgelegt durch die feindliche Besetzung des offenen Landes, die Entwaffnung der Landwehren, die Verhinderung der Zufuhr und der Aushebung waffenfähiger Mannschaft, durch die Zersprengung der Ständeversammlungen. Nach Frieden rief die von König Friedrich schmählich, von Markgraf Johann Georg gezwungen in Not gelassene Bürgerschaft; nach Frieden seufzte unter den harten Forderungen der eigenen Partei, unter den Erpressungen des Feindes die gleicherweise bedrückte, ausgesogene Bauernschaft.

So kam es, daß, obzwar die nähere Umgebung der

Hauptstadt noch keinen Feind gesehen und auch das Vorwerk von fremden Erpressern bisher verschont geblieben, doch auch Vinzenz Eyser nach Frieden, Ruhe sich sehnte. Die Sorge um Hab und Gut, um sein Kind und nun zuletzt auch noch um das eigene Seelenheil hatte aus ihm, im kurzen Verlauf des Dezembermondes, einen Greis gemacht, „gebeugt von Jammer, das Haar gebleicht gleich Reif und Eis."

Aber der alte Bauerntrotz hatte sich durch Gram und Vaterliebe doch nicht beugen lassen. So bang er auch am Lager der Fieberkranken gestanden — seit Ursula wieder in Genesung war, hatte er außer Morgen- und Abendgruß noch kein Wort wieder für sie gehabt.

Auch heute herrschte das grollende Schweigen zwischen Vater und Tochter, bis es durch der Mutter Eintritt unterbrochen wurde. Ihre Frage, die Erinnerung an den alten Brauch des heiligen Christabends störte den Alten aus seinem dumpfen Grübeln empor.

Eine Weile starrte er, die Hand von der Stirne, die sie gestützt, sinken lassend, die Fragerin verständnislos an; dann schlug er die geballte Rechte auf den Tisch:

„Bleib mir mit dem Schnickschnack vom Leibe! Des Unglücks hätten wir, dächt' ich, genug, daß wir nicht erst noch die Zukunft um neues Ungemach zu befragen brauchen."

„Lieber Gott," meinte die Alte bestürzt, „um uns Alte geht mir's ja auch nicht. Aber die Ursel, die ist noch jung und will ihre Christfreude haben. Mädels in ihrem Alter schauen immer gern in die Zukunft voraus. Vielleicht trifft sie eine glückliche Wahl. Wie sollte sie auch nicht? Wo sich ein stattlicher angesehener Glatzer Bürgersohn um sie bewirbt!"

Es war das erste Mal wieder, daß zwischen den Dreien Christoph Deckerts gedacht wurde. Während Ursulas Krankheit war er ein einziges Mal draußen auf dem Vorwerk gewesen; die erneuten eifrigen Kriegsrüstungen nach jenem Ueberfall eines glätzischen Reitertrupps bei Steine, die ständige Kampfbereitschaft, die Waffenübungen der Glatzer Besatzung hatten den jungen Wehrmann in der Stadt zurückgehalten; aber da sich die schlimmen Befürchtungen der ersten Tage nicht erfüllt, der Anmarsch eines Belagerungsheeres sich nicht bestätigt hatte, so konnten die alten Eysers den Besuch des jungen Mannes wohl zum bevorstehenden Christtag erwarten und es war der letzte Abend, daß Ursula auf das Wiedersehen und — die Entscheidung vorbereitet werden konnte.

Denn Christoph Deckert hatte bei seiner Werbung beharrt, trotzdem wohl wenige in jener abergläubischen Zeit ein Mädchen hätten heimführen mögen, das in den Armen eines Henkerssohnes geruht. Christoph setzte sich über solch Bedenken hinweg.

„Erstens," hatte er zu Vater Eyser bei seinem Besuche gesagt, „ist zwischen Scharfrichter und Henker wohl zu unterscheiden. Nach kaiserlichem Reichsgesetz ist jener ein ehrlicher Mann, nur das ungebildete Volk kennt nicht die Scheidung zwischen ihm und seinen Gehilfen, den Henkern, welche die schimpflichen Todesurteile zu vollziehen haben, wie Hängen, Rädern, Verbrennen, und die Folter bedienen müssen. Der Scharfrichter aber berührt in seinem ganzen Leben nicht den Leib eines Verbrechers. Sein Rüstzeug ist einzig und allein das ehrliche deutsche Schwert, seine Amtspflicht die Enthauptung. Und die Enthauptung ist eine ehrliche Todesart. Bedenkt doch, wieviel Fürsten, Grafen, Edelleute durch das Schwert haben Strafe erleiden müssen! Nicht für schimpflichen Frevel, sondern aus Staats- und andren Gründen. Ihr Geschlecht aber blüht weiter; ihre Brüder stehen oft in hohen Ehren bei demselben Gebieter, der jenen zum Richtblock schickte; die Söhne rücken zu den ersten Aemtern empor; das wäre unmöglich, wäre der Vater unehrlich gestorben, hätte ein Unehrlicher seine Hand an den Sterbenden gelegt. Darum jenes Reichsgesetz, welches dem Scharfrichter ausdrücklich die Ehrlichkeit sichert."

„Aber das Volk," warf Eyser ein, „macht solche

feine Unterschiede nicht. Erführ' es von Ursels Verfehlung, mein Kind wäre verfehmt und verächtlich bei allen Leuten."

„Meiner Ehefrau," drohte Christoph, „sollt' keiner ein übles Wort sagen. Der ehrliche Name, den ich ihr gebe, macht sie wieder achtbar auch in den Augen des Volkes. Zudem, Vitz, wer wird von Ursels Verirrung erfahren? Ihr werdet's nicht in die Welt hinausrufen —"

„Gott behüte mich davor!" wehrte entsetzt der Greis.

„Euer Weib und die Ursel werden auch ihre Zungen hüten."

„Aber der junge Caspar?"

„Der Einsiedler! Der Menschenfeind! Den noch keiner hat sprechen hören? Der wird schweigen wie das Grab. Müßt' er doch gewärtig sein, als Teufelskünstler und Hexenmeister verklagt zu werden, der eine sittsame Jungfrau durch höllisches Blendwerk seinem Willen unterthan gemacht! Und auf die Milde seiner Richter dürfte er nicht zu rechnen haben."

Der Alte nickte grimmig vor sich hin.

„Gönnen thät' ich dem Buben schon das Schlimmste. Aber nun Du selbst, Christoph?"

„Ich?" fragte erstaunt der Gefragte entgegen. „Ich würde mein Eheweib doch nimmer in Verruf bringen wollen."

Er stockte. Ein grausamer Gedanke blitzte in seinem Gehirn auf.

„Freilich —" fuhr er langsam, jedes Wort betonend, fort, „nur mein Eheweib!"

„Du wolltest — —?" flehte in Angst der Alte.

„Was läge mir an der Ehre einer Dirne, wenn sie nicht mein ist," erklärte jener brutal. „Aber ich will nun einmal diese Dirne als mein eigen haben, sie hat mir's angethan; ich — ich — kurz, ich bin verliebt und meine Leidenschaft fragt selbst nicht danach, wie weit sich Ursel mit dem Bethörer vergangen."

„O," erhob da schwörend der Greis die Rechte zum Himmel, „auf Ursulas Reinheit und Ehre will ich meiner Seele Seligkeit verschwören trotz allen Zornes, den ich gegen sie trage. In strenger Zucht wuchs sie mir auf —"

„Schon gut," unterbrach ihn der Junge. „Auch ich glaube an Ursula, obwohl Satans Macht groß und Mägdlein schwach sind. Immerhin, Vitz, droht der Störrischen mit der Glatzer Judengasse, wo der sorgliche Rat die Mädchen, die an der Unehre sitzen, in seiner Aufsicht hält; sagt ihr auch, was ihres Liebsten harrt, wenn ich den Mund öffne! Zum Christfest hoff' ich mir ihr Jawort zu holen, sonst, Tod und Teufel! bin ich am längsten Bürger in Glatz gewesen und ziehe ins Feld und suche im wilden Lagerleben die Thränen der Mutter und Ursels hübsche Larve zu vergessen. Nun thut, was Ihr könnt."

Und die Alten thaten wahrhaftig, was sie konnten, die Heißkämpfende gefügig zu machen.

Als Mutter Eyser auf Christophs Werbung das Gespräch gewendet, war Ursula zwar ein wenig zusammengefahren, doch schien sie gleichmütig, als sie sanft erwiderte:

„Von Freien und Glück sprich nicht, Muttchen; ich will bei Euch bleiben, arbeiten und mich mühen, Dir die Wirtschaft abnehmen. Du und der Vater werdet alt und steif; da ist Euch eine junge Kraft zur Seite nötig."

„Ich brauch' und will keine Hilfe," knurrte der Alte. „Du allein bist unsere Sorge. Geh unter die Haube, so sind wir den Kummer um Dich los."

Nun setzte sich die Mutter zu dem Mädchen auf die Ofenbank und streichelte Ursula die Hand.

„Sieh," hub sie zärtlich an, „der Christoph Deckert ist ein angesehener Glatzer Sohn, hat ein schönes ererbtes Geschäft; er setzt Dich in das warme Nest hinein; Du wirst eine Bürgersfrau, trägst feine Kleider, Schmuck und —"

Ursula wehrte müde ab.

„Nach alledem steht nicht mein Sinn —"

„So?“ brauste der Alte jetzt empor und schritt dröhnenden Ganges in dem Zimmer hin und wieder, „steht Dir der Sinn etwa noch nach dem frechen Burschen, dem Mädchenverführer, dem Teufelsbraten? Preise Dich glücklich, daß ein ehrbarer Mann trotz Deiner Schande Dich noch begehrt! Von Rechtswegen, Dirne, gehörst Du nach Glatz auf die Judengasse unter das ehrlose Weibsvolk.“

Aus dem bleichen Gesicht der Kranken war auch der letzte Blutstropfen zurückgewichen. Entsetzt saß sie da, unfähig, ein Glied zu rühren.

„Vater,“ würgte sie endlich hervor, „Vater, kannst Du von mir wirklich solches glauben?“

„Wir glauben's ja nicht, Kindlein,“ tröstete die Mutter. „Aber die bösen Leute —“

„Der Schande entrinnst Du nicht,“ rief Eyser, „und sie trifft Deine alten ehrlichen Eltern mit. Mein Name! Mein guter Name!“

„Nimm den Christoph!“ flehte die Mutter. „Die Heirat allein kann Dich und uns vor der Verleumdung retten.“

„Die Heirat wäre für mich eine schlimmere Befleckung als das grundlose Gerede der Leute. Mich ekelt vor diesem Freier, mich widert sein plumpes rohes Gehaben, sein Dünkel, sein lüderlicher Lebenswandel an. Den tollen Stoffel nennt man ihn in der Stadt.“

„Ei, Jugend will ausschäumen. Die Wilden werden am zahmsten in der Ehe.“

„Gleichviel! Mich würde stets vor seiner bloßen Berührung grauen.“

„Vermaledeite Zimperlichkeit!“ brüllte Eyser. „Vor der Berührung Deines Scharfrichtersohnes hätte Dich tausendmal eher grauen sollen.“

„Vater,“ sagte Ursula mit plötzlich gewonnener Ruhe und ernster Entschlossenheit, indem sie sich erhob, „Du weißt, daß ich den Stand des Jünglings nicht gekannt habe. Also trifft mich der Vorwurf, daß ich vermeintliche

Unehre über meine Eltern gebracht, nicht. Du weißt aber auch durch die Mutter, der ich's noch auf dem Krankenbette gebeichtet, daß Hans Caspar mir Ehre und Leben geschirmt, mannhaft und tapfer. Und die Ehre, die er mir damals gerettet, hat er anzutasten nie versucht. Seine Hand, sein Mund sind rein geblieben, wie meine Seele und mein Leib. Darum beschimpfe und lästere ihn nicht! Und ob mich auch schaudert, wenn ich des unglücklichen Schicksals gedenke, das ihn in verfehmtem Hause das Licht dieser grausamen Welt erblicken ließ, so ehre ich ihn doch noch zu dieser Stunde, ja ich liebe ihn noch und werde ihn lieben in alle Ewigkeit.“

„Ha,“ keuchte der Alte auf, „ist die teuflische Macht dieses Höllenknechtes so groß, daß sie Dich auch jetzt noch nicht aus ihren Krallen lassen will? Das ist offenbares Satanswerk! So höre denn, Verblendete: ich — Dein eigener Vater — werde hingehen und den Buben vor allem Volke anklagen des Bündnisses mit der Hölle und der listigen Verführung meines Kindes. Auf den Scheiterhaufen wird man ihn schleppen, mit glühenden Eisen ihn brennen, Dich aber an den Schandpfahl stellen.“

Da wich das Mädchen lautlos zurück und es wäre umgesunken, hätte die Mutter nicht zugefaßt und es zur Ofenbank geleitet.

Aber der Alte in seinem maßlosen Zorne hatte kein Erbarmen mit diesem Bilde tiefsten Jammers.

„So wahr ich hier vor Dir stehe, noch morgen holen die Schergen Deinen Buhlen in den Kerker ab, wenn Christoph Deckert bis zum Mittag nicht mein Eidam ist.“

II. Teil.

Die Grafschaft in Flammen.

I.

Das Jahr des Heils 1622 war über der unglücklichen Grafschaft angebrochen — in Wahrheit ein Jahr des Unheils. Zwar ließ der erste Monat die Glatzer Bürgerschaft in naher Friedenshoffnung aufathmen. Bethlen Gabor, der Fürst von Siebenbürgen, hatte zu Niklasburg Frieden mit dem Kaiser geschlossen. Markgraf Johann Georg, nun ganz verlassen, erkannte längeren Widerstand seines in Schlesien zurückgebliebenen Kriegsvolkes für nutzlos; die noch besetzt gehaltenen Städte Troppau, Oberberg und Teschen ergaben sich dem schlesisch-sächsischen Heere und auch nach Glatz kam sein Befehl, die Besatzung abzulohnen und zu entlassen.

Auf dem Ringe zu Glatz zeigte sich am ersten Tage des Februarmonats ein gar bewegtes Treiben. Während drinnen in dem stattlichen Rathause, dem Stolze der Bürgerschaft, die dieses für jene Zeiten gewaltige Bauwerk dereinst binnen Jahresfrist — es war im Jahre 1397 — aufführen und mit einem hochstrebenden Turme hatte krönen lassen, — während im Sitzungssaal der Kurie ein hochwohlweiser Magistrat zu ernster Beratung des Friedens versammelt war, den man des Kaisers Kommissaren angeboten, standen vor den Treppenstufen des Portals und über den Platz hin verstreut eifrig redende Gruppen von Bürgern, die das Für und Wider der Bedingungen und Forderungen des Feindes erörterten und

dem Schlusse der Ratssitzung entgegenharrten. Handel und Handwerk, gänzlich darniederliegend, gewährten ja Muße genug zu solchem Verweilen.

Wundersame Gestalten gab's da zu betrachten: ehrbare gesetzte Herren in Bürgerwams und Sturmhaube; behäbige Männer mit rundlichem Bäuchlein und einpferchendem Schwertgurt; Schneider und Schuster, den Raufdegen an der Seite; friedsame Krämer, die Brust in den Lederkoller gezwängt. In diese Waffen waren sie vom Kommandanten von Lohe gesteckt und in vier Fähnlein unter dem Befehl eines niederländischen Obersten Hans Jakob geteilt worden, mit der Pflicht, stets waffenbereit sich zu halten und beim ersten Kriegs- oder Feuerlärm an die Thore, auf die Wälle der Stadt zu eilen.

Nun freilich wollt' sich all diese kriegerische Zurüstung nicht mehr zu dem Worte eignen, das auf jedem Munde schwebte:

„Friede! Es wird Friede!"

Und auch diejenigen, welche bislang so wacker voll den Mund genommen, von Vernichtung des Feindes geprahlt, von Heldenthaten geschwärmt hatten, waren jetzt recht kleinlaut geworden oder riefen gar am ärgsten nach Frieden.

Nur wenige Heißköpfe stemmten sich noch gegen die Auslieferung der Stadt, sei es aus ehrlichem Glaubenseifer, sei es aus Furcht, mit eignem Kopfe und Gute die Gnade des Kaisers für ihre Mitbürger erkaufen zu müssen. An ihrer Spitze kämpften Mathäs Scholz, Bürgermeister der Stadt, und Salomon Kuttner, der Stadtschreiber, der mit Hans von Moschen auf Eisersdorf und dem Stadtältesten von Habelschwerdt, Paul Gebhart, im Jahre 1618 den dreiköpfigen Ausschuß gebildet, der in Vollmacht der glätzischen Stände den Anschluß der Grafschaft an den böhmischen Aufstand herbeigeführt hatte. Da war ferner der Ratmann Leopold Fischer, der gegen den Friedensschluß kämpfte, der Ratmann Andreas Wiedekopf und sein Amtsgenosse Sebastian Eldner; in

Sorge vor der Majestät gerechter Rache schwebten auch die Bürger Niklas Forche, Christoph Breuer, dereinst Rufer im Kampfe, und mancher adlige Herr aus den Geschlechtern der Haugwitz, Pannwitz, Reder, Stillfried, Tschischwitz, Reichenbach, Moschen, Wiese, Ratschin, deren viele von ihren Gütern vor dem feindlichen Einmarsch hinter die festen Mauern der Stadt geflüchtet waren. Hier nun harrten sie, geschart um den greisen Landeshauptmann David von Tschirnhaus, Herrn auf Mittelwalde, Schönfeld und Wölfelsdorf, des Ausgangs ihrer verlorenen Sache, zuckten über das wankelmütige Krämervolk die Achseln und rüsteten sich, da sie doch schließlich einsehen mußten, daß Glatz unhaltbar geworden nach Johann Georgs Niederlage, zu neuer Flucht vor kaiserlicher Rache.

Christoph Deckert, der junge Gerbermeister, segelte munter im neuen Fahrwind mit. Er erinnerte sich auf einmal jener Mahnung des alten Vitz Eyser, seines nunmehrigen Schwiegervaters, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers sei, und stellte sich mit schöner Unverfrorenheit, als habe er diesen Grundsatz seinen Mitbürgern von je gepredigt.

Wie noch die Bürger so politisierend vor den Kaufkammern der Tuchmacher, unter den Krambuden und zwischen den Brotbänken herumstanden, welche sich rings um das Rathaus, nicht eben zur Verschönerung vorbauten, erklang plötzlich vom Turm herab das Wächterhorn in mächtigen Stößen. Erschreckt schaute alles in die Höhe und dann einander an. Der erste Gedanke war: die Kaiserlichen sind vor den Thoren, die Stadt ist überrumpelt, das Strafgericht bricht über Glatz herein. Rette sich, wer kann!

Schon hatten sich die Bürgergruppen in wilden Wirrwarr aufgelöst. Viele stürzten davon, um bei den Ihrigen zu sein, wenn die für gewiß erwartete Plünderung der Stadt beginnen sollte; doch die Mehrzahl — zu ihrer Ehre sei's gesagt — besann sich nach der ersten Bestürzung auf ihre Waffenpflicht und eilte auf die vorbestimmten Posten.

Am Brückthorturm war Christoph Deckerts Standort. Eben hatte er die Mauer erstiegen und spähte über die Brustwehr auf den „Sand" hinab — jene vom Neissefluß und Mühlgraben gebildete Insel, welche weitgestreckt hier den hochansteigenden Stadtmauern vorgelagert war, im mittleren Teile schon damals bebaut — da kam um das dort gelagerte Klostergebäude der Franziskaner herum ein Reitertrupp über die Insel gesprengt. Hochauf spritzte der Schlamm des ungepflasterten Roßmarktes unter den eiligen Hufen; nun hallten sie auch schon über die steinerne Brücke herauf, die über den Mühlgraben sich zum Brückthorturm spannte.

Auf den ersten Hornstoß hin waren alle Stadtthore geschlossen und von den Wachen besetzt worden. Nur dem Wächter des kleinen Thorhauses, welches den Zugang zu der Steinbrücke sperrte, war der Reitertrupp zu schnell über den Hals gekommen. Ueber den Haufen geritten lag er fluchend in einem Winkel seines Thorhäuschens.

„Hollah, Wache!" rief der Führer der Reiterschar gegen das Brückthor. „Aufgemacht! Gut Freund ist da!"

Indes sich oben über dem Thorbogen der Kopf des wachthabenden Offiziers durch ein schmales Fenster drängte, löste sich aus dem Gefolge ein einzelner Reiter in bürgerlichem Kleide heraus und ritt an den Führer heran.

„Ihr entbindet mich jetzt wohl, Herr Rittmeister," bat er diesen, „meines Führerdienstes?"

„Kehrt zurück," erwiderte der Offizier und reichte dem Jüngling die lederbehandschuhte Rechte, „habt Dank für den Dienst, ob Ihr ihn auch nicht gerade freiwillig erwiesen. Aber im Kriege nimmt man die Hilfe, wo man sie findet."

Der Jüngling wendete seinen Gaul, der just nach einem Kriegsroß nicht aussah, und stellte sich, als hätte er die dargebotene Hand nicht bemerkt.

„Heda," rief ihn der Rittmeister zurück, „Eure Hand!"

Der Jüngling zögerte.

„Ihr wißt nicht, wen Ihr vor Euch habt."

„Ei, nach einem Spitzbuben und Mörder seht Ihr doch nicht aus", sagte der Rittmeister ärgerlich, „und sonst wüßt' ich nicht, wem ich einen ehrlichen Händedruck verweigern sollte."

„Ich bin der Sohn des Scharfrichters von Glatz."

„So, so?" meinte der Fremde und betrachtete den Jüngling von oben bis unten. „Da meint Ihr also, ich würde mich mit Grausen von Euch wenden? Bin ich denn ein altes Weib? Gebt mir nur die Hand her; wir Kriegsleute müssen mit manchem Kameradschaft halten und mancher stolziert in Federhut und Offiziersschärpe herum, dessen Faust sich im Blut unschuldiger Weiber und Kindlein gerötet hat. Ihr aber dient doch nur der Gerechtigkeit, wenn sie auch oft irren mag. Doch das trifft nicht Euer Gewissen."

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr?" rief's jetzt vom Thorturme herunter.

„Lebt wohl, junger Mann," verabschiedete Rittmeister Baudiß seinen Führer freundlich, „und bestellt dem Vater, daß seiner wohl Arbeit harren werde. Unser junger Herr hält streng Regiment. Vielleicht giebt er auch Euch Gelegenheit zum Meisterstück."

Hans Caspar wehrte erschrocken ab.

„Noch befleckt diese Hand kein Blut; nur in gerechtem Kampfe um einer Jungfrau Ehre erschlug ich einen Lüstling. Wollte Gott, des Vaters schrecklich Handwerk würde mir nie Erbschaft."

Er trieb sein Pferd an und ritt die Brücke hinunter.

Mit Staunen hatte Christoph oben von der Schießwehr herab den Sohn des Scharfrichters erkannt und das, wie es schien, vertrauliche Gespräch mit dem fremden Reiterführer verfolgt.

Jetzt klang die kräftige Kommandostimme des letzteren an sein Ohr.

„Im Namen des edlen Herrn Franz Bernhard, Grafen von Thurn, Feldhauptmanns Seiner Majestät des Königs Friedrich, fordre ich Einlaß in diese Stadt und Uebergabe der Veste."

Wie? Also keine Kaiserlichen?

Das gab ein großes Aufsehen unter der Wachtmannschaft. Aber mehr als Bestürzung — Schrecken und Entsetzen spiegelte sich in Christoph Deckerts groben Gesichtszügen wieder. Wohl wahr! Als der Lautesten und Eifrigsten einer hatte er in den letzten Tagen den Friedensschluß mit den Kaiserlichen befürwortet, doch das hatten so und so viele andere einst gut friedericianisch Gesinnte auch gethan. Hätt' sie alle deshalb Buße treffen sollen, wären wenige zu Glatz ungestraft geblieben. Warum also — doch still! Am Thore setzte sich die Zwiesprach' fort.

„Gestattet," rief der Wachtleutnant zu den Fremden hinunter, „daß ich Boten zum Kommandanten und aufs Rathaus schicke und Euer Begehren vermelde."

„Unnütze Zeitvergeudung!" erwiderte der Einlaßheischende. „Der Graf ist mit großer Macht aus Mähren im Anmarsch und würde es der Stadt, die bisher in Treue sich auszeichnete, übel vermerken, wollte man seine Boten vor verrammeltem Thore warten lassen."

Der markgräfliche Befehlshaber war in großer Ratlosigkeit. Er überzählte die kleine Reiterschar und befahl, das Thor zu öffnen. Rasselnd senkte sich in ihren Ketten die Zugbrücke nieder, welche die nicht unbeträchtliche Tiefe zwischen dem letzten Brückenpfeiler und dem Thorgebäude überspannte. Mochten die Thurnschen selbst mit dem Magistrat verhandeln! Hinter den zum Brückthorberg Hinaufreitenden schlossen sich die wuchtigen Thorflügel wieder.

Indes hatte bereits der Stadtwächter auf dem Rathausturm den aufgestörten Stadtvätern Botschaft sagen

lassen, daß außer einem kleinen, vor dem Brückthor haltenden Reitertrupp auf den Höhen gen Mähren hin sich viel Kriegsvolk zeige und das Neissethal herabziehe. Auch kam ein Läufer vom Brückthor heraufgejagt.

„Graf Thurn ist durch das mährische Gebirge gedrungen und fordert den Oberbefehl über Schloß und Stadt."

Da fiel den Herren Scholz, Kuttner, Fischer, Wiedekopf und Eldner ein großer Stein vom Herzen; die andern Ratmänner aber, die noch soeben des Kaisers Lob gesungen, sahen sich verdutzt und ängstlich an und rannten hinter den Fünfen her, die zur Freitreppe hinabgestiegen, die Abgesandten des Grafen Thurn ehrerbietig zu empfangen.

Von Friede mit dem Kaiser war länger keine Rede. Und ob auch die gemeine Bürgerschaft nicht wußte, sollte sie frohlocken oder trauern über diese Hilfe in letzter Stunde, so wagte sich doch keine Widerrede hervor gegen den neuen Gewalthaber.

An der Spitze von drei Fähnlein Fußvolk, jegliches hundert Mann stark, und begleitet von hundert Reitern, hielt noch am selben Tage der junge Graf Thurn den Einzug in die Stadt und nahm alsobald die kaum entlassene Söldnerschaft des Jägerndorfers, sowie das von den glätzischen Ständen angeworbene Fähnlein in seine Dienste.

So vereinigte der neue Herr von Glatz sechs Fähnlein Fußgänger und zwei Kornets Reiter unter seinem Befehl; dazu ward bald noch eine „neue Fahn" Dragoner in Glatz aufgerichtet, welche die Besatzung auf insgesamt zwölfhundert Mann vollbewaffneten und kriegsgeübten Söldnervolks brachte. Außerdem ward die wehrfähige Bürgerschaft jetzt mehr als zuvor von dem rastlos thätigen Manne zu Wachtdienst, Kriegsübungen und Schanzarbeiten herangezogen. Nie zuvor hatte Glatz eine solche Menge Kriegsvolk hinter seinen Mauern beherbergt, nie ein solch kriegerisches Treiben gesehen.

II.

Christoph Deckert war beim Einmarsch der Thurnschen Truppen selbstverständlich wieder einer der lautesten Vivatrufer gewesen. Wem er begegnete, dem erzählte er, wie er — Christoph Deckert — immer zum Ausharren gemahnt und wie glänzend sich sein Rat bewährt habe.

„Ha, seht," stieß er seinen Nachbar in die Seite, „das ist er selbst, der junge Graf Bernhard! Wie jugendlich kühn er dreinschaut! Wie er seinen Streithengst zur Ruhe zwingt! Jetzt blickt er zu uns herüber. Ruft doch, Nachbar, brüllt: Nieder mit den Kaiserlichen! Sieg dem Grafen Thurn! — Habt Ihr seinen Blick gesehen? Wie ein leuchtender Blitz zuckte er über uns hin. Gevatter, das ist mein Mann! Der wird dem Feinde zu schaffen machen."

„Aber uns auch," nickte der Nachbar wehmütig. „Besser wär's doch vielleicht gewesen, er wäre nicht zu uns gekommen und der Schrecken hätte ein Ende gehabt. Was uns der Kaiser auch auferlegt, wir hätten's ertragen; der abermalige Verzug wird seinen Zorn nur steigern und die einstige Strafe furchtbar machen."

„Wir lachen jetzt des kaiserlichen Zorns!" höhnte der junge Gerbermeister. „Zwölfhundert Mann Besatzung! Denkt doch, Gevatter, welche Zahl! Die Stadt ist uneinnehmbar."

„Auf einige Monate hält sie's vielleicht aus. Dann aber kommt der Hunger zu Gast, Krankheit, Verwüstung. Habt ja jetzt selbst, Meister, einen jungen Hausstand, habt auf der ganzen Gerbergasse das schönste Besitztum; wenn Euch das in Flammen aufgeht, wenn Ihr mit Eurem jungen Weibe Bettler geworden — wie werdet Ihr dann vom Grafen Thurn reden? Geht mir, geht! Der Krieg nährt die Müßiggänger, und der Bürger geht zu Grunde."

„Wie kann man so unvorsichtig reden!" warnte Christoph flüsternd und suchte sich einen andern Nachbar,

mit dem zusammen zu stehn weniger Gefahr brachte. Mit diesem schwärmte er nun von Kriegsruhm und künftigen Thaten und that's mit Fleiß so laut, daß auch den Umstehenden kein Wort entging.

„Wie sein Vater, der Graf Heinrich Mathias bei Czaslau und Lomnitz, wird Franz Bernhard die Kaiserlichen jetzt in der Grafschaft zu Paaren treiben."

„So ist er wirklich ein Sohn des alten böhmischen Defensors, der die kaiserlichen Räte zu den Fenstern des Prager Schlosses hinabstürzen ließ?"

„Derselbe," bestätigte wichtigthuend Christoph, „der damit den Abfall Böhmens von dem Habsburger ins Werk setzte und als oberster Generalleutnant die ersten glänzenden Siege errang, Brünn eroberte, Mähren mit sich fortriß und bis vor Wien drang."

„Hätt' er nur damals zugegriffen, so hätt' er König Ferdinand selbst gefaßt. Warum der alte Draufgänger just in jenen Tagen die Zeit mit Verhandlungen vergeudet hat, weiß bis heute niemand. Aber vielleicht wetzt der Junge jetzt vor Glatz die Scharte aus, die des alten Haudegen Staatsweisheit vor Wien und sein Regiment vor Prag am Weißen Berg erlitten."

„So, so? Vor Prag? Ei geht mir! Das glaub' ich nimmer von den Thurnschen," stritt Meister Christoph und gebärdete sich, als hätte man ihm selbst den größten Schimpf angethan.

„Wie? Wißt Ihr das nicht, Nachbar, daß die Thurnschen bei Prag das erste Regiment waren, welches die Pferde herumwarf und in Panik davonstob? Da half dem jungen Fürsten Anhalt alle eigene Tapferkeit nichts mehr; seine schwachen Truppen wurden von Tillys bayerischen Reitern in der Flanke gefaßt, er selbst gefangen und sein alter Vater, Fürst Christian, der Oberfeldherr der Böhmen, mußte die Schlacht verloren geben."

„Doch stand er, wie ich mir sagen ließ, mit einundzwanzigtausend Mann doppelt so großer Truppenmacht gegenüber."

„Wohl wahr; auch sollen die Böhmen durch Gewaltmärsche aufs äußerste erschöpft gewesen sein. Immerhin war ihre Höhenstellung vortrefflich von dem Anhalter gewählt, und die Kaiserlichen durften sich ihres Sieges mit Recht rühmen."

„Ja, die Nachricht war damals ein arger Schrecken für uns Glatzer und für die Katholischen ein großer Jubel."

Solches und anderes schwätzten die beiden Männer, zogen dazwischen die Mützen, wenn an der Spitze eines neuen Fähnleins die Offiziere zum Ring heraufgeritten kamen, riefen Vivat und Viktoria und schwenkten die Kopfbedeckung in der Luft.

Besonderes Gefallen erregte natürlich das berittene Korps der Thurnschen Dragoner — stämmige wetterharte Gesellen, behelmt und gepanzert vom Kopf bis zur Zeh', auf wuchtigen Streitgäulen, die jetzt freilich nach langem Gewaltmarsch über das mährische Gebirge Rast und Pflege sehr not hatten.

Rittmeister Baudiß führte den Zug — eben jener Offizier, der, vom Grafen Thurn vorausgesandt, durch sein entschlossenes kurzes Wesen die schnelle Uebergabe der Festung bewirkt hatte. Auch Christoph Deckert erkannte ihn wieder. Manch bewundernder Blick folgte aus den Augen schöner Glatzerinnen der hochragenden kraftvollen Mannesgestalt. Wie aus einem Guß erschienen Roß und Reiter. Eiserner Schenkeldruck regierte den schnaubenden Hengst, dessen jugendliches Feuer auch der weite Eilritt nicht zu dämpfen vermocht hatte. Lässig nur ruhte der Zügel in des Reiters Linken; die Rechte stemmte sich, zur Faust geschlossen, in die Hüfte; hochmütig glitt das stahlgraue Auge über die rufende hutschwenkende Menge.

„Huh," meinte ein Bürgertöchterlein, „hat der aber einen Schnauzbart! Man könnt' sich beinahe fürchten."

„Fürchten?" seufzte eine ältere Bürgermaid. „Dummes Gänschen! Ich finde ihn gerade himmlisch, ent-

zückend. Ob er wohl verheiratet ist? Die arme Frau daheim! Wie muß sie um solchen Mann bangen!"

„Vor solchem Mann, meinst Du wohl?" beharrte der Backfisch bei seiner Meinung. „Sieh nur, wie streng und befehlshaberisch er dreinschaut! Der kennt gewiß nur Kommandieren und Gehorchen!"

Inzwischen war auf dem Ringe vor dem Rathaus der feierliche Empfang des neuen Gewalthabers durch die Stadtväter vor sich gegangen; der Willkommenstrunk war gereicht worden und die Söldnerführer des Jägerndorfers, die Hauptleute von Lohe und Senis und der Rittmeister Döbitz, hatten sich und ihre Mannschaften in den Sold des Grafen Thurn gegeben. Darauf rückten die neuen Truppen hierhin und dorthin in die Quartiere ab und Meister Deckert beeilte sich, endlich nach Hause zu kommen, da er hörte, daß die Baudißschen Dragoner in die Sandvorstadt gelegt werden sollten. Denn das stets und überall spähende Auge des Grafen Bernhard hatte noch beim Einmarsch diese feindlichem Ueberfall schutzlos dargebotene Insel zugleich als ein vorzügliches Ausfallthor für seine Reiterei erkannt.

Eilig sich zwischen den nicht eben wohlduftenden Holzbuden hindurchwindend, allwo die sehr angesehene Zunft der Glatzer Fleischer ihre Ware auszulegen pflegte, stieg Christoph den stark abfallenden Hügel zur Wasserpforte hinunter, überschritt den Mühlgraben auf schmalem Fußsteg und bog hinter dem fast greulicher noch als die Fleischer- oder Niedergasse riechenden Kuttelmarkt in die enge und dunkle Gerbergasse ein.

Unter den Häusern, die, wie fast alle damals in Glatz, aus Schrotholz oder aus Balken und Lehm gebaut, unter dem Schindel- oder Schaubendach nur ein einziges Stockwerk bargen, zeichnete sich das Deckertsche Besitztum durch eine gewisse Wohlhabenheit aus. Sogar einige Verzierungen trug der hochragende Giebel. Von den Nachbarhäusern war es nach damaliger Bauart durch schmale Gassen geschieden.

In dem großen, aber niedrigen Wohnzimmer saßen drei Frauen zusammen bei häuslicher Arbeit. Die älteste im Witwenkleide war Meister Christophs Mutter, die alte Deckertin; das junge Mädchen neben ihr war des Nachbar Grantz Tochter Rosina; die dritte war des Hausherrn junges Eheweib, Vitz Ursula, nun Ursula Deckertin gerufen.

Sie waren in lebhafter Unterhaltung. Das heißt, Hauptrednerin war Jungfer Rosinchen; ab und zu warf auch die Greisin ein Wort in den Redestrom; am seltensten wurde Frau Ursula gehört.

Ursula! Die lose, lustige Vitz Ursel! Wie schweigsam war sie geworden! Hätt' man in der fleißig nähenden stillen Frau die wilde Bauerndirne je wiedererkannt? Doch das mußte ihr auch der Neid lassen: das städtische Gewand hob ihre schlanke wohlgewachsene Gestalt ganz anders heraus als einst der bäuerische Rock und das lockere Mieder.

Natürlich bildete der Krieg und die plötzliche Ankunft der Thurnschen auch im Deckertschen Hause den lebhaftesten Gegenstand der Erörterung. Rosina, die sich bis an die Roßmarktecke vorgewagt und aus gewisser Entfernung dem Einzuge zugeschaut hatte, schwärmte den beiden Frauen von den schier endlos sich reihenden Kolonnen, von den Dragonern, von den martialischen Offizieren vor.

„Du, Du!" drohte die alte Deckertin mit dem Finger der Redseligen, „was wird der Leutnant Filz von den Markgräflichen dazu sagen, wenn seine Angebetete so mit fliegenden Fahnen ins Lager der Thurnschen übergeht?"

„Ach, geht mir, Mutter Deckertin," verteidigte sich das Jungfräulein mit geröteten Backen, „die Markgräflichen machen doch mehr von sich her in ihren roten Röcken mit den blauen und gelben Abzeichen. Welche Farben die Thurnschen tragen, war wahrhaftig unter dem dicken Staub nicht mehr erkennbar. Aber wenn sie sich erst

schmuck gemacht haben werden, müssen sie einen prächtigen Anblick gewähren. Namentlich die Dragoner! Und einen Hauptmann haben sie — ich sage Euch: bildschön!"

Indem Rosina so plauderte, ging die Thür und Christoph Deckert kam hastig herein. Er beugte sich zu seiner jungen Frau hinab und küßte sie süßlich auf die Stirn; Ursula ließ es teilnahmlos geschehen und neigte sich sofort wieder über ihre Arbeit.

„Mutter," sagte der junge Meister barsch, „Du mußt sofort Betten und Strohsäcke instand setzen. Wir bekommen Einquartierung."

„Ach Du mein Schreck!" jammerte die Alte, „so kommt die Unruh' und Not nun auch in unser Haus?"

„Lamentiere nicht, sondern mach hurtig! Man soll den Meister Deckert als einen guten Patrioten finden, als einen Soldatenfreund. Dragoner kommen ins Quartier."

„Dragoner?" klatschte Rosinchen in die Hände. „Ei, da bekommt der Vater sicher auch welche ins Quartier. Wie prächtig! Lebt wohl! Ich muß zur Mutter hinüber, daß sie ihr helfe."

Sie wirbelte zur Thür hinaus. Hinterdrein humpelte die Alte. Auch Ursula erhob sich, legte die Arbeit beiseite und wollte der Mutter folgen.

„Bleib, Urselchen," gebot Christoph in schmeichelndem Tone, „die Alte wird auch ohne Dich fertig. Du weißt, ich will nicht, daß mein schönes Frauchen sich mit gemeiner Hausarbeit abgiebt."

Er wollte sie brünstig an sich ziehen.

Sie wich ihm aus und setzte sich, ohne ein Wort zu entgegnen, wieder an ihre Arbeit.

„Immer noch so kalt und spröde, Urselchen?" klagte Christoph vorwurfsvoll. „Ist solches Benehmen ziemlich für eine christliche Ehefrau?"

Das junge Weib würdigte die Frage keiner Antwort. Christoph faßte das Schweigen nach seinem Sinne auf,

beugte sich über die Stuhllehne zu Ursula hinab und drückte einen Kuß auf ihren Nacken.

Ursula fuhr in sich zusammen, als habe sie ein unreines Tier berührt.

„Laß das Gelecke!" befahl sie grob. „Vor uns selbst wenigstens, wenn's schon vor den Leuten sein muß, brauchen wir keine Komödie aufzuführen."

„Komödie?" stotterte Christoph erbost.

„Was sonst? Oder bildest Du Dir ein, daß ich Dich in diesen vierzehn Tagen lieben lernen mußte?"

Der so brüsk Zurückgewiesene biß wütend die Zähne zusammen. Ein böser, fast haßleuchtender Blick funkelte zu der jungen schlanken Frauengestalt hinab, die, wieder über die Arbeit geneigt, ihm noch immer den Rücken zukehrte. Aber er bezwang sich und redete bittend, demütig auf die Grausame ein:

„Ist das der Dank, daß ich Dich zu einer ehrbaren Bürgersfrau gemacht — Dich in mein schönes Haus heimgeführt habe? Wenn Du Dir was wünschst, sag' es nur; ich erfülle es Dir. Wenn Dir was nicht gefällt, sprich es aus und es soll anders werden."

„Nun, so laß mich mit Deinen Liebesbezeugungen in Ruh' und ich werde mit meinem Los mich abzufinden bemühen."

Christoph biß sich abermals auf die Lippen.

„Du bist mein Eheweib und darum mir Liebe schuldig," sagte er, seine Wut noch bezähmend, doch schon heftiger und in schärferem Tone.

„Als Du mich zwangst, Dein Weib zu werden, wußtest Du, daß ich diese schuldige Liebe nicht mitbringen konnte. Also begnüge Dich, daß Du Deinen Willen durchgesetzt, und fordere nicht, daß ich Dich belüge."

„Und das soll so immer bleiben?" knirschte der Mann.

„Immer!" erwiderte das Weib kurz und trocken.

Christoph war dieser Ruhe gegenüber sprachlos.

Er wollte es noch einmal mit Güte versuchen.

„Denk' an meine Mutter," bat er wehleidig; „wie hat sich die alte Frau über die junge Schwiegertochter gefreut, die ihr den Sohn aufs neue ans Haus gefesselt hat! Wie hätschelt und pflegt sie Dich, wie ist sie nun wieder aufgelebt!"

„Die alte Frau dauert auch mich von Herzen, weil sie — einen solchen Sohn hat!"

„Ha!" brauste Christoph empor.

„Das Herz thut einem weh," fuhr Ursula unbeirrt fort, „wenn man sieht, wie Du sie tyrannisierst und auf den alten müden Beinen herumjagst, wie sie vor Dir zittert und doch Dich so lieb hat. Ihr wäre vielleicht besser gewesen, Du wärst doch unter die Soldaten gegangen und wärst irgendwo draußen umgekommen, statt täglich ihren Gram und ihr Herzeleid um Dich zu haben."

„So wagst Du mit mir zu reden? — Du — die Bauerndirne, die ich aus Schmutz und Schande gezogen habe?" drang Christoph mit erhobener Hand auf das junge Weib ein. Die Augen drohten ihm aus dem wutverzerrten Gesicht zu springen.

Ursula, die Arbeitsscheere fest mit der Rechten umklammert, stand ihm unbewegt und furchtlos gegenüber.

„Wag' es, mich zu berühren, so hat das Leben für Dich und das Leid für mich ein Ende. Wag' es noch einmal, mich zu beschimpfen, so fährt Dir diese Scheere in Dein elendes Herz."

Christoph sah, daß dieses Weib zu dem Aeußersten entschlossen war. Er ließ langsam die erhobene Hand sinken und wich zurück.

„So stehen wir zusammen?" zischte er. „Nun, durch Weibes Hand kläglich umkommen, dafür danke ich zwar, aber ein Wort ja von mir genügt, um Dich ungefährdet auf den Scheiterhaufen zu bringen. Die Lutherschen verbrennen Hexlein mit nicht minderer Lust als die Katholischen."

Verächtlich maß Ursula den feigen Mann.

„Ich würde das Leben an Deiner Seite gern opfern um einen schnellen Tod," entgegnete sie. „Aber ohne Gefahr für Dich selbst würdest Du das nicht wagen dürfen. Graf Thurn, sagt man, ist schnell mit dem Galgen für — Verräter zur Hand."

Christoph wich kreidebleich bis an die Wand zurück.

„Weib," stammelte er, „Du hast gelauscht!"

„Man muß," höhnte sie, „die Thür zwischen Schlaf- und Wohnzimmer dichter machen, wenn man mit seinen Spießgesellen hochverräterische Pläne schmiedet, wie in der letzten Nacht. Wär' nicht der Thurn Euch heute so unverhofft in Euern Anschlag hineingefahren, so hätt' der Schulze von Eisersdorf heut Nacht noch die Sachsen aus Habelschwerdt heimlich vors Brückenthor geführt, wo Dir und Deinen Kumpanen just die Nachtwache zugefallen wäre, und den Kaiserlichen wär' alles Feilschen um die Uebergabe der Stadt erspart geblieben. Du aber, Armseliger, hättest reichen Lohn, Lob und Ehre davongetragen."

Wie das leibhaftige böse Gewissen lehnte der Ueberführte an der Wand, bleicher noch als ihre weiße Tünche.

„Fürchte aber nicht," fuhr seine unbarmherzige Richterin im Hohne fort, „daß der Verrat Euch gelungen wäre. Ein heimliches Zettelchen hätte in dieser Stunde etwa, da wir hier zusammen plaudern, den Kommandanten von Lohe erreicht, das ihm vom Anmarsch des Feindes Nachricht zugebracht hätte, und nur um Deiner guten Mutter willen wär' Deines Einverständnisses keine Erwähnung geschehen."

„Ursula," erzitterte Christoph, schier zusammenbrechend unter dem Schrecken der Gefahr, die über seinem Haupte geschwebt, „Ursula," flehte er kläglich, „sei barmherzig! Verschweige auch fernerhin, was Du —"

„Deiner Mutter," unterbrach ihn Ursula, indem sie gelassen ihre Arbeit wieder aufgriff, „hast Du mein

Schweigen zu danken. Ich werde ja sehen, wie Du's ihr dankst."

Der junge Meister schlich still zur Stube hinaus.

Draußen von der Straße klang Pferdegestampf, Kommandoruf in das stille Zimmer herein. Gackernd flüchtete das Hühnervolk, grunzend das Borstenvieh von der Gasse in die Häuser und Höfe hinein. Die einsame Näherin sah auf. An den Fenstern zog im Schritt ein Reitertrupp vorüber. Ein halbes Dutzend der Dragoner zweigte sich ab und stieg vor dem Deckertschen Hause aus den Sätteln.

Auf dem Hausflur klirrten Waffen, Sporen.

In diesem Augenblick kam Mutter Deckert ins Zimmer geschlurrt.

„Nein, was ist dies mit dem Christoph?" rief sie und ließ sich auf ihren Stuhl am warmen Ofen sinken. „Der Junge ist ja gar nicht wiederzuerkennen. Ich könnt' mich in den kalten Bodenkammern erkälten, meint er; die Mägde würden schon allein mit dem Quartierrüsten fertig werden. Er werde selbst nach dem Rechten sehen und den Kriegsleuten die Kammern weisen. Und so trieb er mich fast mit Gewalt herunter. Ja, Kind, was kann nur in unsern Christoph gefahren sein? So was lebt doch nicht auf dieser Welt."

Die alte Frau weinte vor Rührung über diese Sohnesliebe. Ursula sagte nichts, aber es war ihr eine stille Freude, die Greisin, die viel schweres durchlebt, so glücklich zu sehen.

„Kind, Kind," schluchzte die bewegte Mutter, „das ist der gute Geist, der mit Dir in dies Haus eingezogen ist. Die Abenteuerlust ist von Christoph gewichen; er denkt nicht mehr daran, unter die Soldaten zu gehen, ist gern daheim bei seinem jungen Frauchen — gelt, Ursula, nun bist auch Du immer lieb und gut zu ihm, kommst ihm freundlicher entgegen als bisher, daß das Glück und der Friede nur erhalten bleibt. Gott ja, in der Ehe ist man wohl zuerst ein wenig schüchtern, abstoßend, zurückhaltend, aber der Stoffel ist doch so ein guter Mensch, ein stattlicher Mann und selten blüht einem Bauernmädchen solch ein Glück wie Dir. Ich will's ja offen gestehn," schwatzte die Alte weiter, die nun einmal im Herzenserguß drinnen war, sich die Augen mit der Schürze trocknend, „zuerst hat's mir einen Stoß gegeben, als ich hörte, mein Junge wolle eine — eine —"

„Bauerndirne heiraten," kam Ursula ihrer Verlegenheit zu Hilfe. „Sag's nur ruhig heraus, Muttchen; ich bin Dir darob nicht böse."

„Ach Gott ja, eine Bürgersfrau hat doch auch ihren Stolz und mein Großvater selig ist sogar Zunftmeister gewesen und leicht bringt's der Christoph noch einmal zum Ratmann. Da halten die alten Stadtgeschlechter nun mal unter sich mit dem Heiraten zusammen — na ja, und deshalb war's mir gar nicht recht, daß des Vorwerkmann Eysers Tochter meinem Jungen den Kopf verdreht haben sollte."

„Du irrst, Mutter," unterbrach sie die junge Frau mit harter Stimme, „mit meinem Wissen und Willen habe ich Deinem Sohne nie gefallen wollen. Aber ich fügte mich dem Wunsche der Eltern."

Bauernstolz gegen Bürgerstolz!

Die alte Deckert hüstelte.

„Du hättest meinen Stoffel nicht gern genommen?" staunte sie. Ihr Mutterherz konnte solches nicht fassen.

„Nein," sagte Ursula schroff. „Diese Aufklärung bin ich Dir und mir schuldig. Und damit genug! Es freut mich, daß wenigstens e i n Mensch dadurch glücklich geworden ist: Du, liebe Mutter; und auch ich gewöhn' mich allmählich in mein Schicksal ein."

Die Greisin schüttelte den Kopf und sah bedenklich zu dem jungen herben Weibe hinüber.

Auf dem Hausflur rasselten Sporen. Von draußen ward die Stubenthür mit großem Eifer aufgerissen;

vom Hausherrn bedienert, trat über die Schwelle der Rittmeister Baudiß von den Thurnschen Dragonern.

„Verweilt hier, gnädiger Herr," bat Christoph unterwürfig, „bis das Abendessen bereitet ist. Morgen, so Ihr uns nicht wieder die Ehre geben wollt an unserm Familientisch, soll Euer Zimmer gut durchwärmt werden. — Ursula," wendete er sich zu seiner Frau, „dies ist der edle Herr Baudiß, Rittmeister Seiner Gnaden des Herrn Grafen von Thurn, der unserm Hause die Auszeichnung erweist, sein vielwerter Gast zu sein."

Die junge Hausfrau verneigte sich vor dem hohen Offizier. Vom Ofen her knixte Mutter Deckertin eifrig.

Rittmeister Baudiß trat auf Ursula zu und bot ihr die Hand.

„Nur wenige Tage soll die Störung dauern, schöne Frau," entschuldigte er ritterlich seinen unangemeldeten Besuch, „doch die anderen Häuser auf dem Sand sind so wenig einladend, daß ich mir dieses wählte. Und die Wahl reut mich nicht."

Ursula war unter dem langen scharfen Blicke des schwarzbärtigen Reiteroffiziers rot geworden wie ein Schulmädchen. Sie ärgerte sich darüber und vergaß in ihrer Verwirrung, dem Gaste das Willkommen zu sagen.

Die letzten Worte, die zweifellos Frau Ursula gegolten, bezog der plumpe Christoph natürlich auf sich und sein Besitztum.

„Alles, was mein Haus bieten kann," ergriff er eifrig das Wort, indem er dem Gast einen Stuhl an den Tisch schob und die Kettenlampe über dem Tisch in Brand setzte, denn der Abend dämmerte in der engen Gasse früh herein, „alles steht zu Eurer Gnaden Verfügung."

„Alles?" fragte der Rittmeister mit soldatischer Keckheit, blitzschnell zu der jungen Hausfrau hinüberblickend. Diesmal hatte Christoph den Blick aufgefangen und verstanden. Vor einer Stunde noch wäre wahrscheinlich

die Eifersucht in ihm aufgegährt; jetzt trug er nur ohnmächtigen Grimm gegen dies Weib in seiner Brust, das ihn hatte zittern und bitten machen.

Dazu kam sein Streben, bei den neuen Herren der Stadt sich in Gunst zu setzen.

„Haha," lachte er, „ein Küßchen in Ehren —"

Da traf ihn ein zornflammender Blick aus Ursulas Augen, daß er sich förmlich duckte unter dem zuckenden Strahle. Auch Baudiß hatte den Blick bemerkt.

„Teufel!" dachte er und wirbelte den Schnurbart in die Höhe, „das Weibsbild hat Feuer. Dies Rößlein zähmen, müßt' einen Reitersmann reizen."

„Verzeiht meine kurze Abwesenheit," erhob sich Ursula vom Tische, bleich vor Erregung, doch zwang sie ihre Stimme zu ruhigem Klange, „ich will selbst in der Küche nach dem Nachtessen schauen."

Es war das erste Mal in ihrer jungen Ehe, daß sie die Küche aufsuchen ging, die der alten Deckertin unangetastetes Reich geblieben; darum sahen auch Christoph und seine Mutter ganz verwundert der Davoneilenden nach.

„Nur ein paar Tage, wie gesagt," begann der Rittmeister das Gespräch aufs neue, „höchstens ein, zwei Wochen gedenke ich Euch zur Last zu liegen, junger Meister."

„Last liegen?" wehrte gekränkt Deckert ab. „Aber Euer Gnaden, ich bitt' Euch —"

„Schon gut! Nur keine Komplimente zwischen Männern! Sind mir verhaßt. Hier heißt's doch nur: Du mußt und Du gehorchst! Soldaten sieht man lieber gehen als kommen. Kann's dem Bürger und Bauer nicht verargen. Aber der Soldat kann sich auch nicht daran kehren. Aus Glatz freilich werden wir so leicht nicht wieder gehen. Die Thurnschen sitzen fest. Morgen schon geht's ans häusliche Einrichten. Was der Soldat so nennt! Zuerst kommt das Schloß an die Reihe, Schanzen bauen! Die alten genügen nicht. Dann

kommt der „Sand“ daran. Ist ja eine Sünde und Schande, daß man das Brückenthor so ungedeckt gelassen. Habt Euch ja da an den Roßmarkt ein neues schönes Krankenhaus gebaut —“

„Just vor sieben Jahren ist's fertig geworden,“ bestätigte der junge Meister. „Es gehört zum Minoritenkloster, das der Rat um 1300 Schock Groschen von dem böhmischen Kommandanten, dem Sembling, erstand, als dieser einen Gasthof hineinlegen wollte. Seitdem heißt die Kirche St. Salvator und gehört den Lutherischen. Es war der letzte Ort, wo zu Glatz noch katholischer Gottesdienst gehalten worden ist.“

„Nun und jetzt werden wir's dem Rate wieder abnehmen. So geht's im Kriege. Das Krankenhaus liegt schön geschützt vom Neissestrom; es schaut schon jetzt wie eine kleine Festung in die grauen Fluten, die seine Grundmauern bespülen, und wird ein trutziges Blockhaus geben. Dann schlag' ich dort mein Standquartier auf.“

Ein blutjunger Dragoner, kaum sechszehn Jahre alt, doch stämmigen Körperbaues und das gebräunte Gesicht von klugen lebhaften Augen belebt, erschien auf der Thürschwelle.

„Was giebt's, Derfflinger?“ rief der Rittmeister.

„Befehl des Grafen Thurn,“ meldete der Dragoner. „Das Kornet soll sich zum Aufsitzen bereit halten.“

„Sackerment!“ fluchte Baudiß und sprang in die Höhe. „Meine armen Jungen sind ja kaum aus den Sätteln herunter.“

„Man hat Kunde,“ fuhr der Meldende fort, „daß die Sachsen in Habelschwerdt etwas im Werke führen.“

„Ei, sollte der Tanz schon heute losgehen?“ rief Baudiß. „Das ist freilich etwas anderes. Meine Dragoner werden bereit sein.“

Müdigkeit und Hunger schienen vergessen zu sein; Kampflust blitzte aus den grauen Augen und straffte die Hünengestalt zu neuer Energie empor.

„Eile und bring' den Leutnants den Befehl. Ich folge selbst und schaue, ob alles parat ist.“

Der Dragoner trat ab.

„Die Abendsuppe,“ wendete sich Baudiß an den Hausherrn, „muß ich nun freilich in Stich lassen. — Aber was ist Euch, Meister? Seid Ihr krank? Ihr zittert ja vor Frost.“

„Nichts, Herr, nichts,“ stöhnte Christoph und wischte sich den Schweiß von der kalten Stirne. „Es ist — nur — der Schrecken, daß der Stadt eine Gefahr drohen könnte.“

„Memme!“ dachte der Rittmeister; laut fuhr er fort:

„Keine Sorge! Die Thurnschen Dragoner stehen auf der Wacht. Grüßt Eure junge Frau und wartet mit dem Nachtessen nicht auf mich.“

Er eilte auf das ihm zum Quartier angewiesene Zimmer, ließ sich von seinem Roßbuben wieder Koller und Degen umschnallen, die Feldbinde umlegen, ergriff den breitkrempigen federgeschmückten Reiterhut und befahl, sein Pferd gesattelt zu halten. Dann trat er auf die Gerbergasse hinaus und begann den Rundgang durch die Quartiere der Dragoner.

III.

Aber die Nacht blieb ruhig.

Der Feind hatte rechtzeitig die Kunde von der Besitznahme der Stadt durch die Thurnschen erhalten und den nutzlosen Zug aufgegeben. Trotzdem war der Rittmeister noch am Morgen nicht in das Deckertsche Haus zurückgekehrt.

Auf einen geheim gehaltenen Befehl war er mit einem Zug seiner Dragoner den Neissefluß aufwärts davongeritten. Man meinte, auf Kundschaft.

Aber als die brauenden Nebel des Februarmorgens aus der Neisseniederung sich emporhoben und die Win-

terſonne wie rotglühendes Gold, noch ſtrahlenlos, über den weißſchimmernden Reichenſteiner Bergen aufſtieg, da wurde man des wirklichen Grundes der verſchwiegenen Sendung gewahr.

Ueber die Stege, welche „nydewendik dem obirſten were“ den „Sand“ mit der Habelſchwerdter Straße verbanden, brachten die ausgeſchickten Dragoner einen gebundenen Menſchen herein. Durch die Gärten und Wieſen, welche damals noch den oberen Teil der Sandinſel bedeckten, ward der Erſchöpfte vorwärts geſtoßen und durch die Stadt ſofort auf das Schloß hinaufgeführt.

Auf den Gaſſen liefen die Leute zuſammen und ſpähten dem Häftling in das verſtörte Geſicht.

„Mein Gott,“ flüſterte einer, „das iſt meiner Treu der Beinlich aus Eiſersdorf.“

„Wie? Der Hans Beinlich?“

„Der Schulze von Eiſersdorf?“

„Sollt' er bloß darum, weil er katholiſch geblieben —?“

„Er hat nie aus ſeiner kaiſerlichen Geſinnung ein Hehl gemacht.“

„Er hat mit den Habelſchwerdtern in Verbindung geſtanden.“

„Er hat Glatz verraten wollen.“

„Die Sächſiſchen ſollte er heimlich zur Nachtzeit nach Glatz führen.“

So kam eine Vermutung zur anderen, die Gerüchte verdichteten ſich zu beſtimmter Behauptung und gewannen an Wahrſcheinlichkeit, als bald darauf Meiſter Caſpar mit ſeinen Gehilfen aufs Schloß geholt wurde, die Folter an dem Verhafteten zu erproben. Fünfmal wurde der unglückliche Schulze ſchrecklichen Martern unterworfen; dann ſprach das auf Befehl des Grafen Bernhard Thurn zuſammenberufene Stadtgericht ihn ſchuldig des Verrats und verurteilte ihn zum Tode durch den Strick.

Furchtbare Stunden der Angſt durchlebte an dieſem Tage Meiſter Deckert. Jeden Augenblick vermeinte er, die Schergen ſein Haus betreten zu ſehen, um auch ihn zum Hochgericht davonzuſchleppen. Denn wenn der Schmerz dem Gefolterten ein Geſtändnis erpreßte, ſo war er, Chriſtoph Deckert, verloren — verloren!

„Du haſt ihn verraten,“ ziſchte er ſeinem Weibe zu, „aber weh Dir, wenn auch ich Deiner Tücke zum Opfer falle!“

„Kein Wort iſt aus dieſem Munde, keine Zeile von meiner Hand gekommen,“ beteuerte Urſula, ſelbſt in Schrecken und Mitleid um den unglückſeligen Mann verſetzt, der ſeine Treue zum Kaiſer ſo ſchwer büßen mußte. „Es muß von anderer Seite der Anſchlag ruchbar geworden ſein. Auf das Kreuz unſres Erlöſers ſchwöre ich's Dir zu: ich bin unſchuldig an dem Leiden jenes Mannes.“

An der Hausthür ward Waffenklang hörbar. Chriſtoph verfärbte ſich zum hundertſten Male an dieſem Tage aufs neue und fuhr die Bodentreppe hinauf in den dunkelſten Winkel des hochgiebligen Hauſes, wo er ſich zwiſchen Gerümpel und Spinnweben zuſammenduckte.

Aber das Haus auf der Gerbergaſſe blieb von fahndenden Häſchern unbetreten. Dafür ward die kleine Gemeinde, die dem neuen Glauben anzuhängen nicht über ſich vermocht hatte, mit Hausſuchungen beunruhigt und vier ihrer angeſehenſten Männer wurden in Ketten abgeführt.

Bleicher Schrecken legte ſich über Glatz. Man erkannte, daß ein harter grauſamer Wille das Schickſal der Stadt an ſich geriſſen, daß nach ſchweren Tagen doch die ſchwerſten nun erſt nahen ſollten.

Aber während das Stadtgericht, ſelbſt zitternd unter dem Drucke eines deſpotiſchen Geiſtes, noch über den Eiſersdorfer Schulzen das Urteil ſuchte, hatte der raſtlos bewegliche Geiſt des jungen Grafen Thurn bereits anderen Aufgaben ſich zugewendet. Mit ſeinen Offizie-

ren eilte er von Stelle zu Stelle, nahm jede Zinne des Schlosses in Augenschein, besichtigte Schanzen und Thore, Mauern und Gräben der Stadtumwallung. Kein Zögern kannte er, kein Schonen. Die Wenzelskirche am Schloßberg war das erste Opfer, das er sich ersah. Hatte der Hauptmann von Lohe sie noch zu erhalten versucht, als er auf der Nordseite des Oberschlosses zwei Schanzen gegen das freie Feld aufgeführt, so sprach ihr jetzt der Mund des neuen Kommandanten ohne Erbarmen das Todesurteil. Weil der Verteidigung hinderlich, sollte sie vom Erdboden verschwinden, eine dritte starke Schanze vom Spitalgarten her, aufwärts von der Frankensteiner Gasse, zum Wenzelsberg emporsteigen. Und noch selbigen Tages ward die Bürgerschaft in Abteilungen gemustert, die an dem Schanzwerke wechselweise arbeiten sollten.

Gegen diesen herrischen Geist gab es kein Murren. Aber selbst jene Bürger, die noch immer an dem Soldatspielen einen Gefallen gefunden, die sich mit Schwert und Spieß höllisch kriegerisch vorgekommen, schauten nun recht verdutzt und trübe drein, als sie zu Hacke und Spaten greifen mußten, um dann, kaum ein wenig ausgeruht, zu Waffenübungen, Thorwachen und manchen anderen Diensten herangezogen zu werden. Ruhe und Rast kannte der neue Kriegsherr weder für sich noch für seine Soldaten noch für sonst jemand.

Fremd war auch diesem in kriegerischem Lagerleben aufgewachsenen Jüngling die Gnade.

Hans Beinlich, der Schulze von Eisersdorf, ob er auch aus seiner Treue zu Papst und Kaiser keinen Hehl gemacht, hatte doch Glied für Glied sich zerreißen lassen, ohne die Mitschuld anderer zu gestehen.

„So hängt den Schelm," befahl Graf Bernhard zornig, „an die Justitia mitten auf dem Ringe, allen Verrätern zum Schrecken und seinen Gesinnungsgenossen zum Spotte. Dann schleift ihn durch den Kot der Stadt hinaus zum Rabenstein und verscharrt den Kadaver unter

dem Galgen. Die vier anderen Schelme aber, die ich mir eingefangen, legt morgen auf die Folter und schmelzt aus ihnen heraus, was dieser Hundsfott als Geheimnis mit in die Hölle mitnehmen will."

Als solcher Befehl in der Stadt ruchbar wurde, wagte zwar niemand, für das Leben des Eisersdorfer zu bitten, denn daß er Verrat gesonnen, war er selbst geständig. Aber jene vier in Haft genommenen Männer waren angesehene Bürger tadellosen Namens, auch bei ihren andersgläubigen Mitbürgern beliebt, mit vielen blutsverwandt oder verschwägert. Ihre Verhaftung war einzig und allein auf vagen Verdacht hin erfolgt, da der Graf die Mitschuldigen des Verrats in erster Linie unter den Katholischen suchen zu müssen geglaubt; auf gut Glück herausgegriffen, würden sie, so nahm der Kommandant an, wenn selber schuldlos, doch auf die richtige Fährte helfen können.

Nun jedoch, als man von dem schmerzlichen Schicksal erfuhr, das diesen vier Armen widerfahren sollte, da bestürmte die Bürgerschaft die Ratsherren, daß sie gegen solches Verfahren auf das dringlichste bei dem Grafen vorstellig würden.

Der Bürgererste selbst, Mathäs Scholz, und der Stadtschreiber Salomon Kuttner übernahmen den heiklen Auftrag. Ihr Amt, ihre erprobte Treue zu König Friedrich, ihre Verdienste um die evangelische Sache mußten der Fürbitte Gewicht verleihen.

Sie blieben lange auf dem Schlosse. Graf Bernhard war ein harter Kopf; seine leidenschaftliche Natur machte für die Abgesandten selber die Fürbitte gefährlich; endlich erreichten diese doch so viel, daß er einstweilen die Tortur aufzuschieben versprach und absehen wollte, ob vielleicht der Aufenthalt in den finstern Verließen der Glatzer Burg die Gefangenen mürbe machen werde.

So empfingen die Kerkerzellen des Schlosses, in deren einer nun schon zwei Jahre, der Dechant und Altwilmsdorfer Pfarrer Keck um seines Mutes willen, als

letzter Priester der katholischen Kirche in der Grafschaft ausgeharrt zu haben, elend schmachtete, neue Gäste. Zwar gestaltete sich ihr Los weniger hart; nach sechs Wochen ward ihnen die Freiheit zurückgegeben, nachdem sie ihr Leben mit dreihundert ungarischen Gulden erkauft; der unglückliche Pfarrherr hingegen sollte erst mit dem sich neigenden Jahre das Sonnenlicht wiederschauen, das er dreiunddreißig Monde nicht mehr gesehen.

Dem Schulzen von Eisersdorf aber geschah am anderen Morgen, wie es der Graf geheißen.

IV.

Noch lange Tage schlich Meister Christoph in Todesangst durch sein Haus. Er wagte keinem grade ins Gesicht zu blicken; seinem Weibe ging er aus dem Wege, wo er konnte. Ursula war, um für die Einquartierung Platz zu schaffen, in die Schlafkammer der alten Deckertin übergesiedelt und Christoph hatte sich einen Verschlag auf dem Oberboden zur Nachtruhe hergerichtet, wo er auch tagsüber viel hockte.

So sahen sich die Ehegatten nur zu den Mahlzeiten. Und auch diesen entzog sich Christoph, sobald er konnte, unter dem Vorwande dringlicher Arbeit und ließ Mutter und Frau mit Rittmeister Baudiß allein, des stahlgraues durchdringendes Auge ihn immer in die größte Unbehaglichkeit jagte. Dafür machte er sich draußen an die gemeinen Kriegsleute heran, horchte hier und da, was in der Stadt vor sich ging und wie weit der Prozeß der Gefangenen gediehen, und schöpfte allmählich die Hoffnung, daß die Gefahr gnädig an ihm vorübergegangen sei.

Aber während er sich selber aus dem Kreise der Seinigen ausschloß, wuchs in ihm ein maßloser Grimm gegen diejenigen empor, die ihm die Herrschaft im eigenen Hause geraubt: Ursula zuvörderst, die Mutter und der Rittmeister sodann. Seine Eifersucht zählte jede Minute, die letzterer bei den Frauen im Wohnzimmer zubrachte,

und in der That ergaben diese Minuten manche Stunde des Zusammenseins.

Rittmeister Baudiß, den es sonst nie in niedrer Stube gelitten, dem es wohl und warm wurde, wenn Sturm und Wetter ihn umbrausten, wenn er seine Dragoner durch Schneegestöber oder prasselnden Regen, zuckender Blitze Feuer oder stechenden Sonnenbrand führen konnte, saß gern jetzt am flackernden Kaminfeuer des Deckertschen Hauses, wenn der Dienst vorüber, ließ sich von Frau Ursula die Kanne selbstgebrauten Bieres kredenzen und schaute, wenn das Gespräch schwieg, still und behaglich dem Spiel der fleißigen Frauenhände zu. Aus den wenigen Tagen, für die er Quartier erbeten im Deckertschen Hause, wurden langsam Wochen, und obzwar das Krankenhaus längst befestigt und mit Kriegsvolk belegt worden war, dachte Baudiß nimmer mehr daran, dorthin überzusiedeln. Und seine Bitte, ihm auch ferner ein freundlicher Herbergsvater zu sein, war für den Hausherrn selbstverständlich ein Befehl. Von seinen Kriegsabenteuern, von fremden Ländern und Leuten verplauderte Baudiß da manche Stunde unter dem Deckertschen Dache und seine launige Erzählerkunst zauberte auch um Ursulas Mund wieder das alte frohe Lachen.

Das alte Lachen?

Ach nein, es war nicht mehr die alte Lust, die frische Munterkeit der Vitz Ursula von dereinst; es war eine Fröhlichkeit, die aus glücklosem Herzen kam; es war ein hartes Lachen, das Betäubung und Vergessenheit suchte und Vergeltung — Vergeltung, Rache an dem Manne, der ihr Leben an das seine geschmiedet mit List und Gewalt, der ihre Reinheit in den Staub seiner niederen Begierde gezerrt. Er selber hatte ihr den Weg gewiesen, den sie gehen mußte, um ihm tausend Qualen zu bereiten, und ob auch ihr keusches Frauenherz gegen jene frivole Zumutung: „Einen Kuß in Ehren", sich aufgebäumt hatte im ersten Augenblick, so wandelte die Lust

an der Pein des Gehaßten ihre Gedanken allmählich zu sündiger Lockerkeit.

Wenn sie Christoph bei Tisch über den Löffel hinweg lauernde Blicke werfen sah, dann wandte sie verdoppelte Liebenswürdigkeit ihrem vornehmen Gaste zu; wenn sie draußen auf dem Hausflur seinen Schritt vorbeistreichen hörte, dann lachte sie über die Schnurren ihres ritterlichen Gesellschafters in heller Lust und munterte ihn wohl gar auf, diesen oder jenen seiner derbsten Späße noch einmal zu erzählen. Diese Späße, obwohl jene Zeit an Derbheit und Freiheit im Verkehr der Geschlechter wahrhaftig gewöhnt war und auch die Frauen der höchsten Stände dreisten Zweideutigkeiten ohne Erröten ihr Ohr liehen, waren denn doch oft von einer Art, die den Ursprung im wilden Lagerleben nicht verleugnen konnten und einem Ehemanne siedend heiß machen mußten, zumal wenn eine Wand ihn hinderte, das Mienenspiel der Scherzenden zu beobachten.

Man sagt nun zwar: wer mit dem Munde lose sei, sei's um so weniger mit dem Herzen. Und gewiß — Ursula dachte an nichts schlimmes, wenn sie sich einer wilden leidvergessenden Lustigkeit hingab; sie dachte aber auch nicht an die Folgerungen, die Rittmeister Baudiß aus ihrem Gebahren für seine Person zu ziehen berechtigt war.

Fast that es Heinrich Baudiß leid, daß das wilde Rößlein, das zu zähmen ihn gereizt hatte, so schnell lenksam geworden. Und doch ließ ihn, den durch Frauengunst verwöhnten Mann, diese einfache Bürgersfrau nicht die Grenze überschreiten, die gute Sitte zog. Ursula gab sich gar nicht die Mühe, zu verbergen, daß sie den Gast gern kommen sah; sie lauschte ihm selbstvergessen, mit blitzenden Augen, mit fliegender Brust, wenn er von seinen Kriegszügen, von Kampfgewühl, Todesgefahr und Siegeslust so feurig und kühn erzählte; sie faltete die Hände und preßte sie gegen den Busen, wenn feindliche Klingen des Erzählers Leben bedrohten; ihr Blick leuchtete auf,

wenn der Sieg errungen und ihren Helden Ruhm und Ehre krönte.

Aber wenn er dann plötzlich abbrach und der Selbstvergessnen in die leuchtenden Augen schaute, wenn er sich näher zu ihr beugte, nach ihrer Hand griff, diese küssen wollte, dann schrak Ursula auf, hatte auf einmal irgend eine Besorgung im Hause zu verrichten oder ward herb und wortkarg.

Bei allem solchem konnte es dennoch nicht ausbleiben, daß in dem jungen, an einen Tölpel von Ehemann geketteten Weib ein Gefühl emporwucherte, das Ursula bisher nicht gekannt, über das sie Klarheit sich selbst nicht geben konnte, vielleicht auch nicht wollte.

Dies Gefühl war nicht jene süße selige Neigung, die ihr Herz zu Hans Caspars stiller Schwermut einst gezogen; nicht Frieden und Ruhe gab es, sondern Unrast und Pein. In dieser Stunde hätte sie jauchzen mögen: Seht her! Der kühnste, der schönste Mann, dem Edelfrauen zulächeln und Patrizierinnen nachschauen, macht mir den Hof — mir, dem Bauernkinde, der Kleinbürgerin! Doch in der anderen Stunde schon hätte sie weinen mögen, weinen über sich selbst und um den Jugendgeliebten, hassen alle Welt, hassen Christoph und Heinrich Baudiß!

Und nun ward's auch noch Frühling. Frühling! Frühling, der im Menschenherzen die Sehnsucht weckt nach Glück und Freude! Schönheit genießen! Lust der Freiheit! Die Fesseln sprengen, in die Schicksal und Menschensatzung uns gezwängt, so wie die Natur im Lenzsturm sich empört gegen des Winters Zwingherrschaft!

Brausend kam der Frühlingswind über die Berge heruntergefahren ins Neissethal; Bäche und Flüsse schwollen, das Eis zerbarst und die treibenden Schollen stürzten sich gegen die engenden Ufer, gegen die hemmenden Brücken.

Im Winterkleid stieg nur der Schneeberg noch in die

blauenden Höhen; hier und da an Abhängen glänzte noch ein trotziges Eisfeld, zog sich im Zickzack ein Schneestreifen zu Thal. Aber dicht daneben begann es zu grünen, im Buschwerk zu knospen, zu springen und zu singen, zu zwitschern, zu jubilieren. Aprilstürme heute, Maiwonne morgen! Zerrissenes Regengewölk, aufblitzender Sonnenstrahl, silberne Frühlingswolken und nun — nun in herrlicher Klarheit rings die ragenden Berge, in sanften Linien den blauen Himmel begrenzend!

O Du Glatzer Land — Perle in Habsburgs Krone — nimmer, wer Dich gesehen in junger blühender Pracht, mag sich wundern, daß Könige und Kaiser so heiß Dich umworben! Aber Werben heißt Kämpfen! Und Schönheit ist Menschen nicht allein, auch Ländern verderblich.

V.

In mildem Frühlingssonnenschein lag Schloß und Stadt Glatz. Auf die Straße gen Habelschwerdt, am Puhuberge hinauf, war Ursula, Arm in Arm mit Röschen Grantz, der jungen Freundin aus dem Nachbarhause, hinausgewandert, den sanften Maientag zu genießen. Weit von der Stadt wagten sie sich freilich nicht weg in diesen kriegerischen Zeiten, doch standen die Thurnschen Vorposten bis Arnsdorf (Grafenort) und die Baudißschen Dragoner schwärmten unablässig durch die Gegend, also daß ein plötzliches Erscheinen feindlicher Truppen von Habelschwerdt oder Landeck her kaum zu befürchten war.

Obendrein wandelten die beiden Frauenspersonen in militärischer Begleitung. Leutnant Filz, ein ehemals markgräflicher, nun Thurnscher Fußsöldnerführer, hatte sich dem Spaziergange angeschlossen, da seinen Leuten heute ein Rasttag gewährt worden war, um sie für den kommenden Morgen frisch zu halten.

Der jugendliche Offizier, der nun schon Tag und Jahr der Glatzer Besatzung angehörte, war fast ebensolange ein treuer und eifriger Verehrer Röschens. Von Haus aus arm wie eine Kirchenmaus, irgendwo da oben

in des „heiligen römischen Reiches Streusandbüchse" geboren, trug er sein ganzes Vermögen mit sich; es bestand aus einem Paar kräftiger Arme, einer guten Lunge und einem treu brandenburgischen Herzen. Mit Markgraf Johann Georg, dem Bruder seines damaligen Landesherrn, des Kurfürsten Johann Siegmund von Brandenburg, war er nach Schlesien gezogen, als diesem von der fränkischen Linie der Hohenzollern das Herzogtum Jägerndorf zugefallen; nun hatte er sich, nachdem Johann Georg als ein Reichsächter seines jungen Herzogshutes so schnell wieder verlustig gegangen und in den ungarischen Flecken Kaschau sein verfehltes Leben gerettet, mit ganzem Herzen dem Grafen Thurn angeschlossen, der die letzten Fußtruppen des Markgrafen aus Ungarn glücklich nach der Grafschaft zurückgeführt hatte.

Der kleine, immer bewegliche Offizier hatte sein Herz an Röschen Grantz gehängt. Hastig, übereifrig mit Mund und Gliedmaßen, jäh drauflosfahrend, in Rede und That sich überstürzend, bald dies, bald jenes beginnend, wäre er leicht eine komische Gestalt und der Spott seiner eignen Leute geworden, hätte er nicht so ein goldnes treues Herz gehabt, das mit seinen Soldaten alles teilte: das letzte Stück Brot sowohl, wie den ersten Trunk — mehr noch: ihnen ungeteilt jedes Beutestück überließ. Denn nicht um Gold und Sold, sondern für den Ruhm seines Brandenburg schlug er sich mit den Feinden seines angestammten Herrn und Fürsten herum, und der gemeine Söldner, je weniger ihm solche Schwärmerei faßbar, umso größere Achtung hatte er davor. Während die Kameraden den Löwenanteil der Beute ihren Führern lassen mußten und die Habgier der letzteren oft die häßlichsten Streitigkeiten mit den Untergebenen zeitigte, was das Ansehen der Offiziere just nicht heben, die Verläßlichkeit der Soldaten nicht befestigen konnte, die Kriegszucht aber lockern mußte, hing die Filzsche Kompagnie an ihrem kleinen Leutnant mit seltener Liebe, ob man ihn auch insgeheim für einen Sonderling ansah.

Arm wie eine Kirchenmaus war darum Filz auch noch heute. Darauf war er stolz, daß er fremdes Gut nie berührt, nur Feindesblut hatte fließen lassen. Und das für die gute Sache seines Zollernfürsten. Seine Armut war seine einzige Prahlerei. Und damit setzte er gerade bei Röschens Vater sich in das schlechteste Licht. Hätte er Geld mitgebracht in das Grantzsche Geschäft, auf welche Weise erworben, war dem Alten höchst gleichgültig — nun, dann wäre ein Wort zu reden gewesen mit dem Freier. Lange konnte der Krieg nicht mehr dauern; dann mußte auch Filz zu bürgerlicher Thätigkeit zurückkehren und seine kräftigen Arme wären dem Alten wohl brauchbar gewesen.

Nun aber — ein Herr Habenichts, ein Nichtswisser, der sicher nur kommandieren, auf der Bärenhaut liegen, trinken, essen wollte, der das Arbeiten verlernt über dem Kriegshandwerk — nein, für den war seine Rosina nicht gewachsen. Selbst ein so weltungewandter Phantast, wie Leutnant Filz, merkte allmählich, daß seine Besuche im Grantzschen Hause höchst unlieb aufgenommen wurden; so beschränkte er sich eine Zeit lang darauf, die Gerbergasse abzuwandeln und Röschens rundes Gesicht am Fenster zu erspähen; dann kam Gerbermeister Deckerts Hochzeit und Ursulas Befreundung mit Rosinchen; ein dienstlicher Gang zu Rittmeister Baudiß führte — merkwürdiger Zufall! — den Leutnant eines Abends in das Deckertsche Haus, er wurde in das Wohnzimmer gewiesen, wo der Rittmeister plaudernd bei den Frauen saß und mit dem munteren Röschen seinen Scherz trieb; Frau Ursula lud ihn zum Bleiben, lud ihn beim Gehen auch zum Wiederkommen ein und Filz ließ sich zu solchem Versprechen nicht lange nötigen. Zwar herrschte zwischen den beiden Offizieren eine gewisse Spannung; der aus gutem Hause stammende Reiterführer behandelte den kleinen armen Söldnerleutnant gern etwas von oben herab und machte sich — oft gar zu deutlich — über die Sonderlichkeiten des Quirlefanz lustig; auch maß er, der

Hüne, dieser kleinen unbedeutenden Erscheinung nicht allzuviel kriegerische Eigenschaften bei und traf insofern wohl auch das Richtige, als Filz zwar ein guter Junge sein mochte, aber kein hervorragender Geist, kein Feldherrngenie. Heinrich Baudiß hingegen war sich des eignen Wertes, der eignen Fähigkeiten nur zu gut bewußt; im Kriegsrate des Grafen Thurn hatte er den ersten Platz und das unbeschränkte Vertrauen dieses jungen glänzenden Heerführers, dessen Durchbruch durch die österreichischen Kronländer ein Meisterstück der Kriegskunst gewesen und die Blicke der kämpfenden Parteien auf seinen jungen Ruhm gelenkt hatte.

Allein trotz der Spötteleien des Rittmeisters ließ sich der kleine Leutnant von den Frauen immer wieder besänftigen und versöhnen; zu gutmütig, um lange einen Groll zu tragen, war er auch freimütig genug, den ihm weit überlegenen Geist in diesem Manne zu erkennen; Stolz erfüllte ihn, daß Helden, wie Graf Bernhard Thurn und Heinrich Baudiß, mit ihm unter Brandenburgs Fahne kämpften.

„Seht, Frau Ursula," rief er begeistert, als er so mit den beiden Frauen am Waldessaum des Puhuberges hinwanderte, und hielt, auf die vor ihnen ausgebreitete Stadt deutend, den Schritt ein, „seht, wie auf dem trutzigen Oberschlosse sich neben der böhmischen die brandenburgische Fahne bauscht. Und was der rote Adler mit seinen Fittichen beschattet hat, das halten seine Krallen fest! Paßt auf! Nicht nur die schlesischen Herzogtümer, die Habsburg geraubt allen Erbverträgen zum Hohne, auch diese wunderherrliche Grafschaft wird den Hohenzollern sich noch beugen."

„Ihr habt viel Hoffnung, werter Leutnant," entgegnete die junge Frau, „doch wird diese kleine Stadt dem Brandenburger seinen schlesischen Besitz erhalten können vor kaiserlicher Uebermacht?"

„Das wird sie," beteuerte der kleine Offizier mit felsenfester Ueberzeugung, „ein Jahr und länger sind wir

zu einer Belagerung gerüstet; die Kaiserlichen verlieren ihre Zeit vor diesen Mauern und die Unsren droben im deutschen Norden gewinnen selbige Frist, sich zu sammeln, zu stärken und mit neuer Macht auf Wien zu marschieren. Der Feind muß zurück und das befreite heldenmütige Glatz hört seinen Namen in allen Ländern rühmen. Klein ist die Stadt, aber wehrhaft. Schaut doch, wie trutzig sie da vor uns emporsteigt zum Schloßberg!"

In der That! Wehrhaft und trutzig waren die rechten Beinamen dieser alten Bergfestung. In zwei Armen die der Stadt vorgelagerte Sandinsel umspülend, schützte der Neissefluß besser als Menschenkunst und Festungsgraben die seinem Laufe entlang gestreckte Niederstadt. Eine Holzbrücke, im Notfall schnell abzubrechen, führte die am rechten Neissefuser herablaufende Heerstraße auf den „Sand" hinüber und geradeaus auf das Thorhaus zu, welches seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts den Fuß der den zweiten Neissearm überspannenden Brücke beschützte. Diese Brücke, ganz von Steinen erbaut, eingefaßt von starken, auf dem mittleren Bogen ausbauchenden Seitenbrüstungen, erklomm auf drei starken Pfeilern in scharfer Steigung das sogenannte Brückthor, einen quadergemauerten Rundbau mit mächtigem Turmhelm, der sich in einem Thorgebäude bis zum Stadtbrauhaus fortsetzte. Nachmals mit sechs Steinstandbildern heiliger Personen geschmückt und so noch heute eine altertümliche, den Fremden wundersam anheimelnde Eingangspforte zur inneren Stadt, war diese Brücke, die schon damals auf dreieinhalb Jahrhunderte zurückschaute, eine der ältesten Brücken in Schlesien überhaupt.

Rechts und links nun von diesem starkbewehrten Thorturm zog sich, in weitem Kreise langsam aufsteigend, dann steiler und steiler emporklimmend zum Gipfel des Schloßberges, die Stadtmauer — bald vorspringend in runden Basteien, bald ausladend zu ummauerten

Höfen, welche den ins freie Feld führenden Stadtthoren, dem Pfaffen- oder Grünen und dem Böhmischen Thore auf der einen, dem Frankensteiner Thore auf der anderen Seite, vorgebaut waren. Viereckige Türme, mehrere Stockwerke hoch, überwölbten obendarein noch diese Thoreinfahrten; runde Türme, die einen spitzbehelmt, die andern zackige Mauerkronen tragend, stiegen in kurzen Abständen aus dem Mauerring hervor, unter dem bergab noch eine zweite Umwallung schießschartenbewehrt an den Fluß sich herandrängte. Und über dem allen stiegen die hohen schlanken Türme des Rathauses, des Sandklosters, der Franziskanerkirche empor, wuchs das trutzige Gemäuer der alten Pfarrkirche mit ihrem ungleichen Turmpaar, wuchsen die Türme des Thum- oder Domstiftes, der Wenzelskirche, der Schloßkapelle über das Häusergewimmel heraus, reckten und streckten sich, als wollten sie's gleichthun den ragenden Genossen, die vom Schloßberge weithin ins Land hinein leuchteten mit blitzenden Helmknäufen und Wetterfahnen. So bot diese alte Veste wahrhaft ein Städtebild, wie nur immer die Phantasie späterer Geschlechter sich jene kriegerische Zeit auszumalen vermag.

Phantasie gehört freilich dazu. Unsrer nüchternen Neuzeit erscheint ja auch das heutige Stadtbild mit den darüber aufsteigenden gradlinigen Festungswällen des großen Preußenkönigs immer noch malerisch, dennoch vermögen wir kaum uns an die Stelle dieser einförmigen langgestreckten Mauer- und Erdwerke die zinnen- und söllergeschmückten Bauten der einst hier aufragenden Burg zu denken.

„Man hat," so klagte selbst ein Offizier Friedrichs des Großen, „der Stadt ihre Zähne genommen, so wie einem alten Weibe, daß sie nicht sonderlich mehr beißen kann, aber sie ist jetzt nicht so stattlich, als sie noch mit Türmen bewehret war."

Eine Stadt für sich bildete die Glatzer Burg. Auf halber Höhe lag das Niederschloß mit geräumigem Hofe,

großen Sälen, vielen Gemächern, weiten Schütt- und Getreideböden, tiefen Kellergewölben, starken Mauern gegen die Stadt hin.

Aber alles beherrschend, über Stadt und Niederschloß hinwegschauend, krönte den Gipfel des Burgberges das Oberschloß, von zwei mächtigen Türmen überragt, nicht weniger als drei Höfe umschließend, im Laufe der Jahrhunderte Bau um Bau gewachsen, die Höfe unter einander verbunden oder — wie man's nehmen will, getrennt durch eigne Thore. So durch Thor, Mauer und Graben abgeschlossen war das Oberschloß auch gegen das Niederschloß hin. Hier sollte den Verteidigern die letzte Zuflucht, den Belagerern aber noch die heißeste Arbeit sein, wenn Stadt und Niederschloß schon in ihre Hände gefallen.

Diesem wichtigsten Punkte hatte daher auch Graf Bernhard Thurn sein Hauptaugenmerk zugewendet. Wenn das Thumstift am Niederschlosse der Zerstörung durch eine blind wütende Soldateska anheimgefallen war, so sank nun auch die prächtige Wenzelskirche nahe dem Oberschlosse in Schutt und Trümmer; doch fiel sie als ein Opfer reiflicher Ueberlegung und militärischer Bedenken. Wo Gottes Wort gepredigt worden war, da klangen die Flüche roher Kriegsknechte, und unter den stillen Verwünschungen der zur Arbeit gezwungenen Bürger und zusammengetriebenen Landleute wuchsen weitere zwei Schanzen an der einst geweihten Stätte empor.

Ebensowenig Schonung fand das schönste der profanen Bauwerke des Schlosses, der weitberühmte sogenannte „Grüne Saal". Das war kein einzelner Saal, vielmehr verstand man unter diesem Namen die ganze Flucht von Prunkgemächern, Bankettsälen, Gastzimmern u. s. w., welche die obersten Stockwerke des Herrenhauses bildeten und die von dem vorherrschenden grünfarbigen Anstrich ihren Namen empfangen. Hier pflegten die kaiserlichen Landeshauptleute zu residieren, hier

dem Adel des Landes Gastereien und Bankette zu geben; hier hatten Kaiser und Könige Hof gehalten und die Huldigung der Glatzer Stände entgegengenommen: so einst der mächtige Böhmenkönig Ottokar II., so der glanzvolle Kaiser Karl IV., so auch dessen Sohn, König Wenzel unseligen Angedenkens. König Georg gar, seines Böhmenvolkes Liebling, der — dem schlichten Adelsgeschlechte der Podiebrads entsprossen — eine Königskrone sich errungen, nahm wiederholt und einmal einen ganzen Winter hindurch mit seiner Familie Aufenthalt auf dem Glatzer Schlosse und erhob das Ländchen, in dem er so gern verweilte, zu einer Grafschaft. Das war im Jahre 1462 geschehen. Seitdem trugen Böhmens Herrscher neben der Wenzelskrone den Glatzer Grafenhut, bis nun der unglückliche Friedrich von der Pfalz zu seinem Kurfürstenhut auch diese beiden, Königskrone und Grafenhut, sich auf das schwache eitle Haupt zu setzen versucht hatte. Er sollte der letzte fürstlichen Geblüts gewesen sein, der im wappen- und waffengeschmückten, mit alten Gemälden, kostbaren Möbeln ausgestatteten „Grünen Saale" die Stände der Grafschaft zur Huldigung und zum Treugelöbnis empfing und von Rat und Gemeinde königliche Bewirtung erfuhr; von diesen Fenstern aus schweifte sein trüber entmutigter Blick weit in das schönheitgesegnete Bergländchen hinab, das ihm die Treue halten wollte bis zuletzt, und das nun, nachdem es um dieser Treue willen schon so viel Unglück erduldet, auch seine köstlichste Zier, seinen höchsten Stolz zu opfern bereit war. Denn da der Oberbau des Schlosses — eben der Teil, den man den „Grünen Saal" zu heißen sich gewöhnt hatte — nur aus Fachwerk errichtet worden war, so hatte Graf Thurn in Erwartung einer bevorstehenden Beschießung wegen der Feuersgefahr den unbarmherzigen Befehl gegeben, den ganzen Oberbau niederzureißen.

Deutlich konnten unsere Spaziergänger vom Puhuberge aus die Arbeiter an diesem Zerstörungswerke han-

tieren sehen. Schier das Herz bluten wollte den beiden Frauen ob solchen Anblicks, doch war des Traurigen noch mehr zu schauen.

Wo hinter den Basteien, über den Zacken und Zinnen, zwischen den Türmen und Türmchen des zwiefach die Stadt umkreisenden Mauergürtels bis vor wenigen Tagen noch die hohen Giebel, die freundlich leuchtenden Dächer der Bürgerhäuser hervorgelugt, da schlugen und rissen jetzt hunderte von Hacken, Spaten, Schaufeln ihr zertrümmerndes Eisen ein, die Schindeln und Schauben zersplitternd; das Dachgebälk starrte ruinengleich in die Höhe und stürzte endlich gelockert hinterdrein in die Tiefe. Denn am 10. April war das strenge Gebot des obersten Befehlshabers an die Bürgerschaft ergangen, sämtliche Dächer der Stadt abzudecken wegen der leichten Entzündlichkeit ihres Schindelbelags.

So bereitete alles, wo man auch hinsah, auf schlimme Tage vor und selbst der warme goldne Lenzsonnenschein, der über Schloß und Städtlein lag, zerstörte jäh die aufkeimende Freude an Frühling und Gottes erwachender Natur, wenn er auf den Wällen der Burg das Metall der schweren Geschütze, zwischen den Zinnen und Mauertürmen der Stadt die Hellebarden und Feuerbüchsen der auf und abschreitenden Wachen herüberblitzen ließ.

Allein nur die freundlich zwischen Bäume und Feld gelagerten Vorstädte diesseits des Mauerkranzes, von lustigem Grün umsponnen, schienen nichts zu wissen und zu spüren von solchen Kriegsrüstungen. Ueberall blickten ihre friedlichen Häuschen und Hütten aus den Obstbaumgruppen hervor, am Fuße „lustiger Berge," wie der gute alte Aelurius, Glatzens erster Geschichtsschreiber, sich ausdrückt: so das „Halbe Dorf" am Fuße des Eichberges, der jetzt vom stolzen Kranich seinen Namen trägt; so die zerstreuten Häuser vor dem Frankensteiner Thore, näher bezeichnet als „unter dem Pusche", nach dem Waldstreifen, der hier die Abdachung des Burgberges bedeckte. Doch auch gegenüber am anderen Ufer der Neisse zogen sich längs der Lehne des Schäferberges Hütten und kleine Bauernhöfe hin, flußabwärts auslaufend in das Dorf Hassitz mit dem großen stattlichen Vorwerk „Die Scheibe", thalauf am Königshainer Bache und auf dem „Anger" zu kleinen Vorstädten, der Sandinsel gegenüber, sich sammelnd.

Die volkreichste Ansiedlung aber war thalaufwärts von Glatz das Neuland vor dem Pfaffenthor, eine aufblühende Vorstadt am linken Ufer der Neisse, weit gestreckt bis zur Pfaffenmühle hinaus, dem Besitztum der reichen Glatzer Tuchmacherzunft. Eingefriedet in blütenreiche Obstgärten, schimmernde Weißdornhecken, tiefdunkles Tannengrün, silbernes Weidengestrüpp, gab dieser Kranz von Dörfern zu dem Bilde der wehrhaften Stadt den malerischsten und anmutigsten Rahmen. Ach! auch in diesen Frieden sollte die Furie des Krieges nur zu bald die lodernde Fackel schleudern.

VI.

Trotz goldner Sonne und Frühlingswehen wollte ein munteres Gespräch zwischen den drei Lustwandelnden nicht in Gang kommen, obwohl Leutnant Filz aufgeregter, redelustiger erschien als je. Er glühte vor Kriegslust, Siegeszuversicht, Uebermut; jedoch die Frauen kamen von dem Gedanken an den morgenden Tag nicht los und Röschen zumal schluckte oft aufquellende Thränen hinunter.

Es war im Städtchen nicht geheim geblieben, daß Graf Thurn einen Vorstoß gegen den Feind beabsichtige. Schon im März einmal hatte er einen kühnen Streifzug in das von den Sachsen besetzt gehaltene Habelschwerdter Gebiet unternommen und aus Kieslingswalde über dreihundert Schafe als willkommene Beute nach Glatz gebracht, unbehelligt von dem ahnungslosen nahen Feinde. Nun war Nachricht gekommen, daß

die sächsischen Truppen im Begriff ständen, die Grafschaft zu verlassen und ihre Stellungen den einrückenden kaiserlichen Regimentern Lichtenstein und Nassau zu räumen. Diesen Wechsel der Besatzung in Habelschwerdt beschloß der Glatzer Kommandant zu einem Handstreich auf die Stadt auszunutzen. Seine Kundschafter hatten ihm vermeldet, daß Oberst Goldstein bereits abgezogen, Habelschwerdt aber erst von dem Vortrab der Kaiserlichen erreicht worden sei. Rittmeister Baudiß war daraufhin mit einer kleinen Reiterschar zu nochmaliger Rekognoszierung die Neisse aufwärts ausgeschickt worden; sein Bericht sollte die Entscheidung geben und dann Hauptmann Senis mit seinem ausgeruhten Fähnlein noch in der Nacht zu dem Handstreich ausrücken. Diesem Fähnlein gehörte der Leutnant Filz an.

Obwohl man den Anschlag geheim zu halten versucht hatte, konnten doch die verschiedenen Maßnahmen und Rüstungen, die Beratungen der Kriegsobersten, die Geschäftigkeit der Offiziere nicht verborgen bleiben; das Gerücht lief von Haus zu Haus und drang auch in das Deckertsche Heim.

Meister Christoph horchte hoch auf. Beim Mittagessen meinte er, er wolle wieder mal hinaus und schauen, wie es den Schwiegereltern gehe. Grad wie er fort war, erschien Leutnant Filz und bat Frau Ursula, da ihm der Nachmittag frei, ihm zu einem Zusammensein mit Röschen Grantz zu verhelfen. Nun waren die beiden Frauen in ihn gedrungen, was es mit jenem Gerücht auf sich habe, und da der junge Offizier hörte, daß sie die Wahrheit ohnehin wußten, er es auch für seine Pflicht hielt, die Liebste nicht ahnungslos von etwaiger schlimmer Botschaft überraschen zu lassen, so gestand er das Vorhaben der kommenden Nacht ein, wenn auch nur in der allernötigsten Kürze. Mit Scherzen und Küssen suchte er das erschrockene Röschen von trüben Ahnungen abzubringen; da alles nichts nützte, tröstete er sie,

daß ja das Unternehmen noch ganz ungewiß und die Erkundigung des Rittmeisters Baudiß abzuwarten sei.

„O der!" schluchzte Röschen, „wenn's auf den ankommt, so läßt er zum Angriff blasen, und ständen zwanzig seiner Dragoner zweihundert Feinden gegenüber."

In der Ferne auf der Landstraße hob sich eine Staubwolke. Schnell rückte sie näher. Es waren Thurnsche Dragoner, voran auf stäubendem Roß Rittmeister Baudiß.

Sein scharfes Auge erspähte schon von weitem die drei Gestalten, die vor der heranbrausenden Kavalkade an den Wegrand ausgewichen. Er riß den Degen aus der Scheide und schwang ihn in wuchtigem Wirbel über dem Kopfe.

„Macht Euch bereit, Leutnant Filz," rief er vorbeigaloppierend, „heut Nacht könnt Ihr Euren Heldenmut erweisen."

Ein leuchtender Blick streifte noch Frau Ursula, dann verhüllte die weiterjagende Schar die hinterdrein wirbelnde Staubwolke.

Dem Angerufenen war das Blut in den Kopf geschossen. Wieder dieser Spott in des Rittmeisters Worten! Bei Gott! Von morgen an sollte er nicht wieder über Leutnant Filz lächeln dürfen. Und dann, was brauchte er ihm die Botschaft in Gegenwart der Frauen zuzurufen? Nun hatte er das zum Gotterbarmen schluchzende Mädchen am Halse hängen und wußte nicht, was er ihr zum Troste sagen sollte.

Es war ein bitteres Abschiednehmen. Ursula war schon ein Stück des Weges der Stadt zu vorausgeschritten. Die Liebenden standen allein am Waldessaum. Erle und Hasel streuten ihren gelben Blütenstaub auf sie herab; im Geäst flötete ein Staar. Nun ein süßer lauter Klang! Vom höchsten Wipfel einer Fichte hallt er über den schweigenden Wald. Amselschlag! Von irgendwo kommt er im Echo zurück.

Drüben flutet in Wellenlinien, dunkler und dunkler sich färbend, das Habelschwerdter Waldgebirge hin. Im verglühenden Tagesscheine leuchtet aus der Ferne noch einmal der eisgewandete Gipfel des Schneeberges auf. Dann wallen die Nebel und hüllen Höhe und Thal in graue Schleier; im Schatten des Schloßberges versinkt Glatz.

Zwei Menschenherzen, jung und gut, scheiden von einander.

Für immer? — — — Für immer! hallt leise ein Echo. — — —

Am andern Tage ist viel Trauer gewesen in Glatz. Schon in den Vormittagstunden traf von Habelschwerdt her ein Läufer ein mit der Unglücksbotschaft, daß der Anschlag des Hauptmanns Senis mißglückt und das Fähnlein in voller Flucht auf Glatz zu sei.

Graf Bernhard Thurn glühte vor Zorn.

„Da steckt Verräterei hinter!" rief er.

„In der That, gräfliche Gnaden," berichtete der Bote, „der Feind schien auf unsern Anmarsch vorbereitet zu sein. Zwar lag Habelschwerdt, als wir in der dritten Morgenstunde uns seinen Thoren näherten, still und scheinbar in sorgloser Ruhe da; auf den Mauern war kein Wächter zu sehen. Nur die Thore waren wohlverrammelt. Da unternahm es Leutnant Filz, indes das Fähnlein noch in Deckung zurückblieb, allein und schutzlos, voran auf das Glatzer Thor zuzueilen und mit frischem Wagemut das Stacketenthor zu übersteigen. Flink war die Petarde daran angeschraubt — ein Blitz — ein Krach — das Thor sprang in Splitter, aber weiß Gott, wie es kam: die Petarde hatte mehr hinter sich als vorwärts geschlagen und im gleichen Augenblick blitzte und donnerte es von den Mauern, überall tauchten Bewaffnete empor, und als die Unseren nun zum Sturm vorrückten, da schlug Pulver und Blei in die Kolonnen hinein, daß sie zu wanken, sich zu

lösen begannen und des Hauptmanns Gegenwehr an taube Ohren donnerte."

„Und Leutnant Filz?" warf hier Rittmeister Baudiß in großer Spannung ein, „was wurde aus dem Leutnant?"

„Er fiel als erster in dem Kugelregen; unter dem Thore stürzte er zusammen; wir mußten seine Leiche dem Feinde lassen."

„Meine Herren!" erhob sich da der Rittmeister, entblößte das Haupt und hielt mit gefalteten Händen den Hut vor die Brust, „wir haben einen tapferen Kameraden verloren. Ehren wir sein Andenken!"

Die Offiziere des Kriegsrats, vor dem der Bote seinen Bericht erstattet hatte, folgten dem Beispiele des Rittmeisters und verharrten eine Weile in stillem Gebet.

„Man schicke," befahl der Graf Bernhard, „unverzüglich einen Unterhändler nach Habelschwerdt hinein, daß man unsre Toten ausliefere. Zwanzig Reiter aber erwarten in Arnsdorf den Leichenzug und geleiten ihn in feierlichen Ehren hierher."

„Erlaubt, Herr Feldoberst," bat Heinrich Baudiß, „daß ich diese Reiter führe. Ich habe etwas gut zu machen an unserm toten Kameraden."

Eilends begab er sich darauf hinab in die Gerbergasse. Er wollte Ursula und ihre junge Freundin auf das Schwere vorbereiten. Der rauhe Kriegsmann hätte nie geglaubt, daß ihm eine solche Geschichte — so alltäglich im Kriege — so sehr doch an das eigne Herz gehen konnte. Er zwirbelte an dem Schnurrbart und zauste ihn, als müsse er aus ihm ein jedes stockende Wort herauspressen. Dennoch brachte er es nicht fertig, die Trauerkunde zart und schonend den Frauen beizubringen.

Unter dem erbarmungslosen Schicksal brach Röschen Grantz zu Boden. Ursula bettete sie auf das eigene Lager; als der Rittmeister ging, um das Trauergeleit nach Arnsdorf zu führen, hörte er, leise vorbeischreitend, das irre Geschrei der Schwererkrankten.

Und während ganz Glatz auf dem Roßmarkt zusammenströmte oder auf der Habelschwerdter Straße dem von Rittmeister Baudiß eröffneten Leichenzug entgegenpilgerte, und während Graf Thurn in eigner Person mit allen seinen Hauptleuten den Opfern dieses Tages am Grabe die letzte Ehre erwies, weilte dem jungen tapferen Toten fern diejenige, die ihm im Leben das Liebste gewesen.

„Ich habe ihn doch verkannt," gestand Rittmeister Baudiß, vom Begräbnis zurückgekehrt, als Ursula für eine kurze Zeit von der Schwiegermutter in der Krankenwache abgelöst worden war und sich zu ihm ins Wohnzimmer gesetzt hatte, „der arme Junge! Wir haben so manche fröhliche Stunde mit ihm in diesem Zimmer gehabt. Nun ist der kleine Immerbewegliche stumm und starr geworden. Aber wahrhaftig, er ist gestorben als ein Held."

Draußen an der Thür schlich ein Schritt vorüber. Ursula sprang empor und stieß die Thür auf.

„Du?" fragte sie auf den Hausflur hinaus und maß mit großen strengen Augen den eben die Bodentreppe hinaufschleichenden Ehegatten. „Du?" wiederholte sie und musterte seine verstaubten Kleider. „Bist Du die Nacht draußen gewesen?"

„Dein Vater ließ mich nicht von sich. Die Mutter läßt schön grüßen," antwortete Meister Christoph und stieg schnell die letzten Stufen zum Boden empor.

Ursula hätte dem schurkischen Heuchler nachspringen, mit den Fingernägeln ihm die falschen Augen herausreißen mögen. Oh, wenn Wahrheit war, was eine entsetzensvolle Ahnung ihr zuraunte, dann —

„War Meister Deckert auswärts?" klang da des Rittmeisters Stimme aus dem Zimmer. Baudiß nannte ihn stets Meister Deckert; niemals sprach er von ihm, wenn er mit Ursula sich unterhielt, als von ihrem Mann.

Ursula beherrschte sich gewaltsam.

„Er hat meine alten Eltern mal wieder besucht. Seit wir verheiratet sind, bin ich noch nicht wieder bei ihnen gewesen."

Ach, wie hatte schon auch sie das Heucheln gelernt unter diesem gottverfluchten Dache!

VII.

Dem ersten wenig glücklichen Angriff auf Habelschwerdt folgte eine Reihe weiterer Einfälle und Streifzüge in das feindliche Gebiet, die, durch die Erfahrung gewitzigt, mit größerer Behutsamkeit unternommen wurden und durch List oder Verwegenheit außerordentliche Erfolge errangen. Der junge Graf Thurn erwies sich in diesem Kleinkrieg als ein Feldführer von vielversprechender Bedeutung, kühl und klug im Rat, kühn und schnell in der That. Wie aus dem Erdboden emporgestiegen, stand er plötzlich vor — ja, auch wohl hinter dem Feind, durchbrauste wie die wilde Jagd die Dörfer und Weiler, überritt, was im Wege stand, und jagte mit Beute und Gefangenen nach Glatz zurück.

Der Name des Grafen, für die Kaiserlichen ein Schrecken, ward den Seinen ein Gegenstand der Bewunderung, Begeisterung; unter solch einem Führer Soldat zu sein, erschien eine Lust. Es war ein frisches fröhliches Jagen und Schlagen des Feindes; Felder und Fluren um Glatz standen in Blüte, indes die um Habelschwerdt, Landeck, Neurode täglich der zerstampfenden Rossehufe Thurnscher Dragoner gewärtig sein mußten. So blieb auch der Glatzer Bürger den Sommer über mit dem neuen Regimente gut freund.

Die Scharte, welche die Thurnschen vor Habelschwerdt erlitten hatten, wetzte Graf Bernhard noch im selben Maimond aus. Wie das Wetter kam er am 24. des Monats mit zweitausend Mann zu Pferd und zu Fuß über Reinerz herein, plünderte und sengte, was die Sachsen noch übrig gelassen von ihrem Winterquar-

tiere her, und stand schon drei Tage später, am 27. Mai, vor dem erzitternden Neurode; die kaiserliche Besatzung wurde niedergehauen, gefangen, gesprengt, die Stadt geplündert und niedergebrannt; das Schloß und nahe an zweihundert Häuser sanken in Asche; der Schloßherr Bernhard von Stillfried und vierzehn Bürger wurden als Geiseln nach Glatz eingebracht; über dreihundert Pferde und Rinder fielen dem Angriffe zur Beute.

Zu gleicher Zeit kam auch Habelschwerdt in schwere Not und Bedrängnis. Das Landvolk der Umgegend hatte sich gegen die drückenden Forderungen, welche der Unterhalt der beiden kaiserlichen Regimenter in Habelschwerdt gebot, in Verzweiflung empört und sich verschworen, nichts mehr nach der Stadt zu liefern oder auf den Markt zu bringen; Thurns Sendboten ließen es dazu an Aufreizung und Versprechungen nicht fehlen; der Freirichter von Oberlangenau, Hans Wolf mit Namen, warf sich zum Führer der Aufständigen auf und kündete den Städtern förmlich die Fehde an.

„Mit Besen," so ließ er ihnen höhnend verkünden, „würde er die Stadt zusammenkehren."

Auf dem Krähenberge nahm er selbst mit seinen Oberlangenauern und den Rosenthalern Stellung; die Bauern von Lichtenwalde und Verlorenwasser rotteten sich auf dem Steinberge zusammen, die Niederlangenauer und Neuweistritzer besetzten die Wustung; auf dem Gemeinberge standen die Hohndorfer. Zu Langenau auf dem Kastnerschen Gute war das Hauptquartier. So gegen Norden von den Glatzern, nun auch von Süden her umzingelt, ward Habelschwerdt von aller Zufuhr abgeschnitten und sah bereits seine nächsten Vororte von den wütenden Bauern bestürmt. Was von dem Landvolk treu geblieben, wurde mißhandelt; sieben Bauern fielen am 2. Juni bei einem Kampf um Hohndorf unter den Kugeln der eignen Landsleute; der Schulze Jakob Gerth geriet in Gefangenschaft und wurde erst später,

gepeinigt und gemißhandelt, gegen ein schweres Lösegeld freigelassen.

In höchster Not glückte es endlich den Habelschwerdtern, Botschaft von ihrer Bedrängnis nach Neisse zum Bischof gelangen zu lassen. Fürstbischof von Breslau war damals Erzherzog Karl, ein Bruder Kaiser Ferdinands und Schwager des Polenkönigs Sigismund. Erst vor kurzem vom Warschauer Hofe in sein Fürstentum Neisse zurückgekehrt, das er beim Ausbruch des Aufstandes in Böhmen und Schlesien flüchtig verlassen hatte und das inzwischen unter der Brandschatzung Markgraf Johann Georgs schwer gelitten, ließ er sofort die Hilfstruppen, die sein königlicher Schwager ihm zur Unterstützung des kaiserlichen Bruders mitgegeben, sowie ein schlesisches Regiment in die Grafschaft einrücken. Dreißig polnische und zwei schlesische Kornets waren es, die am 5. Juni auf das bäuerische Rebellenheer bei Habelschwerdt stießen. Furchtbar metzelten die Kosaken unter den unglücklichen Bauern, hieben mehrere hundert nieder und gaben den Flüchtigen bis ins hohe Gebirge hinauf nicht Rast und Ruhe.

Entsetzlich hausten die plündernden Polen in den widerspenstigen Dörfern. Geraubt, zerschlagen ward, was nicht niet- und nagelfest; gesengt und verbrannt, was nicht mitzunehmen war. Selbst die Kirchen und Kapellen blieben von den Plünderern nicht verschont und Weiber und Kinder wurden geschändet, mißhandelt, getötet. Unter ihren Streichen starb auch Martin Leimgrube, der Pfarrer von Oberlangenau, nach unerhörten Qualen.

Aber was die wilden halbasiatischen Horden nicht hatten zunichte machen können, das vollbrachten die befreiten Soldaten des Kaisers und die Bürger von Habelschwerdt vollends. Ihrer Rache fiel noch mancher Bauersmann zum Opfer; in Massen wurde aus den Dörfern die Beute nach Habelschwerdt zusammengeschleppt, alles Getreide, was noch zu haben, in die Stadt

geschafft, das letzte Stück Vieh den Bauern aus dem Stall davongetrieben und in der Stadt oder auf den städtischen Vorwerken untergebracht.

Der Appetit kommt beim Essen. Kühn geworden und von Beutegier ergriffen, dehnten die Habelschwerdter ihre Raubzüge schon nach Mähren aus.

Da gelang dem Grafen Thurn ein überaus verwegenes Reiterstücklein. Während sich die Besatzung Habelschwerdts zu einem solchen Beutezuge über die mährische Grenze entblößt hatte, tauchte plötzlich Rittmeister Baudiß mit seinen Dragonern vor der Stadt auf, bemächtigte sich der Vorwerke, ließ das Vieh nach Glatz treiben und war, ehe die zurückgebliebene kaiserliche Mannschaft eigentlich zur Besinnung gekommen, wieder verschwunden.

Aber wohin?

O der Keckheit! Auf Wölfelsdorf zu! Und als die guten Habelschwerdter, die nach Mähren ausgezogen, nun wohlgemut mit reicher Beute aus Rothwasser heimkehrten, pfiffen ihnen aus den Wölfelsdorfer Büschen plötzlich Kugeln um die Ohren, mit Hussah und Trompetenstoß brachen die Glatzer Dragoner von allen Seiten auf die Ueberraschten ein; siebenundzwanzig der letzteren büßten den Versuch der Gegenwehr mit dem Leben und in den ewigen Einklang des brausenden schäumenden Wölfelsfalls mischte sich das Wehgeschrei der Verwundeten, das Wutgeheul der Flüchtenden, denen der Sieg so schmählich entrissen worden. Ueber hundert Feinde aber wurden zu Gefangenen gemacht und mußten nun, eskortiert von den Thurnschen Dragonern, das kaum erbeutete Vieh, an Stückzahl zweihundert, statt nach Habelschwerdt gen Glatz treiben.

Das gab einen Jubel in der Hauptstadt, als dieser neue Zug dort eintraf, kaum daß die Beute des ersten Handstreichs in den Stallungen zur Not untergebracht worden war. Zum Schaden hatten die Habelschwerdter nun auch den Spott. Der Name des „Schwarzen Heinz“,

wie Rittmeister Heinrich Baudiß von seinen Leuten genannt zu werden pflegte, schwebte auf allen Lippen.

Mit einem großen Bankett gedachte Graf Bernhard seinen tapfren Rittmeister zu ehren, denn der junge Herr war ein ebenso scharfer Zecher als Streiter. Heinrich Baudiß bat, zu diesem Bankett auch die Bürgerschaft zu laden, denn es sei gut, selbige sich für kommende Tage willig und opferfreudig zu erhalten, und dazu sei nichts geeigneter, als solch ehrende Einladung und leutseliger Verkehr der Offiziere mit den Bürgern. Auch die Frauen solle man bitten zu einem Ehrentanze; wenn sie heimgeleitet, bleibe der Stunden bis zum Morgen genug, um den Becher zu schwingen.

Der lebenslustige junge Kriegsoberste nahm den Gedanken mit feurigem Eifer auf, aber er konnte sich doch nicht enthalten, seinem Vertrauten scherzend zu drohen:

„Ei, ei, Heinz, können Euch nach den schönen Ungarinnen, die um Euch herum waren wie die Fliegen um ein Roß, noch deutsche Frauen reizen?“

„Je nun, Herr Graf,“ lachte Baudiß, „unsre blonden Weiber gefallen mir doch immer am besten. Die Frauen in Ungarn, in Italien, in Frankreich gleichen schönen Prunkschlössern, worin man ein paar Tage ruhend und genießend verweilt, aber schnell naht der Ueberdruß und man sehnt sich wieder nach würziger Waldluft, kräftigem Erdgeruch. Hingegen vor einem trutzigen Felsennest, vor einer trotzenden Veste kann der Belagerer wochenlang liegen und 's wird ihm nicht über, im Gegenteil verlangt er wilder und wilder, solchen Trotz zu brechen und die Widerspenstige in seinen eisernen Arm zu zwingen. So ist's mit den deutschen Frauen.“

„Wie aber?“ wunderte sich Graf Bernhard, „sollte dies kleine Glatz ein Weibsbild in sich bergen, das nicht nur einen durch Frauenliebe so verwöhnten Mann, wie den Rittmeister Baudiß von den Thurnschen Dragonern, zu solcher Belagerung reizen, sondern auch seinem Ansturm widerstehen möchte?“

„Ihr werdet sie selbst sehen an dem Bankettabend, sofern Ihr unter die Einzuladenden auch das Gerbermeister Deckertsche Ehepaar aufnehmen wollt."

„Also schon verheiratet?"

„Ein Tölpel von Ehemann!" zuckte Baudiß verächtlich die Achseln. „Eine Schmach, daß solch ein Paar zusammengegeben werden konnte!"

„Ihr werdet ja ganz heiß dabei, Herr Rittmeister," neckte der Graf.

„Teufel noch eins," fluchte Baudiß, „das Reiterblut kommt einem in Wallung, wenn man zum Zuggaul ein edles Vollblut gespannt sieht."

„Eins noch, Baudiß! Gehört dieser angebliche Lümmel von Ehemann denn auch zu den honorigen Familien dieser guten Stadt Glatz? Ihr wißt, das Bürgervolk hält viel auf Stand und Herkunft — mehr vielleicht als die Pannwitze, Haugwitze, Tschischwitze und wie sich sonst noch der Adel dieses Ländleins witzt, der jetzt in Glatz zusammengeflüchtet ist. Ihn und seine Damen muß ich selbstverständlich in erster Reihe zu dem Ehrentanze bitten, ferner die Ratsherren und Patrizier von Glatz; gehört zu diesen der Gatte Eurer Herzerkorenen?"

„Was weiß ich von den Standesunterschieden dieser Philister?" antwortete Baudiß ärgerlich. „Was kümmern sie einen Soldaten? Wenn der Graf Thurn den Meister Deckert für würdig hält eines Sitzes an seinem Tisch und der Rittmeister Baudiß eine Dame zum Tanze führt, so soll uns keiner die Nase rümpfen, sondern aus dem Saale bleiben, wenn's ihm nicht gefällt."

„Ihr habt recht," lenkte Graf Bernhard ein, „der Meister Deckert und seine Eheliebste werde meine Gäste sein. Punktum! — Und nun, was giebt's sonst neues?"

„Die schlesischen Stände lassen Truppen werben. Der Graf von Dohna erhält den Oberbefehl. Er will Frankenstein zum Sammelplatz machen. Acht Stücke Belagerungsgeschütz sind unterwegs dorthin."

„Es scheint ernst zu werden, Heinz," meinte der Graf düster. „Auch in Böhmen und Mähren rühren sich die kaiserlichen Kriegsvölker und beginnen den Ring zu schließen. Dann ist's mit unsern Sommerausflügen vorbei, durch die wir die vollständige Einschließung bisher zu hindern vermochten."

„Nun, ehe diese schwerfälligen Kriegsmassen des Kaisers heran sind, bleibt uns noch immer eine gute Weile. Und diese muß ausgenutzt werden. Neurode und Habelschwerdt haben bereits unsern Besuch empfangen; dort ist nicht mehr viel zu holen. Aber ein Vergnügungsausflug ins Landecksche hinein —"

„Ein guter Gedanke!" rief der Graf mit dem Ungestüm seiner Jugend und Wageluft, die ernste Sorge vor der weiteren Zukunft verscheuchend, „und von da hinüber ins Neissesche, dem Herrn Fürstbischof die Aufwartung zu machen — den Plan wollen wir im Auge behalten, Baudiß. Und nun geht und kündet Eurer Frau Deckertin die ihr bevorstehende Ehre und Freude. Viel Glück! Vielleicht ergiebt sich Eure Festung doch noch eher als die meine. Auf Unterhandlungen laßt Euch nicht lange ein. Stürmt, stürmt! Das werde ich freilich nicht dem Herrn Kommissar zum Rate geben, den mir die Kaiserlichen da wieder über den Hals geschickt haben mit neuen Friedensvorschlägen. Spielen wir also mal wieder ein wenig den Staatsmann und führen die Herren an der Nase herum. Zeit gewonnen, viel gewonnen! Laßt mir den Herrn Gesandten Seiner kaiserlichen Majestät herein!"

Baudiß verneigte sich und ging. Durch die offengebliebene Thür zum Vorzimmer trat mit tiefer Verbeugung der kaiserliche Unterhändler. Mit gewinnender Leutseligkeit schritt ihm der Graf entgegen — ein Fürst in seinem kleinen Reiche — und sein liebenswürdiges Wesen, seine höfische Gewandtheit ließen den gefürchteten Kriegshelden nicht wiedererkennen.

VIII.

Ursula durchschauerte ein stolzes Glück, als sie vernahm, daß sie unter wenigen Handwerksmeisterfrauen ausgewählt war, mit Edeldamen und Patrizierinnen am Ehrentanze des Grafen Thurn teilzunehmen. Sie — die einstige Bauerndirne! Nicht Weib hätte sie sein müssen, um solcher Auszeichnung sich nicht zu freuen.

Aber dann senkte sie traurig das blonde Haupt.

„Ich kann Röschen nicht verlassen. Das arme Ding! Während sie im Elend sitzt, soll ich mich freuen? Das kann ich nicht."

„Aber, liebe Frau Ursula," wandte Baudiß ein, „Eure junge Freundin ist doch längst nicht mehr ernstlich krank und ihre Schwäche und Schwermut wird auch bald überwunden sein."

„Was weiß ein Mann von Frauenleid! Das unglückliche Mädchen hat ja nicht nur den Liebsten, sondern auch das Elternhaus verloren. Der alte Grantz duldet nicht Röschens Rückkehr, seitdem ich ihm das Geheimnis, das die Genesende mir zuckenden Herzens anvertraute, offenbaren mußte. Ach, es war ein schwerer Gang für mich, dennoch flehte ich fast fußfällig für Röschen um das verzeihende Erbarmen der Eltern. Ihr hättet den Alten sehen müssen, Herr Rittmeister! Sein fettiges rotes Gesicht schwoll zu einer blutgefüllten Blase an; ich meinte jeden Augenblick, er würde sich auch an mir vergreifen. Gottlob beherrschte ich mich, und als er gar mich bezichtigte, den beiden zu ihren Zusammenkünften verholfen zu haben, da ging ich stumm und stolz zum Haus hinaus und bereitete Röschen ein zweites Heim unter meinem Dache. Herr Rittmeister, i ch soll den beiden zu ihren Zusammenkünften verholfen haben?"

Hochgerichtet stand sie in der Mitte des Zimmers mit flammenden Augen.

„Wohl hab' ich mich ihrer Liebe gefreut," fuhr sie fort, „welch' guter Mensch hätt' nicht seine Freude an ein

paar jungen glücklichen Herzen! Aber mit meinem Wissen, unter diesem Dache ist Unrechtes nicht geschehen. Sonst wollte ich mich selbst verachten."

Zürnend und schwörend die Hand zur Höhe gestreckt, lohte und zitterte Frau Ursulas schlanke Gestalt in heißer Empörung. So schön erschaute Heinrich Baudiß sie noch nie. In seinen Sessel gelehnt, umfaßte er mit heißbegehrenden Blicken ihren Leib. Da zog eine weiche frauenhafte Milde über ihr flammendes Gesicht, die erhobene Rechte sank auf die wallende Brust und schämig, wie ein junges Mädchen, sprach sie leise:

„Da's aber nun einmal geschehen, soll ihr meine Liebe doppelt gehören. Meine Schwester soll sie sein und ihr Kindlein will ich als das meine hegen. Bis dahin sind's wohl noch Wochen, dennoch möchte ich das gute Mädchen keine Stunde allein lassen und darum, Herr Rittmeister, werdet Ihr Euch ja auch ohne mich an diesem Abend vergnügen mit schöneren Frauen und vornehmeren Damen."

Schelmisch sah die Sprecherin Herrn Baudiß von der Seite an.

„Nimmer werd' ich mich vergnügen," rief dieser in ehrlichem Verdruß, stieß den Sessel zurück und durchschritt das Zimmer mit klirrenden Sporen. „Aber ich setze Himmel und Erde in Bewegung, um diesen Abend an Eurer Seite zu verleben und müßt' ich den ganzen Ehrentanz und das Bankett drum aufgeben, um hier bei Euch zu bleiben, wär's auch mit der Ausflucht, Rittmeister Baudiß sei plötzlich erkrankt — zum erstenmal in seinem Leben!"

Der erregte Mann war dicht vor ihr stehen geblieben. Sein Gluthauch streifte ihr Gesicht. Erschrocken trat sie zur Seite.

„Herr Rittmeister!" stammelte sie, entwich zur Thür und war verschwunden.

Baudiß stand und starrte ihr nach. Dann ballte er die Hände und murmelte fast grimmig:

„Mein wirst Du doch — mein, ob Du auch selbst darüber zu Grunde gehst! Der schwarze Heinz kennt bei Feinden und Frauen nur: Ergeben oder Sterben!"

Ursula ließ sich mehrere Tage nicht vor dem Rittmeister sehen. Röschen habe ihre Pflege nötig, mußte Mutter Deckertin ihm sagen. Baudiß aber drang in die alte Frau, bis sie gestand, daß die Kranke solch dringender Pflege durchaus nicht bedürfe, und gewann sodann ihr Versprechen, ihm Ursulas Bedenken gegen die Teilnahme am Feste des Kommandanten besiegen zu helfen. Die kurzsichtige Greisin war ganz entzückt über die Ehre, die ihrer Familie da widerfahren sollte, und zugleich sprachlos, wie man sich solcher Auszeichnung widersetzen könne.

Auch ihr Sohn war Feuer und Flamme, als er die Ladung zu dem Feste erhielt. Der Dünkel blähte ihn ordentlich auseinander, als er seinen Standesgenossen die Kunde überbrachte, daß er mit Grafen und Baronen zusammen am Tische des Kommandanten pokulieren werde. Wenn man ihn reden hörte, vermeinte man, er stände mit dem ganzen Adel der Grafschaft schon auf Du und Du. Christoph Gebahren mußte natürlich dazu beitragen, den ohnehin regen Neid der Zunftgenossen noch zu verstärken, und gar die Frauen waren empört, daß eine in die Stadt erst hineingeheiratete Weibsperson — eine vom Lande! — ihnen allen, altangesessenen Bürgerfamilien, vorgezogen werden solle. Und die spitzen Zungen, die sich schon zuvor recht lebhaft mit Ursula Deckert beschäftigt hatten, tuschelten und zischelten giftig von einer Liebschaft mit dem „Schwarzen Rittmeister". Aber Hochmut sei noch stets zu Fall gekommen und diese ungebildete Person, die sich von allem Umgange abschließe und es nicht einmal der Mühe wert gehalten habe, in den Familien der nächsten Freunde ihres Mannes einen Besuch zu machen, werde auch noch klein werden.

Seinem Weibe selbst Vorhaltungen zu machen wegen der Weigerung, das Fest zu besuchen, wagte Christoph nicht. Waren die beiden Eheleute schon bislang fremd

neben einander hergegangen, so hatte seit dem Todestage des unglücklichen kleinen Leutnants Vitz Ursula mit ihrem Gatten überhaupt kein Wort mehr gewechselt. Sie wußte durch ihren Vater, der inzwischen mal in der Stadt gewesen, daß Christoph seit der Hochzeit nicht wieder auf dem Vorwerk gesehen worden war; wo er jene Nacht verbracht, als die Glatzer ihren ersten Ueberfall gegen Habelschwerdt vorbereitet hatten — sie wollte es nicht wissen, nicht daran denken. Aber ihre Sorge um Röschen hate etwas rührend Demütiges an sich, als wolle sie eine große Schuld wieder gut machen.

An Röschen nun machten sich Mutter und Sohn, daß sie nicht zugeben sollte, daß um ihretwillen Ursula sich einer Freude entschlage. Der Kranken endlich gelang es, die Widerstrebende zu überreden. Als dies Rittmeister Baudiß hörte, schickte er Röschen einen so ungeheuerlichen Feldblumenstrauß an das Krankenbett, daß selbst die still Hinsiechende wieder ein schwaches Lächeln fand.

„Wie bist Du schön, Ursel!" flüsterte Röschen, als an dem Festabend die Freundin an ihr Bett trat, sich der Kranken im neuen Gewand zu zeigen. Es war die Zeit der Stuartkrausen, doch hatte das mühlradförmige Ungetüm des sechzehnten Jahrhunderts schon jener gefälligeren Form Platz zu machen begonnen, welche im Nacken emporsteigend, nach vorn im Brustausschnitt einem schönen Frauenhalse wieder zur Geltung verhalf.

So hob auch Ursulas blondes Haupt sich von dem dunklen Sammetgrund des Kragens leuchtend ab; leuchtend schimmerte der blühende Hals darunter; ein helles blaues Oberkleid mit weitbauschigen Aermeln floß über einem gelben Untergewand auseinander. Nur eine Rose schmückte das schlicht gescheitelte Haar; der Goldschmuck des Deckertschen Familienschatzes war schon lange zur Deckung der Kriegslasten aus dem Hause gewandert und auch die alte Truhe hatte eben noch so viel des Gewandstoffes geborgen, daß Ursula sich das Festkleid daraus fertigen konnte.

„Wie seid Ihr schön, Frau Ursula!" sagte auch Heinrich Baudiß leise, als er das Deckertsche Paar im Festsaal des Niederschlosses empfing, wohin Graf Thurn seine Gäste geladen, da die Prunksäle des Oberschlosses bereits in Schutt und Staub lagen. „Kommt gleich mit mir; Graf Bernhard wünscht Euch kennen zu lernen."

Wie schlug Ursula das Herz unter all' diesen glänzenden Herren und Damen! Wie ungeschickt und linkisch kam sie sich vor in dieser flimmernden Umgebung! Und doch war der Abstand durchaus nicht so groß in einer Zeit wo Frankreichs Eleganz und Galanterie den derben Deutschen noch nichts anzuthun vermocht hatte, wo im Gegenteil, seit der Spanier Karl V. die deutsche Kaiserkrone getragen, die steifen starren spanischen Hoffitten nach Deutschland herübergekommen waren und den eckigen Germanen nur noch ungelenker gemacht hatten. In aller angenommenen Steifwürdigkeit blieb doch der deutsche Edelmann ein plump dreinschauender Geselle; nun gar die Offiziere waren im rauhen Lagerleben feiner Sitten erst recht nicht gewohnt worden; und auch die Frauen des Adels, auf dem Lande erzogen, manche überhaupt nie an einen Fürstenhof gekommen, zeigten just kein zierlicheres Geschick als die Tochter des Vitz Eyser. Wie hätte auch von Zierlichkeit die Rede sein können in der Mode gewordenen spanischen Untracht, welche die Taille zur Röhrenform einschnürte, Schultern und Aermel durch Wattewulste aufblähte, die Hüften wie ein Rad aufpolsterte und den Rock wie eine Glocke auseinanderspannte. In solcher Unnatur mußte Anmut und Schmiegsamkeit ersticken, und weil — vielleicht der Not gehorchend — Ursula nicht Gewandstoff genug gehabt zu solcher Verschwendung, hob sie sich in ihrer einfacheren, schlicht herabfallenden Tracht vorteilhaft aus der Mehrzahl der Frauen hervor, mochten diese auch die Nase rümpfen über das unmodische „Handwerkerweib". Um so mehr sahen die Männer der schlanken Gestalt hinterdrein.

Manch Flüstern und Fragen ging unter den Geladenen, als der Rittmeister, Frau Ursula an der Hand geleitend, gefolgt von dem ganz verwirrten und geblendeten Christoph, durch die Reihen dem gräflichen Gastgeber zuschritt. Baudiß fühlte das Beben ihrer Hand und sprach ihr Mut ein.

Jetzt standen sie vor dem Grafen, der in einem Kreise schöner Frauen und vornehmer Herren plauderte.

„Schau da!" rief er lächelnd, als er seines Vertrauten ansichtig wurde, „das also ist die vielwerte Frau Deckertin? Und dies der Meister?"

So gut es ihr glückte, that Ursula einen ehrfürchtigen Knix. Christoph aber kam aus den Verbeugungen kaum mehr heraus. Bei jedem Worte fast, das Graf Thurn an Ursula richtete, knickte der Meister demutsvoll zusammen.

Baudiß zwirbelte bereits an seinem Schnurrbart herum — ein Zeichen, daß ihn die Ungeduld zu fassen begann, so lange sprach Graf Bernhard mit dem jungen Weibe, nahe zu ihr gebeugt und den feurigen Blick in den ihren senkend. Ursula aber hatte schnell ihre Scheu überwunden und antwortete nicht blöde dem hohen Herrn.

Wäre nicht eben der Landeshauptmann Freiherr von Tschirnhaus in den Saal getreten, dem der Graf zur Begrüßung entgegengehen mußte, wäre das Gespräch wohl noch weiter gegangen. Nun aber wendete sich Thurn scherzend zu Heinrich Baudiß:

„Nichts für ungut, Rittmeister, daß ich Euch diese schöne Frau so lange entzogen habe. Daß dieser Abend Euch beiden recht viel der Freuden bringen möge, ist wohl zu wünschen nicht nötig."

Baudiß und Ursula traten aus dem Kreise des Grafen zurück. Christoph stolperte hinterdrein.

„Kommt, Meister," sagte jener, „ich weise Euch das Gemach, wo der gräfliche Küchenmeister seiner Kochkunst Erzeugnisse zur Aufstellung gebracht hat. Auch einen

süffigen Vortrunk giebt es dort. Mit dem vertreibt Euch die Zeit, indeß Ihr mir erlaubt, Frau Ursula zum Tanze zu führen. Horcht, schon blasen die Trompeten eins auf."

Ohne erst die Einwilligung des Eheherrn abzuwarten, führte Baudiß seine Dame davon. Als sie in den Saal zurückkamen, setzte sich eben unter Zinken- und Trompetenschall der Zug der Paare in Bewegung: voran vier Fanfarenbläser mit langwallenden Wappentüchern an den Trompeten, dann der Herr des Hauses als „Vortänzer" mit seiner Dame, darauf zwei Fackelträger und nun der Zug der übrigen Paare in gemessenem Schritt.

Es war bei aller Steifheit der Mode doch ein farbenfrohes Bild von leuchtenden Frauengewändern und bunten Mannestrachten. Weit standen die Fenster offen und ließen die Abendkühle herein in die sommerheißen Räume; schwingend zogen die fröhlichen Klänge über das dunkle nachtschlafende Städtlein; vergessen schien Kriegsnot und schwere Zeit.

An der sicheren Hand ihres ritterlichen Verehrers schritt Ursula in der Reihe mit. Viele Fragen wurden laut nach dem Namen des schönen stattlichen Paares; viele Blicke ruhten auf Ursula: wohlgefällige Männeraugen, scharfprüfende Frauenaugen.

Ursula hatte die Verlegenheit und Beängstigung der ersten Stunde überwunden. Eine seltsame wilde Lust glomm in ihrem Herzen auf: die Freude des Weibes, bewundert und beneidet zu werden — der verwirrende Glanz eines Festes, wie sie noch nie eins geschaut — die Huldigung eines hochgestellten, männlich schönen Offiziers, der nächst dem Grafen dieses Tages Held war — endlich und vor allem eine heiße Gier, in Lebensgenuß und Lebensfreude zu betäuben, zu vergessen Vergangenheit und Zukunft — glücklich zu sein — glücklich — glücklich!

Und so schritt sie erhobenen Hauptes, leuchtenden Blickes, heißen Gesichtes neben ihrem Tänzer einher, lieh ihr Ohr seinen heiteren Worten, lachte ihm fröhlich

in die lachenden Augen und trieb das Spiel mit Baudiß nur noch ausgelassener, wenn sie auf dem Umgang die Köpfe der Zuschauer dicht bei einander, die Zungen geschäftig beim Zischeln sah.

„Nun gerade, ihr Erbarmungslosen und Giftigen!" dachte ihr Trotz. „Euer Aberwitz hat e i n m a l mir mein Glück geraubt — ein reines und schuldloses Glück und eben darum schutzlos vor Eurer Verleumdung. Muß denn verlästert sein, so thut's! Doch dann will ich wenigstens das gelästerte Glück genossen haben, nicht unschuldig mehr leiden. Ha! und das schuldige Glück dürft Ihr nicht wagen mit Euren Zungen anzutasten; Neid und Gift müßt Ihr in Euch hineinwürgen, denn dieser Mann da mir zur Seite ward nicht in verfehmter Hütte geboren, sein Schwert ist adlig und schlägt scharfe Wunden. Nicht e r — seine Ankläger müßten zittern; nicht an den Richter, sondern vor die Klinge bringen müßten sie ihre Beschuldigung."

Ein wonniges Gefühl der Geborgenheit in dieses Mannes Schutz und Kraft durchschauerte Ursulas Herz; an seiner breiten sturmtrotzenden Brust liegen, von starkem Arm sich umfangen fühlen — träumen und vergessen! Welch' Weib sehnte sich nie nach solcher Seligkeit seliger Hingabe?

Mit Heinrich Baudiß war sie in einer Tanzpause dem schwülen Saale entwichen und auf einen der Söller hinausgetreten, welche aus mehreren der Seitengemächer in die schwindelnde Tiefe des Schloßberges hervorsprangen. Sie mußten auf dem schmalen Raum eng beisammenstehen.

Im weißen Mondschein lag Stadt und Thal. Schweigen und Frieden ringsum; ein kurzes Hundebläffen mal, dann wieder Stille. Kühl stieg vom Flusse die Nachtluft herauf.

Stumm standen die beiden Menschen und sahen in die schweigende Weite. Am Himmel funkelten die Sterne.

„Wie herrlich diese Natur!" sagte Ursula nach einer

Weile. „Wie glücklich könnten die Menschen hier sein! Warum müssen sie einander hassen und bekämpfen?"

„Weil Kampf Leben ist und Sieg das köstlichste Gefühl."

„Ihr liebt den Krieg über alles?"

„Ueber alles!" erwiderte Baudiß langsam und fest.

„Und wenn Ihr ein Weib hättet?"

Der Mann zögerte mit der Antwort.

„Ich fand bisher noch keins, das mich die Lust am frischen Jagen, am Schlagen und Wagen hätte vergessen machen. War immer ein unsteter Gesell, werd's wohl auch bleiben. Viel Glück hatt' ich in Waffen und bei Weibern, aber das wahre große Glück ging doch wohl an mir vorüber und ward einem anderen zu teil."

Ursula fühlte seine Hand auf der ihren, welche die Brüstung des Söllers umspannt hielt.

„Einem anderen, Ursula!" wiederholte er leise.

„So nehmt's dem anderen! Sagtet Ihr nicht eben, das Leben sei Kampf und Sieg das köstlichste der Gefühle?"

„Weib!" brannte sein Odem an ihrer Wange, „Weib! Und wenn dieser andere — Christoph Deckert hieße?"

„Was ist's mit mir?" schlug da eine weinselige Stimme zwischen die beiden. Hinter ihnen unter der Söllerthür lehnte Meister Deckert an einem Pfosten und schien den gräflichen Wein schon wacker vorgeprobt zu haben. Jetzt schwankte er auf den Rittmeister zu und schob seinen Arm unter den des Offiziers.

„Rittmeister," lallte er, „Ihr seid ein trefflicher Mann, daß Ihr uns zu diesem Feste geladen habt. Donnerblitz, das ist ein feiner Tropfen, der im Schloßkeller liegt. Sagt, ist dies alberne Getanz noch immer nicht zu Ende? Wann beginnt das Bankett? Wenn die Weibsleute erst hinaus sind, wollen wir lustig werden. Was, Rittmeister?"

Baudiß hätte den widerlichen Gesellen über die Brüstung werfen mögen. Ziemlich unsanft schob er den

Arm des Trunkenen zurück. Plötzlich blitzte ein teuflischer Gedanke in ihm auf.

Vom Saal her luden Trompeten und Pfeifen zu neuem Tanze. Ein Fähnrich führte Frau Ursula davon. Baudiß schob jetzt selber seinen Arm unter den des Wankenden und lenkte ihn mit festem Griff dem Ausgang zu.

„Kommt nur, kommt, Meister," beruhigte er den Widerstrebenden, „wir setzen uns in einen stillen Winkel, wo wir bis zum Beginn des Trinkgelages noch eine Vorprobe thun können."

Mit der Verheißung eines kostbaren Tropfens führte Baudiß den Berauschten die Wendeltreppe hinunter und weiter hinab in die hallenden Kellergewölbe, wo der Küfer mit seinen Gesellen zwischen den Fässern hantierte.

„Vom schwersten, den Ihr habt," raunte er diesem im Vorübergehen zu, „für mich aber einen Becher leichten Weins!"

In einem kleinen gewölbten Seitenraum, wo ein Tisch und ein paar Bänke aufgestellt waren, ließen sich die beiden nieder. Die Weinkannen wurden gebracht; wacker trank Baudiß seinem Gaste zu und goß ihm den Becher immer wieder voll. Es bedurfte kaum des Zeitraumes einer Viertelstunde, so lag Meister Christoph in gewaltigem Schnarchen unter dem Tisch; Baudiß aber hob sich leise davon, zog die schwere Thür hinter sich ins Schloß und verriegelte sie.

„Laßt den Braven ja ungestört schlafen," befahl er dem lächelnden Küfer, „er hat des Guten zu viel gethan und bedarf der Ruhe. Morgen Mittag mögt Ihr nach ihm schauen, aber bei meinem Zorn! daß Ihr ihm nicht verratet, wie er hier heruntergekommen ist."

Als Baudiß die Kellertreppe wieder hinaufstieg, sah er den Schloßhof von Fackellicht erhellt. Eine Anzahl Dragoner waren befohlen worden, den heimkehrenden Frauen als Fackelträger zu dienen, denn in jenen Zeiten kannte der Stadtsäckel eine Belastung durch Straßenbeleuchtung noch nicht.

Baudiß eilte, unter den zum Aufbruch Rüstenden Frau Ursula zu finden.

„Wo ist mein Mann?“ fragte sie ihm entgegen.

„Bin ich sein Wächter?“ zuckte Baudiß die Schultern. „Er sitzt wohl schon im Bankettsaal. An seiner Statt werde ich Euch nach Hause führen.“

Ursula schrak leise zusammen.

„Wie dürfte ich Euch von dem Bankett fernhalten, mit dem man Euch vor allem zu ehren gedenkt?“

„Der Tanz ist später zu Ende gegangen, als man wohl gedacht. In solcher Stunde wird man auf den einzelnen nicht mehr achten. Gebt mir Euren Arm!“

Ursula widersprach dieser fast herrisch ausgestoßenen Bitte nicht mehr. Bebend in innerlichem Frost und wieder erglühend schritt sie an seiner Seite die Schloßtreppe hinab in die laue Sommernacht hinaus. Die Begleitung eines Fackelträgers hatte Baudiß abgelehnt.

Im Buschwerk zur Seite des Schloßweges sang eine Nachtigall ihr lockendes Liebeslied.

IX.

Als Christoph am andern Mittag mit schwerem Kopfschmerz und zerschlagenen Gliedern zur Besinnung gekommen war und nach wütendem Klopfen und Toben Auslaß aus seinem Gefängnis erhalten hatte, nicht ohne boshafte Stichelreden des Kellermeisters und seiner Gehilfen, schlich er über den sonnenheißen Ring hinab seiner Behausung zu.

Wie in aller Welt war er nur in den gräflichen Keller geraten? Wie hatte Ursula den Heimweg gefunden? Es sollte doch noch nach dem Tanze ein Bankett stattfinden! Hatte er an diesem noch teilgenommen? Vergebens quälte er das wüste Gehirn, um irgend einer schwachen Erinnerung an die Vorgänge des Abends auf die Spur zu kommen. Ach! und der heiße Sommernachmittag brütete dazu so schwer auf dem hämmernden Gehirnkasten.

Da — an der Ecke des Ringes und des Brückthorberges, wo seit anderthalb Jahrhunderten das Schankhaus eines ehrenfesten Rates, die „Taberne“ genannt, laut Privileg Herzog Heinrichs des Aelteren von Münsterberg, Grafen von Glatz, allerlei Weine und ausländische Biere, darunter das berühmte Königgrätzer, frei und ungehindert von jedermann zum Ausschank brachte, dazu auch das ganze Jahr über Weizenbier brauen und schänken durfte, indes das Braurecht der Bürgerhäuser sich auf das allerdings vorzügliche Gerstenbier beschränkte — dort um die Ecke biegend, stand Christoph plötzlich vor Rittmeister Baudiß.

Baudiß war in voller Kriegsrüstung und zu Pferde. Keine Ermüdung oder Schlaffheit zeigte sich in seinen strengen Zügen, deren Ernst freilich beim Anblick des katzenjämmerlichen Meisters verflog.

Baudiß kam von einem Abschiednehmen. Solches leidenschaftlichen Schmerzes hatte er das junge blonde Weib nicht für fähig gehalten, als ihn der Befehl ereilte, seine Dragoner zu einem weiten Ritt aufsitzen zu lassen.

Das war echt Thurnisch, vom wüsten Zechgelage weg seine Offiziere zu wildem Ritt gegen den Feind zu führen, die heißen Köpfe zu kühlen auf athemloser Jagd durch Feld und Gebirge. Kein Zweifel, daß Graf Bernhard mit den Söldnerführern bis in den hellen Morgen hinein beim Becher gesessen und da den schnellen Entschluß gefaßt hatte zu einer neuen Ueberraschung des Gegners. Die jugendliche Spannkraft dieses rastlos strebenden Geistes kannte keine Ermüdung an sich selbst, aber auch keine Schonung für seine Offiziere und Leute, für Menschen und Tiere. Ein Zurückbleiben gab's nicht; der wäre am längsten Thurnscher Musketier oder Dragoner gewesen. Mochte er stürzen, mochte er Hals und Bein brechen, mochte er verschmachtend am Wege liegen bleiben: zu teuer erschienen diese Opfer nicht, die dem jungen Heerführer eine kleine, in Strapazen unüberwindliche Armee schufen. Nur mit solchen Truppen war sein be-

rühmter Marsch aus Ungarn nach Deutschland möglich gewesen; nur eine solche Schar war fähig, die blitzschnellen Streifzüge von Glatz aus durch das Land weit im Umkreise auszuführen, wie ein Donnerwetter über den Feind zu fallen und ebenso schnell wieder in der Ferne zu verschwinden.

Dieser Kleinkrieg um Glatz hatte dem Grafen Bernhard von Thurn bereits einen Ruf weit durch Schlesien und Oesterreich verschafft, hatte Furcht bei den Feinden, Jubel bei den Freunden geweckt und mit seinem Namen flog der seines wilden Reiterführers, des „Schwarzen Heinz" durch Stadt und Dorf.

Auch heute hatte Heinrich Baudiß den Befehl zum Ausrücken mit feuriger Lust empfangen. Einem andern vielleicht wär's verdrießlich gewesen, nach dieser Nacht ein kaum errungenes Glück wieder zu lassen; ihm aber wollte es wohlthun, aus liebesschwülem Hause hinauszureiten, auf den Feind zu stürmen, mit Männern die Klinge zu kreuzen, nachdem ihm der Sieg geworden über ein schönes schwaches Weib. Die Brust wollte er baden im frischen Luftzug des freien Feldes, im Thau und kühlen Schauer der morgengrauenden Feldlagernacht — draufreiten auf den Feind, den Stahl ihm in die Brust jagen — austoben die Kraft, die unerschöpflich schien.

War's vielleicht auch, um in der eigenen Brust einen Feind niederzuringen, zu betäuben?

Ah bah! Gefühlsseligkeit war eines Heinrich Baudiß Sache nicht. Und wenn — so doch nicht diesem widerwärtigen Dummkopf gegenüber, der da ihm just an der Ringecke in den Weg lief, als er zum Schlosse aufritt, die näheren Weisungen des Grafen einzuholen.

Immer schon hatte dem in aller Rauheit und Wildheit doch geraden und männlichen Charakter des Rittmeisters die gegen Höhere unterwürfige, gegen seinesgleichen prahlerische, gegen Niedere brutale Art und Weise seines Quartierwirtes Mißfallen und ein eigenes Mißtrauen eingeflößt. Jetzt vollends, wo von der Sonne geblendet ihm das tölpische übernächtige Gesicht, blöde lachend in Schreck und Verlegenheit, entgegengrinste, flog auch der leise glimmende Funke eines Mitleids mit dem Betrogenen davon: ein Gefühl befriedigter Rache stieg in Baudiß auf — der Rache für ein junges frisches Leben, das dieser Mensch an sich unlösbar gekettet mit schmählicher Vergewaltigung.

Grimmer Hohn schlug aus Baudiß' Augen und Munde:

„Nun, nun, Meister?" rief er und zügelte seinen Rappen, „wo treibt Ihr Euch umher? Die ganze Nacht nicht daheim, Euer Weib in Harm und Todesangst um das geliebte Ehegespons, Eure alte Mutter in Thränen aufgelöst um den — verlorenen Sohn! Es hätte wenig gefehlt, so hätt' ich meine Dragoner auf die Suche geschickt nach dem teuren Meister Christoph. Aber jetzt mangelt mir leider die Zeit, die fröhliche Wiederkunft mit Euch und den Eurigen zu feiern. Gehabt Euch wohl!"

Auf dem Roßmarkt waren bereits die Baudißschen Dragoner aufgesessen und harrten der Rückkehr ihres Führers vom Schlosse. In den Straßen sammelten sich die Fußsöldner um ihre Fahnen, Kriegslärm schallte aus allen Gassen. Thurn schien einen großen Schlag vorzubereiten.

Nun gellten die Hörner und klangen die Trompeten. Hoch zu Roß kam, von seinen Hauptleuten gefolgt, Graf Bernhard über die Brückthorbrücke herabgesprengt, ihm zunächst und zur Seite Baudiß, das lange schwarze Haar unter dem breitrandigen Federhut über den Spitzenkragen gebreitet, der auf Lederkoller und Leibrock lag. Aus dem dunklen Thorbogen quoll hinterdrein Fußvolk mit fliegenden Fahnen und Trommelschlag. Nur wenig Thurnsche blieben zurück, die Stadt im Verein mit den bürgerlichen Fähnlein zu bewachen.

An die Spitze der Ausmarschierenden setzten sich die

Dragoner, voran ihr Rittmeister. Als der Zug die Ecke der Gerbergasse berührte, sah Baudiß in einem Fenster des Deckertschen Hauses Ursula stehen. Bewegungslos stand sie. Kein Zeichen grüßte den Vorüberreitenden. Dieser aber schwang den Hut zum fröhlichen Abschied und ließ den Streithengst schnaubend emporsteigen.

Dann hatte er, was zurückblieb, vergessen. Seine Gedanken galten nur noch dem bevorstehenden Kriegswerk und nach allen Seiten schwärmten seine Reiter aus, kundschaftend und klärend, gegen Landeck vor, die Gebirgspässe sichernd, über die das Hauptheer in das Fürstentum des Neisser Bischofs brandschatzend sich ergoß.

Und wo in den Dörfern und Weilern Baudiß mit seinen Dragonern urplötzlich einbrach, da erscholl der Schreckensruf: „Der schwarze Heinz!" Da wußte man sein Eigentum verloren, da blieben Stuben und Ställe leergeplündert zurück, da zeichneten am nächtlichen Himmel flammende Feuer den Weg der Eroberer. Bis Rothwasser ging der verheerende Einbruch und zitternd verkrochen die Soldknechte des Bischofs sich hinter die Mauern des festen Neisse.

Unangefochten kehrten die Beutebeladenen nach Glatz zurück. Wieder war eitel Freude unter den Bürgern; Feste und Bankette gab's in Fülle; Freude klärte auch Ursulas Antlitz, als sie den geliebten Mann mit unversehrtem Leib zurückempfing.

Aber Thurnscher Thatendurst warf sie schnell wieder in Sorge und Bangigkeit zurück. Neue Ausfälle folgten, und während noch in den östlichen Grenzgebieten der Grafschaft die ausgeraubten Bauern des Neisser Kirchenfürsten ihr Wehklagen an den bischöflichen Stuhl trugen, jagten die Thurnschen schon wieder über die Grenze gen Nordwesten, erschienen brennend und sengend vor den Pforten der Abtei Braunau und bedrohten diese Stadt, die ihren evangelischen Bürgern vor vier Jahren die neuerbaute Kirche, weil dem kaiserlichen Verbot zuwider vollendet, geschlossen und die Widerspenstigen ins Gefängnis geworfen hatte. Die Beschwerde hiergegen war damals vom Kaiser abfällig beschieden worden; da hatten sich die böhmischen Stände der dortigen Glaubensgenossen angenommen, es folgten die Tumulte in Prag, die Verjagung der kaiserlichen Statthalter; Graf Heinrich Mathias von Thurn, des Grafen Bernhard Vater, hatte die Fahnen des Aufruhrs wider kaiserliche Majestät entfaltet und aus dem geringfügigen Kirchenstreit im Braunauer Ländchen war so der gewaltigste der Kriege, welche die Weltgeschichte gesehen, entglommen.

Nun sah Braunau des alten Heinrich Mathias heißspornigen Sohn vor seinen Mauern. Doch Graf Bernhard konnte, von den Kaiserlichen in Habelschwerdt, von den Schlesiern in Frankenstein am Rückzuge bedroht, an Belagerung und Bestürmung nicht denken; so jäh, wie er gekommen, war er verschwunden und nur die offenen Dörfer jammerten den Zerstörern nach.

Gleichen Schreckenstag erlebten am 17. August die Gebirgsdörfer der Herrschaft Grulich; hundertvierzig Rinder, zwanzig Pferde fielen allein in Klein-Mohrau den Plünderern zur Beute und halfen den Glatzern zu stattlicher Vermehrung ihrer Kriegsvorräte. Zu gleicher Zeit aber schwärmten aus Glatz kleine Kommandos in die Umgegend der Stadt selbst aus; die Bauern, bisher noch von den äußersten Bedrückungen des Krieges verschont, froh der Ernte, die sie unter dem Schutze der Festung hatten in die Scheuern führen dürfen, mußten nun alles Getreide, alles Futter ausliefern und wohl noch auf eigenem Gespann nach Glatz hineinfahren. In den Wallgräben, die sich tief um das Niederschloß zogen, ward zu Haufen das Korn aufgeschüttet; so empfingen nur die leeren Scheuern und die öden Felder den Feind, als dieser endlich mit Ernst sich anschickte, der trotzigen Rebellenstadt auf den waffenstarrenden Leib zu rücken.

III. Teil.

Die Belagerung von Glatz.

I.

Heiß brütete der Hochsommer über dem Ländchen. Im Sonnendunste lagen verschwommen die Berge in weitem Kreise. Auf den Stoppelfeldern flimmerte die glühende Luft; die abgemähten Wiesen waren verbrannt und braun gesengt.

Der Augustmonat war in sein letztes Drittel getreten. Da setzte von Frankenstein her Graf Dohna die unter seinen Oberbefehl gestellten, in Schlesien angeworbenen Truppen gegen Glatz in Bewegung. In den Dörfern Steinwitz und Hollenau, kaum eine Stunde von der Stadt gelegen, schlug der Feind das Lager auf und überrumpelte von hier aus die Ortschaft Pischkowitz, wohin Graf Thurn, um von dieser Seite aus eine Annäherung des Feindes hintanzuhalten, ein Kommando von fünfzig Mann gelegt hatte. Mutig verteidigte die kleine Schar sich in der zu einem Blockhaus umgeschaffenen Kirche; lange hoffte sie auf Entsatz aus der Stadt, aber der hinübergesandte Bote fiel in die Hände des Feindes und die Besatzung mußte sich in Ehren ergeben. Pischkowitz ward ausgeplündert und die Bauern von Koritau und Birgwitz mußten das gleiche Schicksal erdulden.

Tägliche Geplänkel fielen nun zwischen den Glatzern und Schlesiern. Die Steinwitzer und Albendorfer Fluren sahen die ersten Zusammenstöße der feindlichen Scharen, doch noch immer behaupteten die Thurnschen über die Dohnaschen das Feld und rächten die Gefangennahme

ihrer Pischkowitzer Kameraden mit scharfen und tötlichen Hieben.

Doch diese kleinen und rühmlichen Erfolge glichen den letzten und verzweifelten Stößen des müde gehetzten, von der Hundemeute eingekreisten Ebers. Hierhin und dorthin wendet er die furchtbaren Hauzähne; mit aufgeschlitztem Leibe überschlagen sich in der Luft die hochgeschleuderten Rüden und verrecken winselnd seitwärts im Gebüsch. Aber an den Ohren, am borstigen Fell hängen und reißen dem waidwunden Tiere neue Verfolger; heulend springen ihm andere auf den gewaltig gewölbten Rücken und beißen sich dort wildwütig ein; nun nahen die Jäger; das glühende Auge des Totwunden erschaut den drohend erhobenen Jagdspieß; noch einmal, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, rafft er sich auf, wild die Meute von sich abschüttelnd oder mit sich schleifend im letzten verzweifelten Ansturm; vielleicht erreicht er den Jäger, dann wehe dem Armen! Da zittert ihm im gewaltigen Nacken, von seitwärts geschleudert, ein scharfer Speer — so immer enger eingekreist sah auch das trotzige Glatz sich von siegessicherer Uebermacht.

Von allen Seiten wälzten sich die Heermassen über die Gebirge herein: von Schlesien, von Böhmen, aus Mähren schoben sich die Regimenter des Kaisers gegen die Veste vor.

Feurige Fackeln zündete ihnen Graf Thurn zum Willkommensgruß an. Der Friede und Wohlstand der freundlichen Dörfer und Vorstädte, die mit grünem Schmucke bisher noch die geschützgepanzerten Wälle, die getürmten Mauern der Stadt und des Schlosses träumerisch im Sommersonnenschein eingesponnen, ging in Flammen und Feuer auf; Haus um Haus eilten die Thurnschen Söldner und schleuderten die Brandfackel in die Heimstätten der händeringenden Bauern. Drei Tage und Nächte währte das Zerstörungswerk; Feuer um Feuer flammte an den Ufern der Neisse thalabwärts auf, und während das rauchlohende Halbendorf Qualm und Fun-

ken zum Eichberge hinaufsprühte, sank jenseits des Flusses die langgestreckte Häuserzeile unter dem Schäferberge in schwälende Trümmer nieder.

Als Burggraf Karl Hannibal von Dohna, der schlesische Heerführer, in Person am 9. September mit den letzten Verstärkungen und schweren Geschützen auf dieser Seite der Stadt eintraf, sah er von einstiger menschlicher Wohnstatt nur kohlende Balken noch, Schutthaufen, Asche.

Aber derselbe gotterbarmende Anblick erwartete jenseits der Stadt am Oberlaufe der Neisse auch die mährischen Völker, die vier Tage später unter Führung des Grafen von Schlick von dem Böhmischen Thore und bei Niederhannsdorf ihr Feldlager aufschlugen. Vom Erdboden getilgt war hier die blühende volkreichste Vorstadt von Glatz, das Neuland; keine Hütte war stehen geblieben, die dem nahenden Feinde hätte Deckung bieten können.

Am gleichen Tage, nachdem eine Woche zuvor bereits als Vortrab das in seiner Wildheit berüchtigte Regiment der „Totenköpfe" bei der Pfaffenmühle Stellung genommen hatte, schlossen die böhmischen Völker den Ring um die Stadt. Es war der 13. September. Und der Wahnglaube, der an diese Zahl die Wahrsagung eines Unheils knüpfte, sollte hier einmal seine Bestätigung finden.

Auch der Ankunft der Böhmen und ihrem General, dem Comte Torquato zu Ehren, hatte Graf Thurn, der Mitleidslose, ein feuriges Rauchopfer entfacht. Die letzten noch verschont gebliebenen Häuser und Gehöfte vor dem Grünen und Böhmischen Thore, sowie die der Baderpforte vorgelagerten Wohnstätten sollten auf Thurns Befehl niedergebrannt werden. Knisternd sprangen aus den Schindeldächern die Funken, züngelten zu Flammen empor, durchzuckten das schwarze Rauchgewölk, das ein starker Südwind über die Stadt hinweg gegen den Schloßberg wälzte.

Schier Nacht ward es in Glatz. Auf die Gassen stürzten angstvoll die Bewohner und ihre bleichen Gesichter

starrten zum Himmel empor, der sich dichter und dichter mit Finsternis umzog. In bleifarbenen Wolkenmassen geballt, wogend und wallend — bald vom Sturme zerrissen, bald zusammen, ineinander, übereinander gestoßen, geschoben, gewirbelt — blitzartig erhellt, feurig durchzuckt von windgepeitschten Flammen, spritzenden Funken, zischenden Feuerbränden, die der Sturm vom Brandherd emporgejagt — braute und drängte sich das schwarze Wolkenmeer um den Burgberg, der in ihm untertauchte wie eine versinkende Insel.

Dazu Trommelgewirbel, Trompetengeschmetter, jagende Boten, eilende Söldnerhaufen, auf die Mauern stürzende Bürger, jammernde Weiber, weinende Kinder, Rossegestampf und das ängstliche Schreien der Tiere und — plötzlich ein zuckender Schein von der Höhe des Schlosses! Blutig rot beginnt sich das Rauchmeer zu färben; nun bricht eine riesenhafte Feuersäule grell durch den wogenden Dampf: „Das Schloß brennt!" kreischt es und schreit es auf den Gassen.

Die Domkirche ist's am Schloßberge — das von der zügellosen böhmischen Soldateska Georg von Semblings halb zerstörte Gotteshaus, jetzt mit Heu und Stroh hoch angefüllt. Dahinein in das dachlose Gemäuer hat der Sturm einen Feuerbrand brausend getragen; berghoch lohen im Nu die gigantischen Flammen, zucken zum Himmel, zucken zur Tiefe, fallen ein in die Getreidemassen, welche Graf Thurn in den Wallgräben hat aufstapeln lassen; einem einzigen feuerspeienden Krater gleicht der Burgberg, dem selbst aus der Tiefe der Erde das wilde Element zu entlodern scheint.

Und aufwärts klimmt es zum Schlosse empor, heulend jagt der Sturm die Flammen am Prunkbau hinauf; all die unendlichen Mengen von Korn und Futter, die die Umsicht Thurns hier hat zusammenschleppen lassen, der Stadt zum Schutze und zur Erhaltung in bevorstehender Not, werden nun zum Verderben dem Schlosse und aus allen Fenstern und Söllern und Zinnen des langgestreck-

ten Baues brechen und schlagen die Brände heraus. Krachend stürzen die Balken, die Zimmerdecken in das Feuermeer hinab, mit ihnen all die Kostbarkeiten, welche vergangene Jahrhunderte hier zusammengetragen; unersetzliche Werte gehen verloren und in ohnmächtiger Klage schaut unten aus der Stadt manch einer zur feuer- und rauchumpeitschten Höhe hinauf, der in dem Schlosse das beste seiner Habe geborgen, dort es in Sicherheit wähnend, sollte auch die Stadt schon in Feindeshand gefallen sein.

So lodern im Thale die Vorstädte, so flammt auf der Höhe das Schloß und mitten inne im feurigen Ringe wähnt die Stadt den Tag des Unterganges, den Hereinbruch des qualmgeschwärzten feuergeröteten Himmels, die Stunde des letzten Gerichts gekommen.

„Daß ich es kurz melde," sagt ein Augenzeuge dieser schreckensvollen Stunden, wie sie Glatz wohl vorher oder nachher nicht wieder durchlebt, „es hat gestanden das Feuer wie ein großer hoher Berg, und die Stadt im Mittel, denn das Schloß, so an ihm selber vorhin hoch ist, liegt auf einem felsigten hohen Berge, derowegen das Feuer in die Höhe geschlagen, und das unterste Feuer außer der Stadt mit dem aus der Thumbkirchen hat sich herwieder bis an des obersten Aufgang gewandt, dannenhero es anzusehen gewesen, als wenn das Feuer auch in der Luft bis an die Wolken gelangt hätte."

Aber die Funkenschauer, die der Flammenring nun von allen Seiten über die Stadt ausschüttete, drohten dieser bald selbst gleiches Verderben. Welche Feder vermöchte zu schildern, was in diesen Stunden Glatzens Bürgerschaft durchkämpfte? Wer sollte hineinleuchten in die Herzen voll Todesangst, wer die Wehrufe der Frauen, die Jammerlaute der Kinder, die Verzweiflung der Männer malen?

Eingekreist in den eisernen Ring erbitterter Feindesscharen — eingeschlossen in den feurigen Ring wildwütender Flammenberge — überloht von düsterroten

Wolkenmassen — nur eins fehlte noch: daß auch die Erde sich zu Sturm, Himmel und Feuer gesellte und erbebend das Werk der Zerstörung vollendete.

Und auch dieses Schrecknis konnte leicht über die unglückselige Stadt hereinbrechen. Denn mitten im Feuermeer des Schlosses, in heißer Brunst umloht, stand da droben der alte trotzige Wachtgesell, der starkgemauerte Turm. Seinen gewaltigen Quadern vermochte freilich die leckende Flamme nichts anzuthun; ob auch alles um ihn sank, er ragte unerschüttert und standfest.

Allein, wie der Mensch oft sein eigner schlimmster Feind ist — wie der Mensch in der eignen Brust sein Schicksal, sein Verhängnis trägt — so barg dies unbezwingliche Mauerwerk im eignen Innern die Gewalt, die sein Verderben werden konnte. Ein Funke in die Pulvertonnen, die die Verteidiger hier angesammelt, mußte auch dieses festeste der Bollwerke vom Erdboden hinwegsprengen und die Stadt in ihren Mauern erbeben machen.

II.

Bleich und düster hielt auf seinem Pferde Graf Bernhard Thurn vor dem Rathaus am Ringe. Um ihn versammelt waren seine Obristen und Hauptleute. Unter Waffen standen die Musketiere, gesattelt saßen die Dragoner — gefechtsbereit und der Meldung gewärtig vom Anrücken des Feindes, um dem schwerstbedrohten Stadtteile zu Hilfe zu eilen.

Gegen die Gewalt des feurigen Elements anzukämpfen, wäre sinnlos gewesen. Das Oberschloß und die Domkirche waren rettungslos verloren Vor der wütenden Glut hatte Thurn der Besatzung das Schloß zu räumen befohlen.

Aber die Stadt selbst zu halten um jeden Preis oder in ihren Trümmern das Grab zu finden, war der junge Kriegsoberst auf das festeste entschlossen. In dem Getümmel, das ihn umbrandete — in dem Schrecken, der

auch das Herz manch eines seiner kampfbewährten Kriegsleute ergriff, blieb er unerschüttert und erteilte seine Befehle mit eiserner Ruhe.

Vor allem die Feuersgefahr von der Stadt abzuhalten, war sein erstes Augenmerk. Kleine Trupps seiner Leute verteilten sich über die Straßen und Gassen der Stadt, trieben die Bürger auf die Dächer und hielten sich selbst zum schnellen Eingreifen bereit, wo etwa aus den Häusern der Feuerruf ertönte. Zum Segen erwies sich da schnell des Grafen Aprilverordnung, die Dächer ihrer Schindelbekleidung zu berauben; wäre dies nicht geschehen gewesen, so wäre auch Glatz der Flammen Opfer geworden. Denn an vielen Stellen gelang es auch jetzt noch dem Flugfeuer Platz zu fassen, und bald hier, bald dort klang der Hilferuf. Aber überall ward schnell die Gefahr beseitigt.

Auch das Niederschloß zu erhalten, gelang den tapferen Angriffen der Thurnschen Leute. Schon brannten Thüren und Treppen in dem Gebäude und auch hier war unermeßliche Gefahr wegen der dort lagernden Pulvervorräte. Da befahl der Graf, falls dem Feuer kein Einhalt gethan werden könne, doch wenigstens das größte Unglück zu verhüten und das Pulver in Sicherheit zu bringen.

Hier bewies sich die Manneszucht und die Tapferkeit der Thurnschen auf das glänzendste. Ohne Besinnen drangen sie in das brennende Gebäude; nur den Mantel über die offenen Fässer gebreitet, trugen sie das Pulver heraus und über den brennenden Hof hinweg und retteten durch solche wackere Mannesthat das Niederschloß vor dem Untergange.

Nicht vergessen hatte man die armen Gefangenen in ihrer qualvollen Bedrängnis, die sie einem langsamen Erstickungstode preisgegeben hätte unter den rauchenden Trümmern der zusammenbrechenden Schloßgebäude. Aus langer Nacht seines Felsenkerkers emporgeführt, sah da Hieronymus Keck, der Grafschaft einstiger Dechant, zum

erstenmal wieder das Licht des Tages; doch schier erschrocken über das ungeahnte furchtbare Schauspiel, das ihn so plötzlich umfing, schloß er die geblendeten Augen und sein nie gebrochener Mut wollte beben, als er die Zerstörung sah, die über sein teures Glatz, über das herrliche Schloß gekommen war, dessen stolze Türme und Zinnen ihn noch gegrüßt, als er den Leidensweg gegangen der ewigen Nacht des Burgverließes entgegen.

Dann aber hob sich sein Blick, des Lichtes wieder gewohnt, zum geröteten Himmel aufwärts; eine fromme Begeisterung erglühte in den eingefallenen Augenhöhlen, eine selige Gewißheit verklärte das bleiche verhärmte Antlitz, und auf die flammenden Feuer ringsum deutend, sprach er zu seinen Mitgefangenen, als sie in ihrer Wächter Mitte den Burgweg hinabschritten, Worte der Tröstung und Verheißung.

„Gottes Gericht ist über die ungetreue Stadt herniedergekommen. Der Himmel selbst speit seine Feuer auf die Abtrünnigen herunter und öffnet seinen Dienern die Kerker. Wie Sankt Petrus, unsrer heiligen Kirche Fels und Hort, aus Herodes' Händen dereinst befreit worden ist durch den Engel des Herrn — er aber wußte nicht, daß ihm wahrhaftig solches geschähe durch den Engel; sondern es däuchte ihm, er sähe ein Gesichte — so erweist sich seine Fürbitte an Gottes Thron jetzt auch uns, seinen Knechten, gnädig und barmherzig, und in Trübsal, ob sie vielleicht noch nicht zu Ende, harret unser doch der endliche Sieg. Deß wollet getrost sein und in Treue bleiben bei Petri Stuhl und seinem ruhmreichen Verteidiger, Kaiser Ferdinand, der seine rächenden Scharen ausgesandt hat, uns zur Befreiung, Dir aber zum Wehe, unselige Stadt, verstocktes Volk!"

Die Kriegsleute, denen die Gefangenen zur Bewachung anvertraut waren, lachten roh auf.

„Du magst lange warten, Pfäfflein, auf Befreiung. Unser Obriste ergiebt sich nicht, lieber fährt er mit uns

allen zur Hölle. Und Dich wird er auf dieser Reise sicher nicht vergessen."

„Mein Leben," entgegnete der Verhöhnte würdig, „steht in Eurer Hand; doch was darüber hinaus ist, bestimmt allein der Höchste. In der Zuversicht zu ihm, meine Brüder," wandte er sich noch einmal an seine Leidensgefährten, „bleibt treu und harret aus! Laßt Euch segnen, ehe wir wieder voneinander gerissen werden."

Und er hob die Hand zum Kreuzeszeichen über die neben ihm dahinschreitenden Männer. Fromm beugten diese das Haupt und falteten die gefesselten Hände zum stillen Gebete. Dann ward kein Wort mehr zwischen ihnen gewechselt.

Nur als sie an der brennenden brechenden Thumkirche vorüberkamen, konnte der geistliche Herr seine Trauer nicht verbergen. So jämmerlich also mußte untergehn, was Glatzens großer Sohn, Arnestus von Pardubitz, in heiligem Eifer dereinst erbaut: Gott zum Ruhm, der Stadt zur Zierde, Unsrer Lieben Frauen zur Ehrung! Am Tage Mariä Verkündigung, den 25. März 1349, war dieses prächtige Gotteshaus von seinem Erbauer, dem Erzbischofe selbst, feierlich geweiht worden; unendlichen Segen hatten von hier aus die frommen und gelehrten Brüder des Augustinerordens über Stadt und Land gestreut und in ihrem ersten Propst verehrte nachmals die Christenheit ihren höchsten Hirten, Papst Johann I. Von dort aus hatte seit nunmehr zwanzig Jahren die ehrwürdige Gesellschaft Jesu den Kampf gegen den neuen Glauben und die mannigfachen Sekten, die das Land überschwemmten und zerrissen, wenn auch vergeblich geführt, hatten die frommen Väter den Schulen ihre Sorge zugewandt und der Stadt das Gymnasium geschenkt, in dessen geräumigen Lehrsälen sich nicht nur Grafschafter und Schlesier, sondern auch Mähren, Böhmen, ja sogar Ungarn zu den Füßen der gelehrten Männer drängten.

All dies nun vernichtet, verweht, zu stäubender

Asche geworden! Tieferschüttert sah es der Priester, doch im Herzen erwuchs ihm an dieser Stätte des Grauens ein heiliges Gelöbnis: seiner streitbaren Kirche streitbarer Sohn zu bleiben, auszuharren im Kampfe und, so ihn Gott einst aus seinen Fesseln lösen werde, die Grafschaft seiner heiligen Kirche zurückzuerobern.

Hochgerichtet, ungebeugt von der mondenlangen schweren Haft — ein Sieger, nicht ein Besiegter — schritt er durch das Getümmel der Straßen — zwar einem neuen Kerker zu, den man im Stockhaus schnell für ihn hergerichtet hatte; doch das Volk, das mit Spott und Schmähung einst dem Zuge gefolgt, der den Verhafteten aufs Schloß gebracht, wich heute scheu auseinander und wandte sich erschrocken zur Seite. Denn der da durch ihre Mitte schritt — gedemütigt und gebunden und dennoch ungebrochen, fest in der Kraft seines Glaubens — mahnte die Gewissen an schlimme Gewaltthat, mit der sie ihre Sache befleckt.

Wohl sprachen einige: „Haben die Papistischen nicht gleiche Gewalt geübt gegen die Unsrigen?" und andre erinnerten an den katholischen Landeshauptmann Heinrich von Logau, der in denselben Verließen, wo der Dechant geschmachtet, an zweihundert protestantische Bauern hatte den Hungertod erleiden lassen, nur weil sie ihren andersgläubigen Pfarrer dereinst verjagt hatten.

„Aber," erwiderten welche, „macht das unsre Sache besser?"

Da schwiegen die anderen betreten, und rings umschlossen von lodernden Feuersäulen, von Kriegslärm und Todesfurcht ward manches Herz wohl kleinmütig und begann zu zweifeln an der Gerechtigkeit einer Sache, gegen die Gottes Hand selbst die Elemente entfesselt zu haben schien.

Doch der Schrecken hatte dieser Tag noch kein Ende.

Dumpfe Schläge erdröhnten in der Ferne.

Kanonenschüsse!

Der Feind griff an!

Doch wo drohte der Sturm?
Nun knallten auch Musketen.
Hornsignale! Kampfgeschrei!

„Es ist jenseits des Schlosses!" sprach Thurn aufhorchend zu Rittmeister Baudiß, der neben ihm hielt. „Die Schlesier greifen vom Eichberg her die Schanzen hinter'm Oberschlosse an."

„Den Teufel auch!" wetterte Baudiß, „wie bringen wir den armen Burschen dort Entsatz? Hauptmann Lohe's Fähnlein ist klein, doch durchs brennende Schloß können wir nicht hindurch."

„Ihr müßt durch, Baudiß," erwiderte der Graf kurz entschlossen. „Es ist ein Stück für Euch und Eure Dragoner. Nehmt ein halb Dutzend Eurer besten Leute. Die müssen durchs Feuer. Hinter der Thumkirche das alte Thor brecht auf! Durch dieses schicke ich dann Schießbedarf und Verstärkung Euch nach. Mag der Weg gefährlich sein an der Schanze bergauf neben der Stadtmauer am Frankensteiner Thore — es muß gewagt werden! Setzt der Feind sich dort oben fest, sind wir verloren. Alles steht auf dem Spiel. Also mit Gott, Rittmeister! Ich verlasse mich auf Euch."

Baudiß sprach kein Wort mehr. Vorwärts spornte er sein Roß und sprengte zu seinen Dragonern.

„Es gilt ein Wagestück," rief er. „Sechs Mann an meine Seite! Du, Georg Derfflinger, wirst unter ihnen nicht fehlen wollen."

Des jungen Dragoners Gesicht flammte hellauf in freudigem Stolz ob seines Rittmeisters Vertrauen. Aus der Scheide riß er die blitzende Klinge.

„Vivat Fridericus Rex und der Graf Thurn!"

Mit diesem Rufe jagte die kleine Reiterschar an den Obristen vorüber, dem Führer nach, den Ring hinauf, zum Schloßberg empor.

Schäumend und scheuend bäumten die Rosse vor dem Glutmeere, das ihnen den Weg versperrte.

„Gott unsre Seelen befohlen!" schrie Baudiß. „Ein Schelm, der seinem Rittmeister nicht folgt!"

Tief bohrten sich die Sporen in die Weichen seines zitternden Tieres, der eiserne Schenkeldruck ließ kein Ausbrechen zu — ein gewaltiger Satz — in Rauch und Flammen waren Roß und Reiter verschwunden.

Aber fast Seite an Seite flog ein zweiter Reiter durch die Feuerwogen. Der treue Derfflinger war's. Und einer nach dem andern tauchte jenseits der Gluten aus dem Brande heraus, tiefathmend, qualmgeschwärzt, die Haare versengt. Nur einer fehlte von den Dragonern; reiterlos kam sein Pferd aus der Glut gestürmt, ihm selbst aber hatte die furchtbare Hitze, der dicke Qualm, die blendende Glut die Sinne geraubt, er war bügellos geworden und in den Flammen elend umgekommen.

„Der Herr sei seiner armen Seele gnädig!" sprach schlicht und fromm Heinrich Baudiß. „Nun zum Thor!"

Krachend sprangen die Riegel, splitterten die Balken. Der Weg war den nachrückenden Truppen frei.

„Vorwärts jetzt zu den Schanzen, damit Hauptmann Lohe erfährt, daß Hilfe naht. Und wären's auch nur unsere zwölf Arme, die wir ihnen zubrächten — in solchen Augenblicken ist jeder Mann goldeswert."

In Jauchzen brachen die schwer Bedrängten aus, als hinter ihnen plötzlich Hufe stoben und die Dragoner in der Schanze sichtbar wurden. Glaubte sich Hauptmann Lohe doch schon durch das Flammenmeer im Rücken vollständig abgeschnitten von der Thurnschen Hauptmacht. Dennoch hatte er ritterlich Widerstand geleistet gegen die wütend anstürmenden Schlesier, welche bei der allgemeinen Verwirrung in Glatz leichteres Spiel zu finden gehofft hatten. Aber weder die Beschießung aus schwerem Geschütz noch die Bestürmung mit großer Uebermacht, noch auch das grausige Flammenspiel, das seine Funken über die Verteidiger ausschüttete, gab den Bedrängern die heißumkämpfte Wenzelschanze in die Hände; mit dem Degen in der Rechten stand Hauptmann Lohe selbst mit

den Befehlshabern auf der Schanze in erster Reihe, feuerte die Seinigen zum Ausharren an und bot die Brust unerschrocken dem Bleihagel der Anstürmenden dar.

An fünfhundert Mann kostete dem schlesischen Kriegsvolk dieses Treffen, sei es an Toten, sei es an Verwundeten, ohne daß irgend ein Erfolg diese schweren Verluste wett gemacht hätte. Die Thurnschen hingegen hatten nur wenige Tote: „etliche gemeine Pursch," wie der Chronist sagt, und auch diese nicht durch Feuershand gefallen, sondern „beim Feuer verdorben". So trefflich bewährte sich Thurns Kriegskunst in der Anlage dieser Verteidigungswerke.

III.

Der heiße Tag neigte sich zum Abend. Die böhmischen und mährischen Völker zum Glück hatten sich ruhig verhalten, wohl weil sie von langen Märschen ermüdet waren, auch noch keine sicheren Stellungen bezogen hatten und weitere Truppennachschübe erwarteten, ehe sie einen Angriff auf die starken Mauerwerke wagen mochten.

Die Feuersbrünste um Glatz verglommen allgemach. Rauchende Brandstätten, halbverkohlte Bäume, wüste Felder boten dem Stadtvolke, das zu den abgedeckten Dächern emporgestiegen war, Umschau zu halten, einen erbarmungswürdigen Anblick. Noch flackerte hier und da ein Feuer auf aus glimmendem Aschenhaufen, da und dort entzündete sich aufs neue ein schwälender Baumstumpf. Das schwarze Rauchgewölk, das bisher in schwerer Masse über die Stadt gezogen, zerriß und ließ den dunkelnden Himmel wiederschauen. Einzelne Rauchsäulen stiegen in schmalen Streifen dem Abendrot entgegen. Der Sturm hatte sich gelegt; ein leiser Nachtwind kühlte die angstheißen Stirnen.

Aber mit der anbrechenden Nacht brachen auch neue Schrecken über die bange Stadt herein. War der vergangene Tag zur Nacht geworden, so ward die Nacht jetzt zum Tag im Glutrot einer neuen Feuersbrunst. In den

Vorstädten, welche Graf Thurn noch verschont hatte — Angel, Königshainer und Herrengasse — züngelten plötzlich Flammen empor: die Belagerer vollendeten, was die Belagerten unversehrt gelassen.

Jammergeschrei erfüllte grausig die gelichtete Nacht. Aus Häusern und Hütten getrieben, stürzten die Bewohner, mit dem Notdürftigsten gekleidet, der Stadt zu: die Weiber mit den schreienden Kindern an der Brust, an den flatternden Röcken; die Männer mit zusammengerafften Habseligkeiten unter den Armen; vorwärts keuchende Greise, angstheulende Hunde, polternde Karren mit wüst übereinander gestapeltem Gerümpel — umschlagend, zusammenbrechend, die Straße verstopfend — wild über die Köpfe hinwegflatterndes Federvieh. Und dahinter und zur Seite die ausbrechenden Flammen, die Flüche der einhauenden Verfolger. So wälzte der Jammer, das Wehklagen, das Wutgeschrei sich dem Neisseufer zu. Blutigrot glänzte das dunkle Gewässer. Ueber die hölzerne Brücke drängten die Flüchtlinge in heillosem Wirrwarr auf die Sandinsel und zum Brückthor hinauf, allein die ohnehin menschengefüllte Stadt mußte ihnen die Thore verschließen und die Baudißschen Dragoner hatten alle Hände voll zu thun, das jammernde Landvolk zur Ordnung und Ruhe zu bringen und zugleich die Neissebrücke vor etwaigem feindlichem Vordringen in Hut zu halten.

Unter dem feuergeröteten Sternenhimmel mußte das arme obdachlose Volk die bange Nacht auf dem „Sande" verbringen. In dieser Nacht fiel auch die Obermühle und der Wasserturm dem gierigen Elemente zum Opfer. Es war ein schauerlich gewaltiges Schauspiel, als die Millionen der brennenden Gerstenkörner durch die rotdüstere Nacht sprühten, zischend in den schnell dahintreibenden, grell erleuchteten Mühlgraben spritzten, der über die Mühlräder in rasenden Drehungen schäumend brauste, der weiße Gischt jetzt blutig gerötet, hochauf gepeitscht von niederbrechendem, flammendem, zischendem Trüm-

merwerk. Aufgescheucht umkreiste ein Storchenpaar die lodernde Heimstätte, schwarzes Dohlengewimmel umkrächzte flatternd die Türme der Stadt; Fledermäuse, Nachtvögel stürzten mit versengten Flügeln in das Glutmeer. An tausend Gebäude aller Art — genau gezählt neunhundertsechzig — sanken in dieser Feuersbrunst, die nun vier Tage und drei Nächte hindurch um die Stadt geleuchtet, zu Schutt und Asche nieder; fünfzehn Häuser auf der Sandinsel und drei Höfe gen Königshain waren der letzte Ueberrest des Kranzes von Vorstädten und Dörfern, die so blühend einst die freundliche Stadt umrankten.

Zu den erhalten gebliebenen Heimstätten gehörte auch die Deckertsche. Unter die hochragenden Stadtmauern gelagert, vom festen Brückthor mit seinen Türmen und Basteien beherrscht, durch den Neissefluß und das zum Blockhaus umgewandelte Krankenhaus der Minderen Brüder geschützt, hatte der kleine Stadtteil um den Roßmarkt Feuersgewalt und Feuersnot noch nicht zu spüren bekommen. Aber hatten die Belagerer ihm mit Feuer nicht zu schaden vermocht, so brachten sie jetzt Wassersnot über Glatz. Mit Schrecken sahen am anderen Morgen die Einwohner den Wasserlauf des Mühlgrabens sinken und sinken, bis endlich nur karge Rinnsale sich mühselig durch das Bett einen Weg suchten und die Räder auch der zweiten längs der Stadtmauer gelegenen Mühle, der Niedermühle, zum Stillstand kamen. Kein Zweifel! Der Feind hatte in nächtlicher Weile während des Brandes den Mühlgraben abgestochen.

Auch sonst waren die Kaiserlichen im Süden der Stadt nicht unthätig gewesen, während die Schlesier im Norden sich blutige Köpfe in nutzlosem offenem Angriffe geholt hatten. Laufgräben näherten sich von Hannsdorf her gegen die Mauern heran; vier Batterien richteten bereits von dieser Seite den Schlund ihrer Geschützrohre gegen die bedrohte Stadt.

Tag und Nacht war Heinrich Baudiß kaum noch aus

dem Steigbügel gekommen. Aber die Natur zwang endlich auch seine harte Willenskraft unter ihr Joch. Bleich, abgespannt suchte er am Morgen des 14. September sein Quartier auf, um ein wenig zu ruhen.

Bekümmert sah ihm Ursula in das müde Gesicht.

„Das waren schlimme Stunden," nickte Baudiß ihr zu und versuchte heiter zu erscheinen, während Koller, Hut und Degen in die Ecke flogen, „aber der liebe Gott hat's noch gnädig gemacht und den Sieg des gestrigen Tages dürfen wir uns getrost zurechnen. So leicht binden die Schlesischen nicht wieder mit uns an. Jetzt fangen sie hübsch sacht mit Schanzenwerfen auf dem Eichberge an; da werden unsre Kugeln aus der Wenzelschanze ihnen manch heißen Gruß übermitteln. Gottlob, daß uns der Pulverturm auf dem Oberschlosse nicht in die Luft gegangen ist! In allem Unglück doch ein Glück!"

„Die Leute erzählen," fügte Ursula fragend ein, „daß man in einem Gewölbe dicht neben den Pulvertonnen verloschene Brände gefunden habe?"

„Das ist keine Lüge," bestätigte Baudiß das Gerücht; „durch ein Loch waren die Brände in das beschädigte Gewölbe gefallen und just an den Fässern vorbei; dort sind sie von selbst verglommen. Gott sei dafür gepriesen!"

„Gepriesen sei er viel tausendmal!" sprach Ursula innig, mit Thränen im Auge, die Stimme gedämpft, „daß er auch Dich so sichtlich behütet hat und durch Feuer und Flammen heil hindurchgeführt. Ach, Heinrich, wenn Du nicht wiedergekehrt wärest!"

„Ei, hat man Dir das auch schon zugetragen?"

„Ist nicht Dein Name wieder auf jedermanns Zunge? Und ich allein sollte nichts wissen von Deiner Heldenthat — Du Böser, Du Herrlicher!"

Sie umschlang ihn weinend. Er hob ihr Gesicht zu dem seinen empor.

„Und Du, Ursula — Geliebte? Wie überlebtest Du

diese bangen Stunden? Hat sich mein Lieb sehr gefürchtet?"

„Wovor? Vor dem Tod? Den fürchte ich nicht mehr. Und dann — zum Fürchten war mir keine Zeit. Während da draußen der Schnitter Tod umging, hat das Leben hier eine neue Blüte getrieben. Röschen ist um Mitternacht von einem Mägdlein entbunden worden."

„Was hör' ich? Ein Töchterlein? — Armer kleiner Filz! Daß Dein gutes weiches Herz dies nicht erleben durfte! Wie möcht' er gesprungen sein, sich gedreht und gewendet haben! Wie geht's der armen jungen Mutter?"

„Sie liegt still und gottergeben. Ich meine, wir werden sie bald neben den toten Liebsten legen müssen. — Doch nun, Heinrich, geh! Such Dein Lager auf! Schlaf'!"

„Nein, schlafen könnt' ich doch nicht. Ich muß in Stiefeln und Sporen bleiben, daß ich zur Stelle bin, wenn man mich ruft. Laß mich hier bei Dir rasten; dort im Lehnstuhl der Mutter Deckertin will ich mich ein wenig langstrecken und die Augen schließen. So! Ach, das thut wohl."

Still ward es im Zimmer. Ursula setzte sich zu ihrer Näharbeit ans Fenster. Bald verkündigten tiefe ruhige Athemzüge vom Kamin her, daß der Ermattete doch den Schlummer gefunden.

Das junge Weib ließ die Nadel ruhen und schaute lange träumend den Schläfer an.

Ihre Gedanken wanderten in vergangene Tage.

Wie seltsam war ihr Lebensweg gelenkt worden binnen so kurzer Zeit.

Hans!

Hans Caspar!

Daß sie doch immer des stillen Glückes ihrer ersten Liebe wieder gedenken mußte, ob sie auch fest sich vorgenommen, diese Erinnerung aus ihrem Herzen zu tilgen. Denn Ursula war allzusehr ein Kind ihrer befangenen

Zeit, als daß sie das Grauen, das Hans und seiner Sippe anhaftete, hätte überwinden können. Daß der Sohn eines verfehmten Mannes gewagt, sie zu seiner Liebsten zu erniedrigen — daß er sie betrogen und getäuscht, denn Betrug nannte sie sein Heimlichthun — oh, das wollte ihr den Zorn durch die Adern jagen. Ach ach! es war ein matter Zorn.

So lieb, so gut war Hans Caspar immer zu ihr gewesen, so sanft und scheu hatte er den Arm um ihre Hüfte gelegt, wenn sie mitsammen den Waldrain gewandelt waren in stummer Glückseligkeit — und dann, ach! seine traurigen Augen! Die sahen ihr immer und immer nach, die tauchten plötzlich vor ihr empor — so wie sie geblickt, als ihr Vater sie an jenem Wintertage von seiner Seite gerissen und sie ihn hatte scheiden lassen in unverhehltem Schauder und Schrecken.

Wie hatte er's getragen? Wo mochte er weilen?

Die letzte Kunde, die ihr über ihn geworden, hatte Christoph ihr gebracht. Er hatte ihr das Begebnis am Brückthor erzählt, wo Hans der Führer der Thurnschen gewesen. Zum zweitenmal hatte da der Henkerssohn Christophs dunkle Pläne durchkreuzt. Mit greulicher Drohung gegen den Verhaßten hatte Deckert seine Erzählung geschlossen.

Ursula hatte später einmal den Rittmeister nach diesem Vorfall gefragt.

„Wir stießen auf den jungen Mann," erzählte dieser, „als wir, dem Hauptheer des Grafen vorausgesandt, einen Richtweg übers Gebirge genommen, um so schnell wie möglich Glatz zu erreichen und die Zerstreuung der markgräflichen Besatzung hintanzuhalten. Er kam von einem Kranken und ich glaubte es daher mit einem Feldscher zu thun zu haben. Erst vor Glatz erfuhr ich aus seinem eigenen Munde, wer unser Führer gewesen. Man findet's ja oft bei Leuten seines Standes, daß die aufgezwungene Einsamkeit sie zu mancherlei Studien, sei's in Büchern, sei's in der Natur, führt; die Heilkraft der Pflanzen

ist ihnen häufig durch Ueberlieferung vom Vater auf den Sohn bekannt und so wendet sich mancher in letzter Not heimlich an den unheimlichen Mann, der von Amtswegen die Menschen zum Tode befördern muß, im Stillen aber sie zum Leben zurückbringt. Ich also fragte den einsamen Reiter nach dem kürzesten Wege auf Glatz zu, und da jener dasselbe Ziel hatte, so ritten wir mit ihm, nur etwas eiliger auf meinen Wunsch, als er bisher seinen Klepper hatte gehen lassen. Wessen Parteigänger wir waren, danach fragte er nicht und that recht damit; unsre Mehrzahl hätte ihn doch zum unfreiwilligen Führer gezwungen, wenn er's aus gutem Willen nicht geworden wäre."

Hans Caspar — ein Wohlthäter der Armen, ein Arzt der Kranken! Ach, solches Amt stand freilich seinem stillen schwermütigen Wesen besser an als des Vaters schreckhaftes Handwerk. Wunden heilen, Sieche pflegen!

Wunden schlagen, Gesunde zu Siechen machen! Das war des Mannes dort im Lehnstuhl Beruf.

Heinrich!

Heinrich Baudiß!

Ein schwindelnder Stolz faßte sie, wenn sie diesen Namen leis vor sich hinsprach. Der erste unter eines Thurns Waffengefährten, der viel gefeierte Reiterführer, der Feinde Schrecken und der Frauen Liebling — ihr gehörte er — ihr, dem schlichten Weibe!

Wie stiller Mondschein lag die sanfte keusche Liebe des schwermütigen Jünglings über vergangenen Tagen. Verzehrend wie Mittagssonnenglut umflammte zügellose Leidenschaft eines heißmütigen Mannes die Gegenwart. An Hans Caspars Hand war sie still gewandelt durch friedliche Frühlingsaue; in Heinrichs Armen bebte und zitterte Seele und Leib, verging Athem und Besinnung unter schwülem Gewitterhauch.

Die Liebe — die Liebe! Dieser wilde Mann hatte sie Liebe gelehrt, doch auch — die Sünde!

Sünde!

Heinrich hätte sie die Sünde gelehrt? Nein, nein — nicht er! Der andre, der vor Gottes heiligem Antlitz sie unter sich getreten, sie seiner Lust gebeugt, obwohl er wußte, daß ihre Seele ihn haßte, ihn verabscheute, ihm fluchte!

Damals — damals war sie sündig geworden, als im Gotteshaus der Diakonus Aelurius ihre Hand in die Christoph Deckerts gelegt — sündig mit ihrer unsterblichen Seele; was der sterbliche Leib dann in selig-unseliger Julinacht, als am Schloßweg die Nachtigall geschlagen, gefehlt — Gott mochte richten, wessen die größere Sünde!

Wie so das junge Weib in Qual und Leid eines verwirrten Herzens kämpfte, drang Kinderweinen aus einem Hinterzimmer an ihr Ohr. Mit einem Schlage wandelte sich ihre Bitterkeit in sanfte Weichheit. Auf den Zehen schlich sie zur Thür, daß sie den Schlummernden nicht weckte, und eilte, der Schwiegermutter die Wartung des Kindleins abzunehmen, das vaterlos, vielleicht auch der Mutter bald verwaist, an ihrem Herzen eine treue Statt finden sollte.

IV.

Zärtlich wiegend trug Ursula das klagende Kind in der Wohnstube auf und nieder. Der Schwiegermutter hatte sie geheißen, sich in der Küche zu verweilen, damit nicht der Rittmeister im Wohnzimmer gestört werde.

Die Alte humpelte davon und ließ die Thür zur Küche angelehnt, um etwa Ursulas Ruf zu hören, wenn diese ihrer Hilfe bei dem Säugling benötigte.

In der Küche war ein lebhaftes Gespräch im Gange. Hier saßen die alten Eysers, die beim Anmarsch des Feindes mit vielen anderen Landleuten in die Stadt geflüchtet waren und beim Schwiegersohne Aufnahme gefunden, wenn just auch keine freudige, denn täglich wurde Essen und Trinken knapper und die Preise für die Lebens-

mittel stiegen rapid in die Höhe. Hatte man schon zuvor für den Scheffel Roggen oder Erbsen vierzig, für den Scheffel Hafer dreizehn Reichsthaler geben müssen, so ward die Nahrungsnot jetzt, nachdem auch die letzten Zufuhrstraßen geschlossen worden waren, natürlich noch schlimmer.

Zu Hunderten waren schon die alten Erb- und Schmuckstücke der Glatzer Bürgerfamilien hinausgewandert und zu Geld gemacht worden. Denn ob auch die Häuser der Stadt von außen „nicht allzu zierlich und prächtig" waren, sondern „meist auf alte Manier schlecht und unansehnlich mit Giebeln und Wänden aufgeführt, größtenteils aus Holz und Lehmwänden", so hatte für die innere Ausstattung der Glatzer Bürger um so mehr Sinn und Geschmack bewiesen, „alle Sachen zierlich und ansehnlich bestellt" und hier die Wohlhabenheit bekundet, derentwegen die Bürgerschaft „vor dem Kriege wohl beschrien gewesen. Schöne Zimmer, Gewölbe und Stuben, die mit Zinn und Teppichen überflüssig und zum schönsten geschmückt waren", brachten der Stadt selbst aus vornehmem Munde viel Lob ein.

Jetzt aber ging ein kostbares Gerät nach dem andern, ja Kleider und Betten sogar gingen zum Trödler für ein Spottgeld und am ehesten noch fand Zinngerät einen angemessenen Preis, das zu mehreren Tausend von Zentnern in diesen Kriegsjahren Glatz verließ oder in der Stadt selbst eingeschmolzen wurde, Kugeln daraus zu gießen.

Unwohnlich und kahl war's auch im Deckertschen Hause geworden. Zwei Tischgenossen mehr waren da eine schwere Last, zumal wo Eysers nur das nackte Leben in Sicherheit gebracht. Dazu lag dem Meister seit Monaten nun schon dies Frauenzimmer, die Grantzin, auf der Tasche und hatte, um die Dreistigkeit auf die Spitze zu treiben, gar noch so einen Schreihals, so ein Kuckucksei ihm ins Nest gesetzt.

Aber — Ursula führte noch die Herrschaft im Hause und gegen sie wagte Christophs böses Gewissen keine

Widerrede. Tagsüber trieb er sich wieder viel draußen herum mit dem Soldatenvolk, vertrank seinen Aerger und kam oft betrunken heim. Der alten Deckertin Freude über Stoffels Wandlung war nur von kurzer Dauer gewesen; heimlich drohte er ihr oft: „Ich nehme doch noch die Muskete und ziehe in die Fremde."

Auch er hatte, wie jeder wehrfähige Bürger, die vergangene Nacht unter Waffen verbringen müssen und erzählte jetzt dem Schwiegervater, der ihm ein williger Hörer war, von den schrecklichen Gefahren, welche die Stadt und ihre Besatzung und so auch ihn, Christoph Deckert, bedroht hatten.

Die Hände schlugen die beiden Alten in Jammer und Entsetzen über dem Kopfe zusammen, als sie die Zahl der niedergebrannten Häuser, Gehöfte, Vorwerke vernahmen. Ach! auch ihre Heimstätte, an der ihre alten Herzen so gehangen, war in diese schreckliche Zahl einbegriffen.

„Drei Höfe nur noch," berichtete der Meister, „stehen auf Königshain zu und der eine gehört — na, rate, Vater! — dem Scharfrichter Caspar, der ja um ein Haar in Deine Verwandtschaft geraten wäre."

„Red' so was nicht, Christoph!" grollte der alte Bauer. Er war recht hinfällig geworden in diesem letzten halben Jahr. Die sehnige Gestalt krümmte sich mählich; selbst das Aufbrausen wollte nicht mehr gelingen und er sank schnell auf seinem Schemel wieder in sich zusammen.

„Graf Schlick," fuhr Christoph höhnisch fort, „Graf Schlick, der mährische Befehlshaber, so erzählen die Hereingeflüchteten, habe selbst seine Leute geheißen, Meister Caspars Eigentum zu schonen. Den Mann werden wir noch nötig haben, soll er gelacht haben, wenn wir erst dies trotzige Nest — damit meinte er Glatz — in der Gewalt haben werden. Hört, hört, das wird uns schlimm ergehen. Ein kluger Mann, der sich bei Zeiten den Rücken gedeckt hat!"

Die letzte von einem verschmitzten Grinsen begleitete Anspielung konnten die alten Leute natürlich nicht verstehen.

„Du mein lieber Gott," wehklagte Mutter Eyser, „sollen wir denn auch hier nicht in Sicherheit sein? Was sind wir da nicht gleich draußen geblieben und haben uns dort totschlagen lassen?"

„Zwölfhundert Kriegsknechte," warf auch der Alte zweifelnd ein, „sollen doch in Glatz stehen? Zähl' dazu die waffenfähige Bürgerschaft! Das giebt doch eine erkleckliche Kriegsmacht. Und dann diese starken Mauern, die tiefen Gräben, die Türme und Thore, das viele Geschütz!"

„Wißt Ihr aber auch," erwiderte Christoph, „wieviel Mann jetzt die Belagerer zählen? Ihrer Zwanzigtausend liegen vor Glatz und der Graf Lichtenstein selber, des Kaisers General und Statthalter von Böhmen, der auch mit des Jägerndorfers Besitztümern belohnt worden ist, führt den Oberbefehl. Das ist Beweises genug, wie ernst der Kaiser jetzt die glätzische Sache betreibt. Jedoch, wenn der Bursche da drüben, das Henkerssöhnlein, schon vermeint, er sei kaiserlicher Rache glimpflich entwischt — ja, wenn seiner Sippe sogar das in unehrlichem Handwerk erworbene elendige Besitztum geschont und säuberlich erhalten wird, indes ein ehrlicher Handwerksmeister hierinnen gedrückt und ausgesogen wird und schließlich noch um Kopf und Kragen zittern muß — ha, Höll' und Teufel! es soll den Kaiserlichen nicht verborgen bleiben, wer die Thurnschen so plötzlich vor die Stadt und einen ehrlichen Mann beinahe an den Galgen gebracht hat!"

Stumm und starr saßen die beiden Alten. Die letzten Sätze waren kaum an ihr Ohr gedrungen; ihnen ging nur das Wort Zwanzigtausend wirbelnd im Gehirn herum; die Größe dieser Zahl war ihnen unfaßbar; soviel Menschen, meinten sie, fasse ganz Deutschland kaum und nun war diese schreckliche Menge auf einen Fleck zusammengedrängt. Welch furchtbare Macht war doch diesem zürnenden Kaiser!

Doch was an ihrem Ohre vorbeigeklungen: der haßerfüllte Racheschwur — er war durch den schmalen Spalt der angelehnten Thür in das Nebengemach gedrungen und hatte auch dort ein Menschenherz erstarren machen in unsäglicher Angst um ein einstgeliebtes Leben.

Hans Caspar war in Gefahr!

Hans Caspar!

Der Bube aber da drinnen — o, welch ein Teufel steckte doch in diesem eklen Menschen, dessen Name sie schändete! Ihre Finger krampften sich zusammen; sie hätte ihn erwürgen können mit eigener Hand — ohne Mitleid — in wilder Freude.

Vom Schloßberg her tönte ab und an dumpfer Kanonendonner. Doch ging der Schall gegen die Warthaer Berge hin und die bang lauschende Einwohnerschaft erkannte daraus, daß diesmal nicht die Dohnaschen, sondern die eigenen Leute es waren, welche die Feindseligkeiten unterhielten.

Den ganzen Tag setzte sich das Gedröhn fort. Den Schlesiern ward keine Ruhe bei ihren Versuchen, sich auf dem Eichberge zu verschanzen; immer wieder blitzte es von der Wenzelschanze auf und die wohlgezielten Geschosse schlugen verheerend zwischen den arbeitenden Soldaten ein. Es war ein ständiges Flüchten und Wiedervorrücken in dem schlesischen Lager und es gab ein großes Gespött unter den Glatzern, als man erfuhr, daß die schlesischen Stände, um ihr Kriegsvolk zu schonen, sich entschlossen hätten, aus den Bürgerzechen und dem Landvolk des Frankensteiner Kreises die nötigen Schanzarbeiter zusammenzutreiben, indes den Soldaten einzig und allein der Schutz der Arbeitenden gegen etwaige Ausfälle der Thurnschen bleiben sollte.

Denn wessen man sich von diesen zu versehen hatte, das zeigte ihnen bald die Nacht des 17. September. Da

war plötzlich zur Geisterstunde ein großer Aufruhr und Spuk im Schlesierlager losgebrochen. Gespensterhafte Gestalten, in weiße Linnen gehüllt, tauchten schreckhaft zwischen den Schläfern auf, jagten zu Pferd und zu Fuß mit Zetermordio und dumpfem Gebrüll gegen die entsetzten Wachen heran, hieben nieder, was in ihren Bereich kam, und waren so schnell wieder verschwunden, wie sie gekommen. Keine Viertelstunde hatte der tolle Spuk gedauert, aber als die Schlesier endlich Schlaf und Gespensterfurcht überwunden und mit Scham erkannten, daß sie es mit Feinden von Fleisch und Blut zu thun gehabt, die im Uebermut die Hemden über ihre Waffenrüstung gezogen, da blieb ihnen nur noch übrig, über sechzig der Ihrigen als Leichen aufzulesen und zu begraben.

Diese Narrung der Schlesier erregte viel Gelächter und Gespött, nicht nur intra, sondern auch extra muros in den Lagern der Böhmen und Mähren, die als des Kaisers Soldaten sich mehr zu sein dünkten als die Söldner der schlesischen Stände, die noch auf dem Prager Schlachtfeld ihnen feindlich gegenübergestanden.

Auf die abtrünnigen schlesischen Landsleute schienen es überhaupt die Glatzer mit ihren Possen mit Vorliebe abgesehen zu haben. An einem hellichten Tage war es, daß aus den glätzischen Schanzen ein einzelner tollkühner Reiter herausbrach und die Richtung geradeaus auf das schlesische Lager nahm. Die Schlesier, im Glauben, es stehe abermals ein Ausfall der Thurnschen hervor, bliesen Alarm und feuerten wild auf den verwegenen Reitersmann los, brachten auch glücklich den unseligen Gaul zur Strecke und erkannten, als sie sich vorsichtig dem regungslos neben dem toten Klepper liegen gebliebenen Reiter näherten, daß sie aufs neue das Opfer einer Fopperei geworden. Denn der zahllos durchlöcherte Feind, der das ganze Dohnasche Regiment auf die Beine gebracht hatte, war nichts anderes als eine Strohpuppe, von Baudiß' Dragonern in eine alte Uniform gesteckt, auf eine ausgemusterte Stute geschnallt und dann auf den Feind losgehetzt.

Unbändiges Gelächter von der Wenzelschanze her begleitete die wutschäumend Davonschleichenden in ihr Lager zurück.

Auch die kaiserlichen Generale wollten sich schütteln vor Vergnügen, als sie von diesem neuesten Streiche des „Schwarzen Rittmeisters" und seiner lustigen Dragoner erfuhren. Denn dem Dohna, der so ein Halbding zwischen Soldat und Gelehrter war und durch seine Kenntnisse im Finanzfache auch das wichtige Amt eines schlesischen Kammerpräsidenten erstiegen hatte, waren die Berufssoldaten nicht eben gewogen; die Schadenfreude erzählte sich gern, wie der tapfere Herr dereinst, um dem Markgrafen Johann Georg zu entrinnen, sich in einem Heuschober vor Jägerndorf ängstlich verkrochen. Auch daß er, der frühere Protestant, nun einen besonderen Eifer und Haß gegen die einstigen Glaubensgenossen bethätigte, mißfiel einem ehrlichen Soldatenherzen und dem brennenden Ehrgeiz dieses Mannes trauten seine Mitgenerale wohl zu, daß all dies nur um kaiserliche Gunst geschehe, die ihm, wie man heimlich flüsterte, nichts geringeres als das Fürstentum Breslau einbringen sollte. Darum wohl auch der ungestüme Versuch, sich Glatzens zu bemächtigen, ehe die kaiserlichen Generale noch recht vor der Stadt Fuß gefaßt; daher wohl auch der letzteren Lauheit, den Sturm der Schlesier ihrerseits zu unterstützen und dem Mißliebigen den Ruhm zu erleichtern, als Eroberer von Glatz in kaiserlicher Gunst zu glänzen. Und so gönnte man ihm vollauf auch diese kleinen Blamagen, die sich der Burggraf von den Glatzern einstecken mußte, und böse klangen Herrn Karl Hannibal die Ohren, als bei der nächsten Zusammenkunft mit Graf Thurn und seinen Hauptleuten im kaiserlichen Hauptquartier gar mancher Becher auf das Reiterstücklein des Baudiß geleert wurde.

Im Laufe der langwierigen Belagerung nämlich ent-

spann sich langsam zwischen den feindlichen Heerführern ein fast freundschaftlicher Verkehr. Die Belagerer hatten ja noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben, durch gütlichen Vergleich die schwer nehmbare Festung in die Hand zu bekommen; offener Sturmangriff mußte Hunderten das Leben kosten und noch bot keine Bresche trotz heftiger Beschießung einen Punkt, wo ein Eindringen möglich gewesen. Diese Verhandlungen und sonstige Geschäfte gaben Anlaß zu wiederholter Waffenruhe; der Tag und Nacht nicht abbrechende Kanonendonner wich dann wohlthätiger Stille; die Belagerten durften auf Stunden wieder sich ohne Furcht auf die Straße wagen und in milder Herbstsonne sich ergehen; aber auch die Belagerer freuten sich des Waffenstillstandes, der dem angestrengten Schanzendienst eine willkommene Pause setzte.

Dann ritt der junge lebenslustige Graf Thurn gern hinüber zum Besuch der gräflichen Standesgenossen, des Oberstkommandierenden Lichtenstein und seiner Generale Torquato, Schlick und Drohna; da haben sie denn, sagt ein Chronist in der grobkernigen Weise seiner Zeit, „miteinander gefressen und gesoffen; dieweil sie beysammen gewesen, da ist auf beiden Seiten ein Stillstand geboten worden und sie haben miteinander reden dürfen. Sobald sie aber," fährt unser Gewährsmann fort und führt uns damit aus diesen freundlichen und heitren Episoden zurück in den schweren Ernst einer trüben schreckensreichen Zeit, „sobald sie den Rücken wieder kehrten, ist es aufs neue an ein Schießen gegangen."

V.

Seit dem 18. September dröhnte fast ununterbrochen die Kanonade um Glatz. All die kühnen und meist glücklichen Ausfälle, in welchen die Thurnschen täglich und häufig auch nachts mit dem Feinde scharmützierten, hatten die Schließung des eisernen Belagerungsgürtels nicht verhindern können. Immer neue Scharen rückten über

Habelschwerdt in die Stellungen vor Glatz ein, immer neues Geschütz ward über die Gebirge hereingebracht und in den Batterien auf dem Eichberge, dem Schäferberge, auf den Hannsdorfer Anhöhen, den Hügeln an der Quergasse und den Feldern vor dem Böhmischen Thore verschanzt. Die letzte sechste Batterie wurde auf dem Kreuzberge südöstlich der Stadt angelegt; hier kam es noch einmal zu einem scharfen und hitzigen Gefecht; das mährische Regiment des Grafen Schlick wurde aus den in Angriff genommenen Schanzen hinausgeworfen und in die Flucht getrieben, eine Anzahl Schanzarbeiter gefangen nach Glatz gebracht; dann jedoch füllte sich auch diese letzte Lücke in der Umkreisung der Stadt und vier kaiserliche, ebensoviel böhmische Regimenter, das mährische und das schlesische Kriegsvolk hielten die Festung in engem Ringe umklammert.

Feuerkugeln und Granaten begannen ihre feurigen Linien am Himmel zu ziehen. Gleich der erste Schuß, der vom Kreuzberge in die Stadt niedersauste, kostete einer armen Magd in der Nähe der Baderpforte das Leben; am verderblichsten aber wütete die auf dem Schäferberge errichtete Batterie; bei der „Taberne" zerriß eine einzige Feuerkugel fünf Menschen auf einmal den Leib und zerspritzte ihr Gehirn über die Straße und am nächsten Tage wurden beim Wasserholen drei Mägde erschossen und sechs andere verwundet.

Vor allem zur Nachtzeit betrieb der Feind die Beschießung. Wenn die grelle Lohe feurig aus dem in dunkler Höhe verborgenen Donnerrohre hervorschoß, flammend zum Nachtgewölbe hinaufstieg und dann zischend und krachend niedersauste, sich hineingrabend in das zerwühlte Erdreich oder ein erbebendes Haus vom Dach bis zum Keller durchschlagend, dann mochte dem Beschauer in der Ferne — weit vom Schuß! — solch die Dunkelheit durchfurchendes Kreuzfeuer, bald hier, bald dort im Kreise aufblitzend, hoch über der Stadt sich vereinigend und im rasenden Fall sekundenkurz das Schloß, die

Wälle, die Häuser in blendende Helle tauchend, ein eigen schönes Schauspiel bieten. Doch wenn er dessen gedachte, daß jede einzige aufsprühende Feuerkugel tausend Herzen stocken machte in Todesfurcht, tausend Augen emporgerichtet waren dem verderbensäenden Geschoß entgegen, tausend Hände bitterlich rangen und flehten zum Allerbarmer, daß er den niederzuckenden Strahl vom Haupte lieber Menschen, von teurer Heimstätte ablenke, dann mußte Jammer und Trauer jeden ergreifen, der in wilder herzverhärteter Zeit sich noch ein menschliches Fühlen bewahrt. Aber aufs tiefste mußte ihn bewegen, wenn er in solcher Schreckensnacht durch Donnergebrüll und Granatengekrach fromme Gesänge über der Stadt leise verwehen hörte. Männerstimmen, sanfter Frauengesang, zarte Kinderstimmchen vereinten, verwebten sich zur Anrufung Gottes in bitterer Not und das fromme himmelgläubige Herz, das immer in der Brust des Grafschafter Volkes geschlagen, ob's nun zu seinem Erlöser gebetet hat in altem oder neuem Bekenntnis seines Glaubens, gab auch in jenen Tagen den Bedrängten die Trostlieder und Bußgesänge der christlichen Kirche auf die bleichen Lippen.

Auf den Dächern und Böden der Häuser versammelt — Männer und Greise, Frauen und Mädchen, indes die männliche Jugend auf den Mauern, an den Thoren in Waffenwacht stand — durchwachte das Bürgervolk diese Schreckensnächte — Wassereimer, nasse Erde, Asche zur Hand, feuchte Säcke oder Tierhäute in Bereitschaft, um die niederfallenden Feuerkugeln zu ersticken, die Granaten zu löschen oder, sobald sie zersprungen, entstehenden Brand zu dämpfen.

„Sehet auf! Sehet auf!" Dies war der Alarmruf, der über die dunklen Gassen gellte, sobald die aufzuckende Helle die nahende Gefahr verriet. Dann eilte, wer von den Nachbarn etwa ins Haus hinuntergestiegen, stürmenden Laufs wieder zum Dache empor, etwaiger Gefahr für das eigene Haus vorzubeugen oder dem gefährdeten Nachbar Wasser und Hilfe zuzubringen.

Solch ständige Wachsamkeit, solch hilfsbereite Freundschaft, die in der Not nun alle einstigen Zerwürfnisse, kleinliche Privatfehden vergessen und vergeben machte, die ganz Glatz mit einem schönen herzlichen Bande der Nächstenliebe und der Brudertreue umzog, alle für einen und einen für alle wahrhaft einstehen ließ mit Einsatz eignen Blutes und Gutes — diese Opferwilligkeit hat Glatz in der That beschirmt und behütet vor Verderben und Untergang. Denn wenn wir hören, daß diese unglückliche Stadt fünf ewiglange Wochen unter dem Hagel tausender von schwersten Geschossen gebebt, dann mögen die Nachkommen dieser leidgeprüften Menschen wohl staunen, daß ihre Vorfahren nicht unter Trümmern und Brandhaufen ihr Leben samt und sonders geendet.

So aber blieb doch wenigstens die umwallte Stadt vor neuer Feuersbrunst behütet, wenn auch keine Straße, keine Gasse zuletzt war, in welche die vierzigpfündigen Kartaunenkugeln nicht die Zerstörung getragen. Von ihrer furchtbaren Durchschlagskraft zerrissen, zerschmettert, zerborsten, lag manches Haus in Schutt; klaffende Risse durchzogen auch festeres Mauerwerk; durch zertrümmerte Fenster, niedergebrochene Dächer brausten die Herbststürme, sausten die Regengüsse, zerweichten und zermürbten vollends, was noch stehen geblieben. Die obdachlos gewordenen Familien aber mußten bei gutherzigen Freunden, opferwilligen Nachbarn Unterkunft suchen; in Ställen, Holzverschlägen, Kellergewölben drängten sich Eltern und Kinder, Gesinde und Vieh auf engem Raum zusammen zwischen gerettetem Hausrat, Gerümpel, Geröll, von Dunkelheit, Moderluft, feuchten Wänden umgeben, in den Unbilden des Herbstes zitternd und frierend, geschreckt von nahe einschlagenden Feuerkugeln, krachenden Granaten, Schmerzgeschrei der Verwundeten, Gewimmer der Sterbenden, entsetzt beim Anblick blutig zerrissener Leiber, zersprengter Gehirne, blutiger Gliedmaßen.

Glänzend kam in diesen Wochen die Baukunst jenes

Lorenz Kriesche zu Ehren, der vor nunmehr fünfundsechzig Jahren auf Geheiß des damaligen Pfandinhabers der Grafschaft, des Herzogs Ernst von Bayern, resignierten Erzbischofs von Salzburg, das Niederschloß aufgeführt hatte. An seinem gewaltigen Mauerwerk, dem schon die Feuersbrunst des verflossenen Monats nichts anzuhaben vermocht, prallte auch die schwerste Geschützkugel der Belagerer wirkungslos ab und dies Ergebnis, sowie die vortreffliche Anlage der dort von Thurn aufgeworfenen Schanzen, an denen der Mut der Schlesier zunichte geworden, führten den Kriegsrat der kaiserlichen Generale zu dem Beschluß, den Hauptsturm durch eine heftige Beschießung der Ost- und Südseite der Stadt vorzubereiten. Denn auf eine Bestürmung glaubte Graf Lichtenstein sich endlich doch einrichten zu müssen, nachdem die Belagerung in vier Wochen nur so spärliche Erfolge gezeitigt und der Gegner trotz aller Hiobsbotschaften von den übrigen Kriegsschauplätzen in seinem kecken Widerstande beharrte.

Denn die Sache des „Winterkönigs", zu dem Glatz noch immer in Treue gehalten, war endgültig verloren und von dem fürstlichen Schwächling selbst preisgegeben worden.

Als Böhmen und Schlesien sich ihrem kaiserlichen Herrn aufs neue unterworfen und im Osten des deutschen Reiches nur Glatz noch dem flüchtig nach Holland gegangenen König Friedrich den einmal zugeschworenen Eid bewahrte, hatte im Westen Deutschlands ein dem Grafen Thurn an Thatenlust und Kühnheit gleicher Mann, der abenteuerliche Graf Ernst von Mansfeld, Friedrichs Fahnen durch die Pfalz, durch Franken und die rheinischen Bistümer getragen unter großem Zulauf beutelustiger Scharen. Der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, der es ihm nachthun wollte, ward aber bei Wimpfen von Tilly, dem gefürchteten Feldherrn des katholischen Fürstenbundes, bis zur völligen Vernichtung geschlagen und ein dritter Parteigänger Friedrichs,

Herzog Christian von Braunschweig, bei Höchst in die Flucht getrieben.

Das hatte sich im Mai und Juni dieses Jahres zugetragen. Dennoch gelang es dem Braunschweiger, sich mit seiner Reiterei zu Mansfeld nach der Pfalz durchzuschlagen; beide zogen nun plündernd und raubend ins blühende Elsaß hinein, beunruhigten selbst die französischen Grenzen und traten endlich auf holländisches Gebiet über, nachdem sie das bittere Schicksal erfahren, daß der, für den sie gekämpft und gestritten, sich öffentlich von ihnen lossagte. König Friedrich war's, der am 1. August hiermit allem Anspruch auf die angemaßte Krone Böhmens entsagte und, nur noch von der Sorge getrieben, sich seinen Pfalzgrafenhut aus dem elend zusammengebrochenen Abenteuer zu retten, seine letzten Getreuen der Schmach und der kaiserlichen Rache überließ. Denn dieses war des Kaisers erste Bedingung gewesen, wenn er sich überhaupt auf Unterhandlungen mit den Mächten einlassen sollte, die des Geächteten Sache noch lässig führten.

Graf Mansfeld und Herzog Christian kehrten sich freilich ebensowenig, wie Graf Thurn im fernen Osten, an des Exkönigs schimpfliches Manifest, und als der kaiserliche Feldherr vor Glatz, Graf Lichtenstein, durch einen Trommelschläger dem Grafen Thurn schriftlich all dies wissen ließ, und daß nach der letzten Zeitung auch die pfälzische Residenz Heidelberg von General Tilly erobert worden sei, mit anderen Worten: daß Thurns vorgeblicher König und Kriegsherr nun auch das letzte Stück deutscher Erde verloren, das noch sein eigen gewesen — sein eigen in rechtmäßiger Erbfolge — da nahm sich Graf Bernhard nicht einmal die Mühe, die Aufforderung zur Uebergabe der Festung schriftlich zu beantworten, sondern ließ mündlich die stolzen Worte zurücksagen:

„Was geht mich Heidelberg und die Zeitung an? Ich bin jetzt in Glatz und bleibe hier!"

Auf diese trotzig höhnische Antwort beschloß der

Lichtensteiner, dem jungen Eisenkopf mit aller Macht näher zu rücken.

VI.

Trüber Oktoberhimmel hüllte die Stadt in feuchte Nebel. Die zerrissen heraufjagenden Wolken entluden klatschende Regengüsse auf das zerweichte Erdreich der ungepflasterten Gassen; matschige Schneeschauer setzten den Roßmarkt und das auf der Sandinsel noch stehen gebliebene Häuserviertel in tiefen Morast. In schmutzig grau-gelben Fluten schoß und wirbelte der angeschwollene Fluß unter dem Blockhaus vorüber, das den Uebergang der Neisse und die Auffahrt zum Brückthor mit schwerem Geschütz in Hut hielt. Thurns Scharfblick erwies auch an dieser Stelle das militärische Genie, das seiner feurigen Seele sich paarte; denn diese aus dem Krankenhause der Minoriten erstandene kleine Festung, gegen die vom Feinde besetzten Höhen kühn vorgeschoben, sicherte nicht nur die ganze Ostseite der dahinter gelagerten Stadt vor einer Annäherung der kaiserlichen Batterien, sondern bildete sogar eine stete Bedrohung des feindlichen Lagers, das unter den wohlgezielten Schüssen der Sandbatterie stand und plötzlichen Ausfällen der Thurnschen, blitzschnellen Angriffen ausgesetzt war, während die eigenen Bewegungen immer an diesem kecken Bollwerk ein Hindernis fanden.

Das Hindernis aus dem Wege zu räumen, erhielt Anfang Oktober die mährische Batterie Befehl. Rittmeister Baudiß, der auf dem „Sande" noch immer das Kommando führte, erriet aus der geschäftigen Thätigkeit, die sich plötzlich auf den gegenüberliegenden Anhöhen bemerkbar machte, die Absicht des Gegners und traf sofort die umsichtigsten Vorkehrungen zur Gegenwehr. Dann eilte er, die Gastfreunde auf der Gerbergasse von der nahen Gefahr zu benachrichtigen, die den Bewohnern der Sandvorstadt drohte, und sie nach der inneren Stadt in Sicherheit zu bringen.

Ursula empfing die Botschaft in großer Bestürzung.

„Es ist unmöglich," stammelte sie, „Röschen aus dem Hause zu bringen. Sie ist todesmatt; jede Stunde kann sie der ersehnten Erlösung zuführen, aber sie jetzt aus dem Bette herausreißen, sie diesem Sturm und Regen aussetzen, das hieße sie auf der Stelle töten."

„Was nützt es ihr aber, wenn die erste beste Granate sie mitsamt Euch unter diesem Hause begräbt? Sämtliche Geschütze der mährischen Völker werden in diesem Augenblicke hierher gerichtet. Da! Horch! Der erste Schuß! — Kein Sträuben weiter! Ich schicke zwei handfeste Dragoner; sie mögen die Kranke auf einer Bahre in die Stadt hinauftragen und dort irgendwo für Euch Quartier machen."

Lärm und Rufen erhob sich auf der Gasse. In allen Häusern wurde es lebendig. Die Thüren wurden aufgerissen, durch die Fenster flogen Möbelstücke, Betten, Küchengerät in den Schlamm und Kot des Fahrdammes hinab, wo sie aufgegriffen und auf Karren, Wagen geschleudert, gestopft, zusammengestapelt wurden. Von Baudiß' Leuten getrieben, hasteten die unglücklichen Bewohner dem Brückthore zu; andere stürzten in die Häuser zurück, Vergessenes noch zu holen. Da dröhnte neuer Kanonendonner; prasselnd flogen von einem Dache zersplitterte Balken und Steine in die enge Gasse hinab; jammernd preßte ein alter Mann die Hand an den Kopf, den ein niedergeschleudertes Holzstück gestreift und blutig gerissen. Wer in die Häuser zurückgeeilt, kehrte jetzt auf halbem Wege um, von panischem Schrecken gehetzt, und jagte dem Thore zu. Mochte von den geschleuderten Karren stürzen, was wollte: es blieb liegen, wurde von den Nachkommenden in den Schlamm gestampft, zertreten, zerfahren.

„So geh doch!" flehte Baudiß das starr stehende stumme Weib an. „Wirf der Kranken ein warmes Tuch um und hebe sie aus dem Bett."

Er zog sie an der Hand der Thür zu. Die Angst um die geliebte Frau trieb selbst diesen Mann in lebhafte Unruhe.

„Heda!" rief er den durch den Hausflur stürzenden, mit Hausgerät bepackten Christoph an, „laßt den Plunder liegen und helft Eurer Frau, daß wir die Grantzin und ihr Kind heil zum Hause hinausbringen."

Aber die bleiche Furcht, die alle Ordnung aufgelöst hatte und die Menschen sinnlos machte, entfesselte auch in dieser sklavischen Natur lang verborgene Gedanken und den Haß, den der ohnmächtige Knecht gegen seinen Meister und Bändiger trägt bis zur Stunde, wo er auch diesen schwach und machtlos sieht gleich sich selber gegen eine dritte übermächtige Gewalt.

„Was — Plunder?" knirschte er. „Freilich Plunder — armseliger Plunder gegen das, was ich einst besessen und was Ihr mir geraubt — Ihr, des Jägerndorfers und des Thurns geworbenes Bettelvolk! Nun nehmt Ihr mir noch das letzte: mein Haus! Ein Bettler bin ich durch Euch geworden und das bißchen Plunder soll ich auch noch wegwerfen, damit ich ein wildfremdes Weibsbild und ihren Bastard mir zur neuen Last aufhalse? 's ist ja Eures Kameraden Kind; so rettet's doch selbst, feiner Herr! Ich will froh sein, wenn über kurz oder lang mir nicht mein eignes Weib solch einen — Bastard zum Angebinde macht."

Wilde Tücke sprühte aus seinen Augen auf das noch Hand in Hand gefaßte Paar, aber die Feigheit trieb ihn bei jedem Satze der hervorgesprudelten Worte einen Schritt weiter der Hausthür zu. Doch ehe er sie erreichte, hatte ihn auch schon Heinrich Baudiß gepackt.

„Bube!" brüllte er und hob den Zusammenknickenden hoch in die Luft, stieß ihn mit dem Kopfe gegen die Wand und schleuderte ihn weit auf die Gasse hinaus, wo der Blutende sich im Schlamm überschlug und um ein Haar unter einen von Flüchtigen gerollten Karren geraten wäre.

Wie er sich wutschreiend noch aus dem Schmutze emporkrabbelte und das herabrieselnde Blut sowie den aufgespritzten Dreck aus den Augen wischte, geschah ein furchtbarer Schlag. Ein Zischen und Bersten ging durch die Luft; er meinte die Mauern seines Hauses wanken zu sehen; krachend brach drinnen Gebälk und Lehmwerk in die Tiefe und gelbe Staubwolken wirbelten zu den Fenstern in die Gasse hinaus. Schreiend stob alles vom Fahrdamm hinunter, barg sich in den umliegenden Häusern oder floh entsetzt mit Riesensprüngen dem Ausgang der Straße zu.

„Eine Granate!"

Des Schreckensrufes konnte sich auch Baudiß nicht enthalten. Aus der offnen Wohnstubenthür wälzten sich schwarze Staubmassen. Kein Zweifel! Das furchtbare Gewicht des Geschosses hatte die sämtlichen Böden des hochgiebligen Hauses durchschlagen und war im Wohnzimmer zur Erde gesaust.

Und dort war Ursula zurückgeblieben!

Ursula!

Keinen Augenblick bedachte sich Heinrich. Die Augen zugedrückt, kämpfte er sich durch die dichten Staubmassen den Weg zurück.

„Ursula!" rief er in das Zimmer hinein.

„Hier!" klang es zurück. Er öffnete die Augen. In der Mitte des Raumes sah er etwas Dunkles auf dem Erdboden liegen.

Mit einem Sprunge war er bei der Geliebten. Er glaubte, sie sei verletzt, und wollte sie emporreißen.

„Laß mich doch!" wehrte sie.

Da sah er, wie sie Asche, aus dem Ofen herausgerissen, über der Granatenkugel häufte, die sich in die Dielung eingebohrt hatte.

Der Herzschlag setzte dem Manne aus, als er das schöne liebe Antlitz so dicht über das furchtbare Mordwerkzeug gebeugt sah. Unbekannt mit dem Unterschied der Geschoßarten meinte das tapfere Weib, die Granate

unschädlich machen zu können, so wie sie Feuerkugeln hatte ersticken sehen.

Nun warf sie sich gar, da der Aschenvorrat nicht langte, mit dem eignen blühenden Leib über das tückische Ding, um es vollends zu ersticken.

„Ursula!“ schrie Heinrich entsetzt und riß sie mit aller Kraft empor, hob sie in seinen Armen auf und stürmte, ihren sträubenden Leib mit eisernem Druck zusammenpressend, ins Freie hinaus.

„Die alten Leute! Röschen! Das Kind!“ rief verzweiflungsvoll das sich wehrende Weib. Doch Heinrich ließ es nicht aus seinen Armen. Ueber die Straße trug er Ursula.

„Rückkehr wäre Wahnsinn! Gott schütze sie! Du doch bist mir gerettet — Du, Ursula — Ursula — Geliebte!“

Und er beugte sich im Laufen nieder, küßte ihr Haar, küßte sie — küßte sie — mußte sie küssen und wenn die ganze Welt ihm zugeschaut hätte.

Auch der in das Grantzsche Nachbarhaus geflohene Meister Deckert sah es.

„Nun ist's offenbar,“ knirschten seine verzerrten Lippen und der alte Grantz, der neben ihm stand, klopfte ihm mit teuflischem Hohne auf die Schulter:

„Ein Satansweib, Eure Ursula! Verkuppelt mir erst mein Kind und setzt Euch nun selber die Hörner an den dummen Schädel.“

„Der Teufel hole sie und ihren Galan!“

„Nun,“ grinste Grantz, „vielleicht sehen meine alten Augen noch die Hexe auf dem Scheiterhaufen.“

Aber das letzte Wort sprach er nicht mehr zu Ende.

Ein Prasseln und Krachen machte die Erde erbeben; die beiden Männer vermeinten, das Dach über den eigenen Köpfen breche herunter. Dachsparren, schwere Balken, zersprengtes Mauerwerk übersäten die Gasse; Rauch und Staub wirbelte in dichten Stößen

daher und verhüllte für die ersten Augenblicke das furchtbare Zerstörungswerk am Deckertschen Hause.

„Da fahren schon die Alten zur Hölle!“ wollte Grantz höhnen, als er den ersten Schrecken überwunden; da sah er Flammen durch den Rauch schlagen und sein rotgedunsenes Gesicht wurde aschfahl, als er das eigene Besitztum in Gefahr sah.

Deckert aber spottete:

„Wenn ich an den Bettelstab kommen soll, ist's schon recht, wenn andere auch auf Stroh zu liegen kommen.“

Und er machte sich davon, um wenigstens das armselige Leben zu retten aus dem Untergange eines alten Glatzer Bürgergeschlechts.

Mit lästerlichem Fluche im Herzen schaute er von der Gasse noch einmal zu dem brennenden, halb eingestürzten Hause zurück. Plötzlich fiel's ihm ein und erst jetzt, daß ja auch seine eigne alte Mutter dort zurückgeblieben war. Sollte er umkehren?

Da sah er unter den Flammen zwei Gestalten in der Hausthür erscheinen: Baudiß und Ursula. Ursula drückte ein kleines weißes Bündel an die Brust; Baudiß stützte die Schwankende und zog sie die Gasse hinauf zum Brückthor.

Die beiden waren erst wenige Schritte entfernt, da stürzte ein lodernder Balken in den Hausflur hinab.

„Wär' er doch ein paar Augenblicke früher gefallen!“ murmelte Christoph; dann beschwichtigte er sein böses Gewissen: „Wäre die Alte zu retten gewesen, so würden ja die beiden sie in Sicherheit gebracht haben.“

Er wandte sich zum Gehen. Meister Grantz packte eben auf einen Handwagen auf, was er von seinen Habseligkeiten erraffen konnte.

„Freut Euch, Nachbar,“ schrie ihm Christoph noch zu, „Euer liebes Enkelchen ist gerettet. Mein Weib hat's selbst aus den Flammen herausgeholt und trägt's dort oben in die Stadt.“

Wütend schleuderte der Verspottete dem Ausreißer ein Gefäß, das er just in der Hand hielt, nach. Wie er aber die zum Wurf erhobene Hand sinken lassen wollte, kam's blitzend und sausend durch die Luft geflogen und in blutiger Masse stürzte der zerrissene Fleischklumpen auf die Gasse.

Unaufhörlich krachte und donnerte es jetzt von den Hannsdorfer Höhen herüber. Der Feind hatte die Wirkung jener Granate, die das Deckertsche Haus getroffen, wohl bemerkt und sorgte nun, daß die aufgehende Feuersbrunst keine Löschhilfe erhielt. Von einem Haus zum andern sprangen die Flammen an der menschenentleerten Gerbergasse; dazwischen schlug Kugel um Kugel in das Feuermeer hinein.

So brach auch der letzte Häuserrest vor den Mauern der Stadt in Asche und Schutt nieder und nur das befestigte Siechenhaus hob sich noch einsam auf dem „Sand" und widerstand dem furchtbaren Geschützfeuer, das Tag und Nacht ununterbrochen im Widerhall der Berge zu hundertfachem Gebrüll anwuchs.

VII.

Als jene verhängnisvolle Granate ihre fünfzigpfündige grauenvolle Ladung auseinandergesprengt, Decken und Wände zerrissen, Fenster und Thüren zerschmettert und das Holzwerk in Brand gesetzt hatte, war Ursula nicht länger zu halten gewesen. Mit gewaltsamem Ruck riß sie sich aus Heinrichs Armen los, und ob auch dieser bat: „Laß mich allein gehen; laß mich die Rettung versuchen!" stürzte sie, seiner nicht mehr achtend, schon über den Fahrdamm dem entflammenden Hause zu und nichts blieb Heinrich übrig, als ihr zu folgen in den schnell sich verdichtenden Feuerqualm.

Fast wäre Ursula im Hausflur über einen Gegenstand zu Fall gekommen, der vor der zerschmetterten Wohnstubenthür quer über den Boden hingestreckt lag.

Jäh auf schrie das Weib. Ein blutiger Rumpf zuckte zu ihren Füßen — kopflos, die linke Seite aufgerissen; nur an dem zerfetzten Bauerkittel erkannte sie, daß der Vater hier, beim Versuche zu fliehen, einem grausigen Tode entgegengeeilt war.

Aber zu trauern war keine Zeit, nicht einmal soviel Frist, den Leichnam zur Seite zu schieben. Ueber die Blutlache hinweg drangen die beiden auf das Hofzimmer vor, wo die Kranke ihr Schmerzenslager gehabt. Eine wimmernde Kinderstimme klang aus dem Gemach.

„Das Kind lebt!" jubelte Ursula auf in allem Grausen, das sie durchschütterte, stürzte zu dem Bette, riß das Kind an ihre Brust und — taumelte zurück. Denn sie hatte, als sie den Säugling von der jungen Mutter Seite raffte, in ein paar todesstarre Augen geschaut. Röschen war nicht mehr. Das schwache Lebenslicht war verloschen im niederschmetternden Schrecken des furchtbaren Augenblicks. Und doch — selbst dieses dem Tode unerbittlich geweihte, schwache Wesen mußte das Grausen in die Höhe, zum unwillkürlichen Fluchtversuche aufgetrieben haben; in Todesangst verzerrt war das magere Gesicht, ins Betttuch gekrallt waren die starren Finger, als hätten sie nach einem Halt gegriffen für den kraftlos zurücksinkenden Körper.

Zu ihren Häupten knisterte und krachte es. Die Zimmerdecke schien sich zu neigen.

„Fort!" drängte Baudiß. „Hier ist nichts mehr zu retten!"

Halb bewußtlos, nur das Kind fest ans Herz gepreßt, ließ sich Ursula zur Küche und von da in den Hausflur ziehen.

„Mutter!" schrie sie plötzlich auf.

Von einem niedergebrochenen Balken erschlagen, lagen am Küchenherde die beiden Greisinnen. Der alten Deckert war die Hirnschale zur Hälfte abgeschmettert;

Ursulas Mutter hatte derselbe schwere Balken die Eingeweide zum Leibe hinausgetrieben.

Ursula drohten die Sinne zu schwinden.

Da faßte Baudiß die Wankende und trug sie mehr, als daß er sie führte, auf die Gasse hinaus. Prasselnd schlug hinter ihnen feuriges Gebälk in den Hausflur nieder; wenige Augenblicke länger gezaudert und auch ihnen wäre der Flammentod beschieden gewesen.

Im zusammenkrachenden Brandherd fanden die vier Toten ein Feuergrab.

Bei gutherzigen Leuten auf der Schwedeldorfer Straße fand Ursula Deckert mit ihrem Pflegekind ein Unterkommen. Das Fürwort des Rittmeisters Baudiß trug natürlich nicht wenig dazu bei, daß die Wirtsleute, soweit die eigne Verarmung es zuließ, die unglückliche Frau mit aller Aufmerksamkeit umgaben.

Denn alles hatte Ursula ja in einer kurzen Stunde verloren: die Eltern, die Freundin, des Gatten Mutter, Habe und Haus, und nur ein vater- und mutterloses, unglückliches Kind war ihr geblieben.

Und Christoph, ihr Gatte?

Spurlos blieb er verschwunden. Hatte er gleichfalls elend geendet unter den Trümmern der riesigen Brandstätte, die nun auch den nördlichen Teil der langgestreckten Sandinsel zur Wüste gewandelt, indes die Südspitze mit ihren zertretenen Gärten, zerstampften Wiesen, zerschossenen Baumgruppen schon lange in öder Verlassenheit lag, nur noch von den Wachtposten durchkreuzt, die hier Thurn längs dem Neisseufer aufgestellt, etwaigen Uebergang des Feindes über den Fluß zu hindern.

In der frühen Abenddämmerung dieses Oktobertages vernahm eine der dort aufgestellten Wachen ein Rascheln in dem Laube des Buschwerks, das der Herbstwind schon größtenteils entblättert hatte. Lautlos verhielt sich der Söldner, die Reiterpistole gespannt, und versuchte den Flußnebel mit dem Blick zu durchdringen.

Aber das Brausen des nahen Neissewehres übertönte das lauschende Ohr. Grade in letzter Zeit war es öfter vorgekommen, daß an dieser seichteren Strecke des Flusses Ueberläufer zum Feinde sich durchgeschlichen hatten.

Schon glaubte der Soldat, sich getäuscht zu haben — ein Tier mochte durch das raschelnde Laub geschlüpft sein — da sah er eine dunkle Gestalt aus dem Gehölz hervortauchen und zum Ufer hinabschleichen. Mit mächtigen Sätzen eilte der Dragoner, die Pistole zum Schusse bereit, dem Flusse zu.

„Halt!“ schrie er, „oder ich schieße.“

Da stürzte sich mit einem einzigen Sprunge der Unbekannte in das hochangeschwollene lehmige Wasser. Die Waffe des Dragoners knallte. Allein das Abenddunkel und der hastige Lauf gab der Kugel eine unsichere Richtung.

Triefend stürmte den jenseitigen Flußrand der Entkommene hinauf. Als das in dem Blockhaus stets bereit stehende Dragonerkommando, durch den Schuß alarmiert, heranfauste, war der Flüchtling längst in dem dunklen Gehölz des Puhuberges verschwunden.

Als dem Grafen Bernhard der Kommandierende auf der Sandinsel, Rittmeister Baudiß, den Vorfall berichtete, erließ dieser noch strengere Befehle als zuvor, um dem mehr und mehr sich verbreitenden Ueberläufertum zu wehren.

„Die Ratten verlassen das sinkende Schiff,“ sagte er finster. „Es geht zu Ende, lieber Baudiß.“

„Gräfliche Gnaden, nicht den Mut verloren! Bürgerschaft und Garnison verteidigen eine gemeinschaftliche Sache.“

„Wollt Ihr Euch so unbedingt auf unsre Soldaten verlassen?“ fragte zweifelnd Thurn.

„Auf meine Dragoner ganz gewiß!“ erwiderte Baudiß stolz.

„Eure Dragoner? Mag sein! Es sind tapfre

Kämpen und sie stehen auch jetzt wieder an der gefährlichsten Stelle."

„Sie werden sich dieser Ehre wert erweisen."

„Aber auch sie, so sagte man mir, murren leise, daß man sie in dies Blockhaus zusammengepfercht und sie dort wehrlos dem Granatenfeuer preisgiebt. Man soll sie auf den Feind hinauslassen, so wünschen sie; freies Feld muß der Reitersmann haben, soll er recht wirken. Auch zu kühnem Durchbruch sind sie bereit, und sollte der zweite Mann dabei draufgehen; nur nicht zusammenschießen möchten sie sich lassen, wie ein wehrloses Schlachtvieh, von einem unsichtbaren Feind, der sich hinter seinen Schanzen vergräbt und seinen Kopf nicht riskieren mag."

„Als Reiter teile ich diese Wünsche, aber ich schließe sie in mich ein. Ihr, Graf Bernhard, habt zu befehlen und wir zu gehorchen. Und wehe demjenigen meiner Leute, der mir mit solchem Murren kommt. Diese Pistole hier im Gürtel sitzt locker. Aber auch ohne solche Drohung bin ich meiner Leute sicher. Sie haben sich von Ungarn her mit uns durch Gefahr und Tod hindurchgeschlagen und Blut kittet fest."

„Blut! Aber nicht Gold! Ich kann dem Fußvolk nicht länger Sold zahlen; schon vor der Einschließung mußten die Beutezüge in die Umgegend ihnen die Löhnung ersetzen. Nun ist's damit lange vorbei. Für was aber geben diese Leute uns ihre Dienste? Was gilt ihnen die Stadt Glatz? Was mein Ruhm und meine Ehre? Ich bin ihnen so gleichgiltig, wie es ihnen der Jägerndörfer gewesen. Doch waren wir bisher noch immer eines Königs Heerführer. Nun hat dieser König selbst uns unsres Eides enthoben und seine Anhänger in des Kaisers Gnade gegeben. So steht auch Glatzens Bürgerschaft ratlos, in Verwirrung, und Herr Mathäs Scholz, der Bürgererste der Stadt und Friedrichs treuester Anhänger, hält auch seinerseits weiteren Widerstand für nutzlos und der Stadt zum größten Verder-

ben. Man will's auf kaiserliche Gnade oder Ungnade ankommen lassen — gleichviel! Nur aus der Kriegsnot sehnt man sich heraus und diese Bitte hat mir heute der Magistrat in feierlicher Gesandtschaft vorgetragen. Was meint Ihr dazu?"

„Das ist Rebellion," sagte kurz und scharf der Rittmeister. „Greift ein paar der Ratmänner heraus und hängt sie an den Galgen! Wir brauchen ein scharfes Exempel für die kommende Zeit. Ihr seht's an dem neuen Ueberläufer, der uns heute entwischte."

„Nun, offene Empörer und Feiglinge sollen Schonung nicht finden. Aber der Glatzer Bürger im ganzen hat sich wohl als ein beherzter und tüchtiger Mann erwiesen, und wo er nun Friedrichs Sache von allen verloren gegeben sieht, da ist's ihm wohl nicht zu verdenken, wenn auch er Frieden mit dem Kaiser zu machen wünscht und uns lieber heute als morgen scheiden sieht. Auch hat der Schloßbrand unsre Kriegsvorräte arg mitgenommen und der Rest wird über den Winter nicht dauern. Ein ehrenvoller Abzug ist uns ja auf jeden Fall sicher, denn er ist uns oft genug von den Herren Kameraden dort drüben aus freien Stücken angeboten worden. Zuvor jedoch, mein lieber Rittmeister, — und darum steht nicht so finster und trübselig da! — wollen wir dem Feinde noch ein paar heiße Wochen bereiten, ihm zeigen, daß uns seine Fünfzigpfünder sonderlichen Respekt nicht abgenötigt haben — wollen unserm Glatzer Kriegsabenteuer einen ruhmvollen Abschluß geben. Brandenburgs roter Adler soll unbesiegt den Scheidenden voranwehen, soll uns führen gen Brandenburgs Grenzen und, so Gott will, zu neuem Ruhm und Wagnis."

„So sei's!" sagte Baudiß bewegt. „Ihr seid mein Kriegsoberst und ich gehorche. Ihr seid auch Staatsmann, ich nur Soldat. Darum, ginge es nach mir, sollte der Feind diese Stadt, die mir fast lieb geworden ist, sodaß ich sie keinem andern gönnen mag, nimmer in seine Gewalt erhalten, es müßte denn zuvor kein Stein

auf dem andern geblieben sein. Ich darf nicht mehr rufen: Vivat Fridericus Rex! — so soll's in Zukunft heißen: Hie gut Brandenburg allewege! Wollte Gott, wir hätten beide Feldrufe verbinden dürfen! Ein Friedrich von Brandenburg, ein Hohenzoller, hätt' nimmer uns hier so schmählich sitzen lassen und Glatz wär' nicht aus seiner Hand gekommen! Ich nehme brandenburgische Dienste und hoff', darin einmal zu sterben."

VIII.

„Seht hin, Rittmeister! Die Feinde ordnen sich zum Sturm!"

Voll Freude rief's Georg Derfflinger. Neben dem Rittmeister stand er auf dem Dache des Blockhauses, das auf der Sandinsel sich dem wütenden Bombardement zum Trotz noch immer hielt. Freilich, jämmerlich war sein Aussehen. Zerschossen und zersprengt war die Brustwehr. In die festen Gewölbe des Erdstockes hatten sich die Verteidiger hinabziehen müssen, da der Oberstock von den Kartaunenkugeln schrecklich verwüstet worden war und mit Einsturz drohte. Mancher brave Reitersmann war umgekommen hinter Mauerversteck, aus sichrer Ferne vom Tode ereilt, nicht Mann gegen Mann in frischem Reiterkampfe auf freiem Felde.

Nun, da die Batterie der Mähren plötzlich gegen Abend das Feuer eingestellt hatte, war Baudiß mit seinem treuen Derfflinger eilends zum Dache hinaufgestiegen, um die Ursache der Stille zu ergründen.

In der That! Der Feind hatte zweifellos einen Handstreich vor. Das scharfe Auge der beiden Männer erkannte in der sinkenden Dunkelheit doch noch die schwarzen Massen, die auf den Anhöhen sich sammelten. In schweren Regengüssen ging der sternenlose Nachthimmel hernieder. Der Sturm brauste durch das zerschossene Dachwerk.

„Hier oben ist's ungemütlich," lachte Baudiß, „laß

uns hinuntersteigen! Zu sehen ist doch nichts weiter und wir wissen genug. Deinen Kameraden wird's freudige Kunde sein, daß es endlich Mann gegen Mann geht."

„Viktoria!" jubelte der junge Bursche und sprang die Treppe hinunter.

Geräuschlos und heimlich wurden die Anstalten getroffen, um das kleine Vorwerk gegen die geplante Ueberrumpelung zu sichern. Wo noch ein Stück der eingeschossenen Brustwehr ragte, da richtete sich ein Dragoner oder Musketier ein Versteck her; in den Fensterluken, hinter den Schießscharten des Blockhauses, ja selbst zwischen dem halbzerstörten Dachgebälk postierten sich die Kriegsleute. Eine starke Abteilung saß zu Pferde auf und harrte im Hofe weiterer Befehle.

Der Regen ließ allmählich nach. Nur der Sturm brauste noch von West. Das war insofern unerwünscht, als er dem unbemerkten Nahen des auf den östlichen Höhen stehenden Feindes Vorschub leisten mußte. Allein ein Kriegsmann gewinnt jedem Dinge einen Vorteil ab und so ließ Baudiß dürres Holz in der Mitte des offenen Daches hoch aufschichten, einem Wärter heimliche Anweisung erteilend.

Athemlos saß man da und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Aber soviel Augen auch in die Finsternis hineinspähten, undurchdringbar blieb die stockdunkle Nacht.

Die elfte Abendstunde war angebrochen.

„Horch!" flüsterte Baudiß dem jungen Derfflinger zu, der neben ihm über einem Rest der Brustwehr lehnte und in die brausende Luft hineinlauschte, „da drüben sind sie! Sie dehnen sich auf der Heerstraße aus, um in breiter Front und auf einmal den Fluß zu durchschreiten. Ruhig Blut, Jörg! Die ersten Reihen müssen mir erst im Wasser sein, dann kriegt auch Dein Schießgewehr zu thun. Aber decke Dich selber gut! — Jetzt! Aufgepaßt!"

Ein schriller Pfiff glitt von seinen Lippen.

Da flammte es oben auf dem Dache in dem Reisighaufen auf, der Sturm blies im Nu das Feuer zur Riesenfackel empor, und während die in dem dunklen Hause postierten Schützen und die in seinem Schatten hinter Gestein verborgenen Leute Thurns dem Feinde unsichtbar blieben, sah sich dieser plötzlich in unbeschreiblicher Bestürzung von einem roten Lichtmeer bestrahlt.

Und nun knallte und knatterte es aus allen Fenstern und Winkeln auf die Unglücklichen nieder, die, das Gewehr über dem Kopf haltend, just in der Mitte des Flusses angelangt waren, bis zur Brust von schmutzigen reißenden Strudeln umgischt. Lautlos verschwand hier ein Kopf in den Wellen; dort stürzte in jähem Aufsprung eine Gestalt rücklings in die Strömung. Ein dritter warf die Muskete von sich und suchte das rückwärtige Ufer zu gewinnen; die meisten stockten und standen in starrer Bestürzung, vom grellen Feuerschein geblendet, und boten den Kugeln ein sicheres Ziel.

Die Hauptleute am Ufer, als sie sich derart vom Gegner überrascht und die Rollen gänzlich vertauscht sahen, ließen jetzt voll Wut die Trompeten zum Sturme schmettern und führten die Kolonnen in dichten Massen in den Fluß hinein. Andere versuchten sich der hölzernen Brücke zu bemächtigen, die, am Blockhaus endigend, die Neisse überspannte. Hier kam es zu einem mörderlichen Handgemenge. Die Baudißschen Dragoner hieben und stachen wütend auf das mährische Fußvolk ein, das mit seinen heimtückischen Kartaunen ihnen so manchen guten Kameraden niedergestreckt hatte. Nun ward grimme Rache geübt.

Vor solcher Mordgier wich der Feind. Auch trieb ihm der Sturm den beißenden Feuerrauch grabenwegs in die Augen. Schon ward der Ruf: „Vivat Ferdinandus!" vom Viktoriageschrei der Thurnschen übertönt.

Da klang plötzlich von der Südseite Trommelwirbel und Waffenlärm. In sicherer Entfernung, die Furt am

Neissewehr von kundigem Führer herübergeleitet, hatte ein starker Kriegshaufe die Sandinsel betreten und rückte jetzt im Sturmschritt auf sicherem Landweg gegen das Siechenhaus heran. Aber der weite Lichtschein des feurigen Signals, das Baudiß zum Kampfe hatte aufstecken lassen, war auch von diesem Haufen nicht in Berechnung gezogen worden. Denn plötzlich donnerten seitwärts vom Stadtwall herunter die Geschütze, knatterten die Gewehre der Stadtbesatzung und nur, um die eigenen Leute nicht zu gefährden, hielt das Feuer ein, als aus dem Gehöft des Blockhauses hervor Baudiß selbst die bereit gehaltene Reiterschar in den verwirrten Haufen hineinführte.

Den Kaiserlichen voraus war in wilder Mordlust ein Mann in bürgerlicher Kleidung geeilt — zweifellos der Führer, der dem feindlichen Haufen diesen Weg gewiesen. Plötzlich abgeschnitten durch die einhersprengenden Dragoner von der zur Flucht gewendeten Schar, warf er sich flußeinwärts und rannte in tollen Sprüngen dem rettenden Ufergestrüpp zu.

Aber ein Reiter hatte sich auf seine Fersen gesetzt. Baudiß selber war's. Im Flammenschein hatte er Christoph Deckert erkannt. Ein Zorn sondergleichen raste durch seine Adern. Ursulas Gatte! Der Feind seines Glückes! Das Unglück der geliebten Frau! Nun auch der Feind seiner Vaterstadt!

„Verräter!" schrie er dem Schurken zu und feuerte die Reiterpistole auf den Fliehenden ab, der keuchend eben das Ufer erreichte. Ein geller Schmerzensschrei durchschrillte das Kampfgetös, dann taumelte der Getroffene in das schwarze gurgelnde Gewässer.

Baudiß aber riß sein Roß herum und jagte zurück dem Blockhause zu. Doch das Auge des Führers war dort nicht mehr nötig. Ueberall flüchtete der Feind in das schützende Dunkel zurück. Viele Tote bedeckten den Kampfplan oder trieben den Fluß hinab. Zwei kaiserliche Hauptleute, Kempe und Rademüller mit Namen, hatten mit dem Leben den Fehlschlag des nächtlichen Un-

ternehmens gebüßt. Am Hochaltar der Habelschwerdter Kirche fand der letztgenannte seine feierliche Ruhestätte.

Unter den aus dem Flusse gelandeten Leichen ward die Christoph Deckerts nicht gefunden. Sie mochte weiter thalab geschwemmt worden sein oder in irgend einem verborgenen Gestrüpp festhängen.

Der so glücklich und geschickt abgeschlagene Angriff zog dem mährischen Befehlshaber Grafen Schlick den schärfsten Tadel des Oberkommandierenden zu. Graf Lichtenstein war alles daran gelegen, dies kleine trotzige Bollwerk in die Hand zu bekommen und hier festen Fuß zu fassen, um endlich Bresche in die Stadtmauer schießen zu können. Das rauhe Herbstwetter machte auch seine Leute unwirsch und schwierig; die Feldlager staken in Schlamm und Morast, mit den leichten Zelten trieb der Wind sein Spiel; in die notdürftig aufgemauerten Feldhütten drang der alles zerweichende unabläßige Regen. Wie sollte das werden, wenn erst der Winter hereinkam? Und was würde kaiserliche Majestät dazu sagen, daß ihr General mit zwanzigtausend Mann und gewaltigem Geschützpark dies Häuflein Rebellen, dies kleine Felsennest nicht unterzukriegen vermochte?

Mit verdoppelter Wut spie der Mund der mährischen Kanonen Tod und Verderben ins Neissethal hinab. Kugel um Kugel prallte schmetternd gegen das Blockhaus; es wäre heller Wahnsinn gewesen, hätte man's noch länger halten wollen und die kleine tapfere Besatzung jämmerlich erschlagen lassen im Zusammensturz der schon erschütterten Mauern.

Also befahl Graf Thurn die Räumung und den Rückzug der Baudißschen Leute. In die verlassene Stellung rückte der Feind alsbald nach. In Not und Eile ward das Haus, soweit es anging, neu befestigt, eine Schanze aufgeworfen und mehrere große Stücke wurden dahinter aufgepflanzt.

Einmal Herr der Sandinsel, errichtete der Feind auch im Süden des Eilandes eine Batterie — dort, wo

das fröhliche Räderwerk der Obermühle schon seit Wochen verstummt war — und nicht weniger als zwölf schwere Geschütze eröffneten aus dieser furchtbaren Nähe ein höllisches Feuer auf die zwischen Baderpforte und Grünem Thor hier herausspringende Eckschanze. Ein Stück der Mauer nach dem andern stürzte berstend zusammen; auch zwischen Brückthor und Baderpforte klaffte schon eine gewaltige Bresche.

Die Tapferkeit der Verteidiger, nachdem sie vergebens bemüht gewesen, die gerissenen Lücken wieder auszufüllen, mußte die zu fernerem Widerstand unbrauchbar gewordenen beiden Plätze endlich aufgeben und sich auf die innere Umwallung der Stadt zurückziehen.

Schon näherten sich in einem Minengang die Belagerer von der Südschanze her der Eckbastei.

Beim Grafen Thurn waren die Hauptleute und Söldnerführer zum Kriegsrat versammelt. Finster und in sich gekehrt, mit verschränkten Armen, lehnte Rittmeister Baudiß am Fenster. Rittmeister Döbitz, der das andre Reiterkornet befehligte, stand am Ofen und nickte eifrig zu den Worten des Hauptmanns Lohe, der als ältester im Kreise der Offiziere und zuvor unter dem Jägerndorfer selbst eine Zeit lang Kommandant von Glatz, zuerst vom Grafen Thurn um seine Meinung befragt worden war und nun die Unhaltbarkeit des Platzes darlegte. Sogar der wackere Bestürmer Habelschwerdts, Hauptmann Senis, mußte den beigebrachten Gründen zustimmen. Ihre Fußknechte wurden den beiden Hauptleuten mehr und mehr aufsessig, sie forderten laut und lauter ihren Sold; der Schießbedarf ging auf die Neige, der Mundvorrat wurde täglich kleiner; ließ man es auf eine Erstürmung ankommen, so drohte der Soldateska ein schlimmes Schicksal von den erbitterten Eroberern und die Greuel einer Plünderung trieben die Angst der erschöpften Bürgerschaft bereits zu offenen Ausbrüchen ihrer Verzweiflung.

Graf Bernhard hörte schweigend, in seinen Sessel

zurückgelehnt, die Redenden an. Alle sprachen sich für die Uebergabe aus. Nur Thurn und Baudiß hatten ihre Ansicht noch nicht geäußert.

Jetzt wandte sich der junge Kriegsoberst an seinen Waffengefährten.

„Euch, Rittmeister Baudiß, brauche ich nicht erst zu fragen. Ich kenne Eure Antwort im voraus. Aber sie könnte an der Abstimmung der Mehrheit meiner Herren Offiziere doch nichts ändern. Auch ich beuge mich dieser Mehrheit und erkenne die Berechtigung der vorgebrachten Gründe an."

Fast ging es wie ein Aufathmen durch den Kriegsrat. Rittmeister Döbitz warf einen feindselig triumphierenden Blick auf den stumm verharrenden Kameraden. Der „Schwarze Heinz!" Ja, der! Dem mocht's wohl leid thun, daß er unrühmlichen Abgang nehmen mußte vom Schauplatz rühmlicher Thaten! Rühmliche Thaten! Ei, ein anderer hätt' sie so gut wie jener vollbracht, wär' er nur hingestellt worden auf den Posten der Gefahr. Aber wenn's ein großes kühnes Unternehmen galt, einen verwegenen Ausfall, einen scharfen Reiterflug ins Land hinein, dann hieß es stets: Die Baudißschen Dragoner vor! Und Döbitz mit seinen Reitern durfte die Stadt hüten! Oder aber, sein Fähnlein wurde unter des anderen Oberkommando gestellt! Ein Günstling des Grafen — nichts weiter! Und um seinen Ruhm zu vergrößern, sollte er — Döbitz — sich unter den Trümmern der Festung mit begraben lassen? Wer würde den Namen Döbitz dereinst kennen? Aber vom „Schwarzen Heinz", dem „tollen Rittmeister", würde die Nachwelt singen und sagen! Singen und sagen von ihm und dem Grafen Thurn!

Graf Thurn! Freilich, zu dem stieg auch eines Döbitz Neid und Ehrsucht nicht hinan. Dieser glänzende ritterliche Heerführer, der Sohn eines großen Feldherrn, der Erbe eines gefeierten oder gefürchteten, geliebten oder gehaßten Namens — für ewige Zeiten verflochten mit

welterschütternden Ereignissen, an den Anfang gesetzt eines ungeheuren Krieges — ein Name, der selbst einen Kaiser in seiner Hofburg hatte zittern machen — dieses Namens Erbe war Graf Bernhard, der Verteidiger von Glatz, der Liebling seiner Soldaten — in sonniger Jugend strahlend — in sonniger Jugend schon erhoben in die Reihe großer Heerführer, deren ergrautes Haar erst den Ruhmeskranz empfangen!

Nein, vor diesem Heldenjüngling, in Rat und That gleich groß, gleich überragend alle die Männer, die da um ihn saßen — in lächelndem Spiele Aufgaben lösend, über die ergraute Kriegserfahrung grübelnd zu Rate saß — vor diesem Manne beugte sich willig ein jeder, und selbst der Bürger, der so Unsägliches um ihn gelitten — ihm, dem Grafen Bernhard, folgte kein Fluch, — Bewunderung nur und Liebe, und unvergeßlich blieb dem Bürgersmann, wenn ihm am rauchenden Schutthaufen seines Häuschens die feine vornehme Hand des jungen Helden die Schulter berührte und ein herzliches Trostwort in seinen Jammer hineinklang — oder wenn der Graf im prunkenden Waffenrock ein weinendes Kindlein von der Straße hob, es freundlich streichelte und ihm ein Brötlein in das hungernde Mäulchen schob.

Ach! alles Elend lindern konnte auch er nicht. Ohnmächtig stand er dem riesenhaft anschwellenden Jammer der Stadt gegenüber. Das war der Krieg! Aber nachdem er nun Waffenpflicht und Kriegsehre gewahrt — nachdem er schier Unglaubliches vollbracht und fast zwanzigfacher Uebermacht widerstanden, auf sich allein gestellt, verlassen von allen und verlassen zuletzt auch von seinem König, umgeben von einem Kriegsvolk, das nur sein Name noch, sein Ruhm, die Gewalt der eignen Persönlichkeit beisammen hielt, da wollte er die letzte Not nicht mutwillig über eine Stadt beschwören, die treu und waffenbrüderlich zu ihm gestanden, bei ihm ausgeharrt in schlimmster Bedrängnis.

Und so sank auf dem Schlosse der Glatzer Löwe.

der Brandenburger Adler langsam hernieder und empor stieg das weiße Fahnentuch der Uebergabe.

Das war am 23. Oktober 1622.

IX.

Drei Tage zogen sich die Friedensunterhandlungen hin.

„Nun geht's ans Abschiednehmen," sprach Baudiß zu Ursula, als er sie am 26. Oktober aufsuchen ging in dem kleinen ärmlichen Kämmerchen, das er ihr auf der Schwebeldorfer Straße hatte räumen lassen. Auf einer Streu in der Ecke, doch liebevoll in Tücher und Windeln gebettet, schlummerte Röschens Kind.

„Soeben," fuhr Baudiß finster fort, „ist Graf Thurn aus dem kaiserlichen Feldlager zurückgekehrt, wo er den Vertrag unterzeichnet hat. Uebermorgen ziehen wir ab — mit fliegenden Fahnen, Ober- und Untergewehr, brennenden Lunten und Gepäck, so heißt die Klausel in dem Schriftstück — also ein ehrenvoller Abzug, wie man so sagt! Und bei Schweidnitz läuft dann der ganze Haufe auseinander, der eine hierhin und der andere dorthin und nur gegen den Kaiser dürfen wir ein halbes Jahr lang nicht Kriegsdienste nehmen. Diese eidliche Versicherung und die Abdankung der Truppen ist die Hauptbedingung. Graf Thurn geht nach Brandenburg, wo auch sein alter Vater schon eine Zuflucht gefunden hat, und ich geh' mit ihm."

Ursula stand das Herz still.

So ging auch er! Auch er wollte sie verlassen und kein liebes Gesicht sollte ihr bleiben in ihrem Elend.

Aber ihr Auge blieb trocken. Der Thränen hatte sie zuviel geweint. In den Winkel, wo das Kindlein lag, schaute sie:

„So bleibst nur Du mir noch!" sagte sie still und in Gottes Schickung ergeben.

Heinrich faßte ihre Rechte und legte ihren Kopf sanft an seine Brust.

„Mein Liebling," tröstete er sie. „Weil Du nun ganz allein und nichts mehr Dich hier hält, sag', willst Du mir folgen in die Fremde — dort hinauf zum Norden, wo auf märkischer Haide ein paar Aecker, ein Haus, ein Garten mein eigen? Ein alter treuer Knecht wartet schon lange dort seines jungen Herrn, der einst hinauszog in Abenteuerlust und nun heimkehren will ins verwaiste Vaterhaus, besiegt und verbittert durch erfolglosen Kampf. Sieh, wenn Du dann, Ursula, mir diese Bitterkeit verwandeln wolltest in stilles Sichbescheiden — wenn Du mein Weib werden wolltest —"

„Heinrich!"

„Nun ja, Geliebte, warum glaubst Du's mir nicht?"

„Ich — des Bauern Tochter — Dein Weib?"

„Bin ich was anders als eines Bauern Sohn? Ein kräftiger Arm, ein mutiges Herz, ein gutes Auge und die Freundschaft meines jungen Grafen haben mich zwar emporgeführt zu kriegerischen Ehren, doch bin ich ihrer leid geworden in diesen Tagen. Ich glaubte, für eine große und gute Sache das Schwert zu führen, und habe hineinblicken müssen in das Treiben der Großen und Mächtigen, wie sie so klein gehandelt haben in dieser Sache, wie den einen der Ehrgeiz auf einen Thron getrieben und wie dieser Thron die Eifersucht geworden ist derer, die ihn zu stützen berufen gewesen wären. Kein Schwert hat sich erhoben für diesen unglücklichen König; so hätte Friedrich selber wenigstens im Unglück königlich bleiben sollen. Aber ein Schwächling ist er nur gewesen und für ein Phantom habe auch ich mein Blut gegeben. Nun schüttelt er uns von sich, wie man ein verbrauchtes Hemd in den Kehricht wirft. Was bin ich gewesen? Ein Söldner! Die Löhnung hat man uns gezahlt; nun jagt man die Hunde von dannen. Sucht Euch das Fressen selber!"

In bittren Grimm hatte sich Heinrich hineingeredet.

„Nun erkenne ich: nur auf vaterländischer Scholle kann Großes erwachsen. So will ich wieder auf ihr

wurzeln. Mein Zollernfürst hat in diesem Streite zur Seite gestanden; vielleicht that er recht, denn sein Brandenburg ist klein und seiner Neider sind viel. Vielleicht ließ er einen großen Augenblick vorübergehen; vielleicht ist dieser seinem Kinde vorbehalten geblieben, dem kleinen Friedrich Wilhelm, der ihm vor zwei Jahren geboren ward. O, daß er ein großer Kurfürst würde! Und daß ich ihm dann dienen könnte — ich oder mein Sohn — Dein Sohn, Ursula!"

Er hatte ihre beiden Hände ergriffen und sah leuchtenden Glückes voll in ihr Gesicht.

„Schon athme ich den harzigen Duft der heimischen Fichtenwälder, schon den frischen starken Geruch der vaterländischen Erde. Hinter dem Pfluge gehe ich, werfe das Korn in die Furche, ernte den Segen des dankbaren Feldes. Dann kehr' ich heim, Du stehst am Herde —"

„Ach des Glückes — des unendlichen Glückes!" jauchzte Ursula und warf sich dem Geliebten an die Brust.

Leise begann auf der Streu in der Ecke das Kind zu weinen.

Aus seligem Traume erwachte das Weib.

„Niemals erfüllt sich unsre Sehnsucht, Heinrich. Eine ewige Fessel kettet mich an das Unglück."

„Die Fessel ist gesprengt. Christoph starb elenden Tod als Verräter."

„Frei — frei!"

Fast gell klang der Ruf von Ursulas Lippen. Auf die Erde warf sie sich neben das Kind, herzte und küßte es, jubelte, lachte, weinte:

„Kindlein, Kindlein, nun ziehen wir weit, weit weg, wo uns niemand kennt und niemand weiß, woher Du stammst. Ich bin Deine Mutter und der dort Dein lieber Vater und glücklich wollen wir sein — o so glücklich!" — — —

Zum Auszug ordneten sich die Thurnschen Fähnlein. Ins beste Wams hatten sich die Söldner geworfen, nachdem sie in siebenwöchentlicher Belagerung aus verschlisse-

nem Kriegsrock kaum herausgekommen waren. „War wohl ein schön geputzt Volk," sagt unser alter Chronist an dieser Stelle, „denn sie das ganze Ländlein gar stattlich ausgebeutet hatten." Auf einigen siebzig Wagen sollte ihnen diese Beute nun nachgefahren werden. Trotzdem rühmt unser Gewährsmann: Viel Volk gab den Abziehenden das Geleite.

Ach! fünfundzwanzig Wochen Freud' und Leid miteinander tragen, kittet Menschenherzen zusammen. Wenn auch das flache Land die harten Fäuste der Thurnschen schwer zu spüren bekommen und nicht minder die Stadt Glatz unendliche Opfer gebracht, so hatte doch, seit Graf Bernhard die höchste Gewalt an sich genommen, eine gute Zucht unter dem Kriegsvolk geherrscht und dem Bürger durfte kein Leid geschehen. Mannigfache Beziehungen hatten sich angesponnen zwischen Quartiergeber und Quartiernehmer. Die Kinder hingen mit großer Liebe an den rauhen Kriegsgesellen, die so wunderschöne gruselige Geschichten zu erzählen wußten, die Buben auf ihren Pferden, die Mägdlein auf den Knien reiten ließen. Und wo im Hause die Mägdlein schon älter und vernünftiger waren — je nun, ein schmucker Soldat gefiel weiblichen Augen auch dazumal schon gar wohl; von „Helden" träumten die Backfische aller Zeiten und Helden in Wahrheit waren diese Männer gewesen.

Kein Wunder, daß da manche Thräne floß aus Mädchenaugen, daß die Kinder heulten und auch der Hausvater mit herzlichem Händedruck „seinem Soldaten" alles Gute und Gottes Segen auf die Reise wünschte, als die Trompetensignale zum Sammeln ertönten. Frieden war ja nun freilich geworden und damit das Sehnen der lang und schwer geplagten Bürgerschaft erfüllt. Und doch, als nun die Glatzer die tapferen Verteidiger ihrer guten Stadt zum Ausmarsch bereit sahen, als sie vom kaiserlich Lichtensteinschen Regimente sechs Fähnlein in die Thore und Straßen einrücken sahen und Graf Thurn dem feindlichen Sieger Schloß und Stadt überantwor-

tete, da ward es all den Zurückbleibenden doch gar eigen zu Mute und die bange Frage beschäftigte die Herzen: Was wird die Zukunft uns bringen? Nun giebt es kein Zurück mehr, nun sind wir dem zürnenden Kaiser und seiner Soldateska auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Weß Geistes aber dieses fremde, aus allen Ländern zusammengewürfelte Kriegsvolk war, das bewies die Sorge der eignen Offiziere, welche nur einen kleinen Teil des Belagerungsheeres in die wehrlose Stadt einziehen ließen, um Plünderungen und Gewaltthätigkeiten vorzubeugen. „Denn die gemeinen Knechte griffen gewaltig zu," sagt ein Augenzeuge dieser Tage, und sobald sich nur ein Glatzer außerhalb der Mauern blicken ließ, rissen ihm die Soldaten alles vom Halse.

Donnerten also auch nicht mehr die Kanonen von den umdrohenden Höhen, so blieb Glatz doch noch weiter im Belagerungszustand und in der Ungewißheit seines Schicksals. Denn nur bis auf weitere Verfügung des Kaisers war der Einwohnerschaft die freie Religionsübung und der unveränderte Besitz der Kirchen zugestanden und ihr eine sechsmonatige Frist gegeben worden, ungehindert auszuwandern und ihr Eigentum zu veräußern, doch was war ihnen damit geholfen? Wo Käufer finden für ihre zusammengeschossenen oder niedergebrannten Häuser, ihre in Grund und Boden gestampften Aecker und Wiesen? Und die Heimat verlassen? Am Bettelstab hinauswandern? Ach, das Grafschafter Herz hängt an seinen schönen Bergen, an seinen Thälern und Auen mit unendlicher Liebe; so gab man sich dumpf in das Unvermeidliche und beugte sich unter die Rache des gewaltig zürnenden Kaisers.

Trübe und traurig, wie das über den Bergen hereinhängende Herbstgewölk, war das stille Geleit, das die Bürgerschaft den Ausmarschierenden am 28. Oktober gab. Durch die Frankensteiner Straße, über die steinerne Brücke und das kleine Wehr beim „Sichelhofe" bewegte sich, die windgeblähten Fahnen stolz voran, der

lange Zug der Reiter und Fußknechte und des Trosses; vor den Mauern harrten ihrer mehrere Kompagnien kaiserlicher Kavallerie, die dem tapferen Feinde das Ehrengeleit bis an die Grenze geben sollten.

Auf der steinernen Brücke wendete Graf Thurn noch einmal das Antlitz auf die Stadt zurück — auf all die Zerstörung und das Grauen, das hinter ihm blieb. Kein lachendes Gefilde mehr ringsum wie einst, da er hier eingezogen — in Schutt und Trümmern die Dörfer im Kreise — Aschehaufen die blühenden Vorstädte — die Zinnen und Zacken der Stadtmauer herabgeschossen, zerborsten — die Häuser und Giebel dahinter niedergerissen oder zerschmettert oder mit dem Gerippe der Balken und Sparren in die graue Herbstluft starrend — eine wüste Trümmerstätte auch der einst so stolz mit seinen Schlössern, Kirchen und Türmen aufragende Burgberg!

Das war der Kriegsfurie jammervolles Werk.

„Helfe Gott," seufzt der alte Habelschwerdter Chronist, der dies Zerstörungswerk mit eigenen Augen hat schauen müssen, „helfe Gott, daß es nicht mehr geschehe!"

An der Spitze seines Dragonerfähnleins zog Rittmeister Baudiß zum Thore hinaus. Doch was war diesem Manne? Konnte die unglückliche Stunde diesen Tapfersten unter den Tapfern so niederbrechen, daß er, der einst so Stolze, so Aufrechte, fast taumelnd im Sattel saß, nicht rechts, nicht links, nicht vorwärts blickte, keinen Blick rückwärts warf, das Auge starr und finster an die Mähne seines Rosses geheftet?

Wollte er das Antlitz verbergen, in dem es zuckte und wühlte wie ein grimmiger Zorn, wie tiefer Schmerz?

„Was habt Ihr, lieber Rittmeister?" fragte sein Liebling, der junge Georg Derfflinger, der ein wenig zurück an seiner Linken ritt.

Baudiß sah auf und sah den Fragenden an, als müßt' er sich besinnen, was er gefragt worden sei. Dann mochte ihm zum Bewußtsein kommen, daß, wie dem jungen Vertrauten, so auch seinen andern Leuten sein

Wesen auffällig sein könne. Er warf sich mit scharfem Ruck in den Sattel zurück und seine Willenskraft bändigte das Mienenspiel in den alten Stolz der eisernen Herrischkeit.

Doch eine Antwort erhielt Georg nicht.

Wieder fragte dieser:

„Mit Verlaub, Herr Rittmeister, hießet Ihr mich nicht, einen der Troßwagen wohnlich herzurichten mit Stroh und Kisten und Betten, mit Mundvorrat zu versehen und eine Plane darüber zu ziehen als Schutz gegen Wind und Regen? Ich that's, doch fährt der Wagen nun dahinten unter den anderen leer? Ich kann nicht glauben, daß Ihr solche Vorrichtungen für Euch selbst getroffen?"

Da fuhr der Rittmeister auf den jungen Dragoner ein, wie er noch nie zu ihm gesprochen:

„Zum Teufel! schweig! Schweig mir von Glatz überhaupt, sofern Du mich nach Brandenburg begleiten willst. Sonst such Dir den Weg dahin allein!"

Bestürzt und traurig über diese herben Worte seines so verehrten Rittmeisters schwieg Georg, doch wollte ihn der Gedanke nicht loslassen, daß dieses weiche Plätzchen da hinten im Wagen für eine Frau hergerichtet gewesen.

Wer diese Frau war?

Ganz Glatz hatte ja von ihr gesprochen: von der schönen jungen Wittib, der Ursula Deckertin!

Da lenkte der Zufall, just wo sich die Straße zum Frankensteiner Thore verengte, sein Auge auf die hier sich stauende Menge, die zum Geleit bis dorthin mitgezogen war. Und sein Blick fiel erstarrend auf ein Gesicht, das er nie mehr zu schauen gedacht.

Sein einstiger Quartiergeber war's — Christoph Deckert, der Gerbermeister, stand dort — breitbeinig, flegelhaft, triumphierend!

Hilf Himmel, äffte ihn ein Trug? Hatte er nicht mit eigenen Augen, als er in jenem heißen Kampfe um das Blockhaus auf dem „Sande" seinem dahinrasenden

Rittmeister aus der Ferne gefolgt war, den feilen Verräter stürzen, im dunklen Flusse verschwinden sehen?

So war's dem Schurken gelungen, ans jenseitige Ufer sich zu retten? Und der Pistolenschuß seines Verfolgers hatte nicht das falsche Herz durchbohrt? Ihm nur den Arm zerschmettert!

In einer Binde trug Christoph das verstümmelte Glied. Mit den einziehenden kaiserlichen Truppen, in ihrem Schutze, war auch er in die Stadt zurückgekehrt.

Und von neuem hatte sich die furchtbare Fessel um Ursula gelegt! Höhnisch weidete sich nun der Totgeglaubte an dem Auszug der Besiegten. Er behauptete das Feld und der Stolze, der Verhaßte ging ins Elend!

Ein seliger Traum war zerflossen!

In Trümmern blieb Glatz, blieb auch das Glück hinter Heinrich Baudiß zurück.

IV. Teil.

Auf dem Scheiterhaufen.

I.

Graf Lichtenstein hatte an Stelle des allsogleich entsetzten Freiherrn Tschirnhaus die Landeshauptmannschaft über die Grafschaft Glatz in Verwaltung genommen. Die Bürgerschaft wurde entwaffnet, der gesamte Magistrat in Haft abgeführt, der Dechant Keck aber aus dem Gefängnis befreit und in das Stadtpfarramt eingesetzt, nachdem die drei lutherischen Prediger ausgewiesen worden waren. Gleiches geschah in der Folgezeit mit den Geistlichen und Schullehrern im ganzen Lande. Ueber sechzig Prediger mußten damals aus Amt und Heimat scheiden. Dechant Keck hingegen wurde um seines Märtyrertums willen von seinem dankbaren Kaiser und dessen Bruder Erzherzog Karl, Fürstbischof von Breslau-Neisse, nun auch Landesherrn der Grafschaft Glatz, in den Adelstand erhoben, zum Herrn von Eisersdorf auf Rengersdorf ernannt und mit dem Moschnergute bei Ullersdorf belehnt, das seines bisherigen Besitzers verlustig erklärt worden war.

Denn der kaiserliche Zorn verfuhr nicht glimpflich mit dem durch das Kriegselend wahrlich schon genug gestraften Lande. Schwere Kriegsbesatzung blieb noch lange der Grafschaft zur Last liegen; Hab und Gut aber verloren ganz: sechsundzwanzig adlige Geschlechter des Ländchens, dreizehn bürgerliche Häuser; mit erheblichen Teilen ihres Besitzes büßten fünfundzwanzig adlige Familien, sechsundzwanzig bürgerliche. Achtundzwanzig Freirichter und Erbschulzen mußten schwere Geldstrafen erlegen. Zu lebenslänglichem Gefängnis wurden fünf adlige Herren und zwei Bürger von Glatz verurteilt, nachdem dem gleichen Schicksal sich acht Mitglieder des Grafschafter Adels bereits zuvor durch die Flucht entzogen hatten, darunter der ehemalige Landeshauptmann Freiherr von Tschirnhaus. Auf längere oder kürzere Zeit wanderten vier Edelleute und fünf Ratsherren von Glatz in den Kerker.

Es gingen auf diese Weise ihren Herren verloren: Mittelwalde, Schönfeld, Wölfelsdorf, Mittelsteine, Reichenau, Schwedeldorf, Pischkowitz, Labitsch, Raiersdorf, Waldiz, Wiese, Weißbrod, Rothwaltersdorf, Eckersdorf, Niedersteine, Gabersdorf, Albendorf, Mühldorf, Rengersdorf, Scharfeneck, Marienthal, Kunzendorf, Altlomnitz, Jettwitz, Ullersdorf, Tuntschendorf, Heinzendorf, Koritau, Arnsdorf, Kieslingswalde und Neurode. Zum Teil verloren gingen: Schwenz, Freiwalde, Merzdorf, Altwaltersdorf, Schlegel, Krainsdorf, Eisersdorf, Niederrathen, Tuntschendorf, Scheidewinkel und Plomnitz.

Endlich als Strafe für die gemeine Bevölkerung der Grafschaft ward jene Ranksteuer verhängt, welche unter dem Namen des Rebellionsgroschens auf jedes Faß Bier einen Gulden Abgabe legte. Das war der auf ihre Braugerechtigkeit bisher so stolzen Stadt Glatz eine besonders bittere Buße. Eine empfindliche Demütigung erlitt die Hauptstadt der Grafschaft auch dadurch, daß ihr das erst vor wenigen Jahren verliehene, um sechstausend Thaler erkaufte Halsrecht, d. h. die Obergerichtsbarkeit, nun vom Kaiser wieder genommen wurde. Mit diesem Rechte verlor die rebellische Gemeinde auch alle ihre sonstigen Privilegien, welche kaiserliche Gnade ihr im Laufe der Jahrhunderte verliehen hatte.

Erst im Jahre 1674 gab Kaiser Leopold I. der Stadt das Obergericht zurück. Der anderen Vorrechte war sie noch durch Kaiser Ferdinand II. wieder teilhaftig geworden. Auch einen großen Schadenersatz mußte die

Bürgerschaft den aus der Verbannung zurückkehrenden Vätern der Gesellschaft Jesu leisten, die nun anstatt der zerstörten Thumkirche die Pfarrkirche samt den Schulen, Häusern und dem Grundbesitz der Johanniter erhielten. Desgleichen wurden die während des böhmischen Aufstandes aus ihrem Besitz vertriebenen katholischen Adelsgeschlechter der Annenberg auf Schönfeld und Waldiz auf Wernersdorf in ihre Güter wieder eingesetzt; nur ihrer zwei waren in diesen Wirren dem Kaiser und der Kirche treu geblieben.

In die vom Kaiser eingezogenen Güter des abtrünnigen Adels zogen jetzt neue Geschlechter ein, dem kaiserlichen Hause ergebene Familien: so die Kaltenstein auf Mittelsteine, die Eisenhut auf Eckersdorf, Taubenfurt auf Neudeck, Poß auf Rothwaltersdorf, die Vossenberg, van der Hemm, Domaslowitz, Pötting, Kochlitzky, Amjassek, Edelstein, Genneberg, Buchenberg, Mülanger, Hoferberg u. a. m. Dagegen verschwanden aus dem uralten Grafschafter Adel die Namen Ratschin, Maltitz, Mosch und Nimpsch, deren Träger sich zur Unterwerfung nicht verstehen wollten. Die Pannwitz, Haugwitz, Tschischwitz, Stugomir machten ihren Frieden mit Kaiser und Kirche, und die zürnende Majestät, nachdem sie der strafenden Gerechtigkeit genug gethan, ließ Gnade nun wieder leuchten über den Reuigen.

Der ergangene Strafspruch wurde gemildert; viele der Verurteilten kehrten zur alten Kirche und in ihr Besitztum zurück, erlangten damit auch das Recht auf die landesherrlichen Aemter, die nur den Bekennern des katholischen Glaubens fortan offen stehen sollten, und stiegen zu neuen Würden. Ja, einer der Hauptrebellen, Dietrich von Haugwitz, Herr des Oberhofes in Pischkowitz, zu ewiger Haft und gänzlichem Vermögensverlust verurteilt, ward nicht nur völlig begnadigt, sondern der Kaiser ließ auch den bereits verkauften Oberhof zurückerstehen, machte ihm das Gut zum Geschenk und bedachte ihn obendrein mit einer Gnadenspende von sechs-

tausend Reichsthalern. Auch Bernhard von Stillfried auf Neurode, der seiner Lehensgüter ganz, der Erbgüter zur Hälfte verlustig erklärt worden war, ward nach geringer Geldbuße, und nachdem er die neue Lehre abgeschworen, in seinen Besitz wieder eingesetzt. Sein Sohn aber ward nachmals gar kaiserlicher Rat und in den Freiherrnstand erhoben, wie auch Dietrich von Haugwitz sich hinfür besonderer Gnade am Kaiserhofe erfreute und 1635 Landeshauptmann von Glatz wurde.

So befand sich die Grafschaft in einer außerordentlichen Umwälzung. Das Beispiel des Adels konnte nicht ohne Rückwirkung auf das Volk bleiben. Auf der einen Seite ward es geschreckt durch das Strafgericht, das keinen schonte, mochte er noch so hoch stehen; auf der andern Seite ward es geblendet und gerührt durch die väterliche Milde, durch die verzeihenden Gnadenbeweise des Landesherrn gegen Männer, die unbestreitbar Hochverrat geübt, die um ihres Mutes willen, für ihren Glauben zu leiden, gewiß nur Achtung verdienen, dafür zu streiten aber — zu streiten gegen den angestammten Landes- und Lehnsherrn — kein Recht besaßen, die sich damit zu des Kaisers politischen Gegnern aufwarfen und so nach weltlichem Rechte ihre Strafe mit Fug empfingen.

Aber da diese verwirrten Zeiten nun einmal göttliche und weltliche Dinge so häßlich verquickt hatten, nachdem nun einmal jene Männer die Waffen erhoben gegen die weltliche Obrigkeit, die doch auch ihnen Gott gesetzt hatte, so wollen uns diejenigen, die nun auch den Mut besaßen, nicht nur zu streiten, sondern auch zu leiden für die einmal als recht erkannte Sache, wohl in höherem Lichte erscheinen, als jene, welche jetzt Schwert und Glauben von sich warfen, um irdisches Gut, Ehren und Gnade eines Menschen sich zu retten. Hoch steht und leuchtend die Gestalt eines Hieronymus Keck in dieser Tage Wirrnis; ihn schreckte kein Kerker; er hätte für sein Bekenntnis auch das Leben gegeben. Ebendarum mag aber auch der Name der Tschirnhaus, Ratschin und der anderen

Glatzer Geschlechter', die Habe und Heimat verließen, im Gedächtnis ehrenvoll fortleben; die andern, die durch schnellen Glaubenswechsel skrupellos und leicht sich aus Kerker, Armut oder Verbannung loskauften, sind nichts andres wert, als jener Habelschwerdter Pfarrer um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, der im Beginn der Glaubensstreitigkeiten stand und von dem eine alte Handschrift sagt: „Er konnte den Mantel nach dem Winde drehen und hatte dreierlei Glauben und konnte besser fiedeln als predigen und verstand kein Wort Latein."

Dieser katholische Priester hieß Kaspar Steeder. An seinem Besitze konnte der katholischen Kirche wohl ebensowenig gelegen sein, wie der protestantischen an einem Dietrich Haugwitz oder einem Bernhard Stillfried. Immer und überall ist die verächtlichste Kreatur Judas Ischarioth, der Verräter, gewesen.

Dennoch, wo der Niedere, der Ungebildete solch Beispiel des Höheren sah, konnte er um so leichter wankend werden in der bisherigen Ueberzeugung. Und das Volk schaut ja so gern nach den Zeichen da oben, wo es höhere Einsicht glaubt — schaut noch höher nach den Zeichen des Himmels, nach Wolkenflug und Sternenlauf und sucht den höchsten Willen dort zu entdecken.

Hatte aber der Himmel nicht selbst den katholischen Waffen so sichtbar beigestanden? Wo befand sich noch ein Feind wider den Kaiser im Felde? Derjenige, der zunächst berufen gewesen nach der Größe seines Landes und seiner Macht, nach dem Beispiel seiner Väter, Vorkämpfer der lutherischen Sache zu sein — der sächsische Kurfürst — er war des Kaisers ergebener Bundesgenosse gewesen zur Niederwerfung der aufständischen Erbländer Oesterreichs. Auch der Kurfürst von Brandenburg hatte nicht eine Hand gerührt, um dem Oheim Johann Georg das Jägerndorfer Ländchen zu retten. Pfalzgraf Friedrich gar, der klägliche Winterkönig, hatte nicht einmal von dem eigenen Schwiegervater, dem englischen König, Hilfe erlangen können und sah seinen Kurhut nun

doch — trotz Unterwerfung, trotz Preisgabe seiner letzten Anhänger — auf des Bayernherzogs Haupt, des Führers des katholischen Fürstenbundes.

Auf dem Gipfel seiner Macht stand Ferdinand. Niemand war mehr im ganzen deutschen Reiche, den er zu fürchten hatte, und auch das Ausland, das immer so gern seine Ränke über die deutschen Länder gesponnen, in die deutschen Händel sich gemischt, ließ von diesen die Hände, seit Christian, der Dänenkönig, von des Kaisers Feldherren Tilly und Wallenstein schmählich auf seine Inseln zurückgeworfen worden war, indes der letztere kurz zuvor noch über die südliche Reichsgrenze den Abenteurer Mansfeld hinausgetrieben hatte.

Kaiser Karls V. Glorie schien wieder erstanden. Tillys gefürchteter Name, an den sich sechsunddreißig siegreiche Schlachten knüpften, und der neu aufgegangene Stern, Wallensteins Ruhm, umstrahlten den Kaiserthron. Nie wieder sollte sich in Habsburgs Krone eine solche Machtfülle einen wie jetzt, wo in der That des Kaisers Wille galt im heiligen römischen Reich deutscher Nation, wo dieser Wille seinen Vollstrecker fand in der gewaltigen weltgeschichtlichen Gestalt des Friedländers.

II.

Am 9. Juli 1627 war es, daß Glatz auch diesen Mann in seinen Mauern sah. Das war ein anderer Einzug als der des flüchtigen Pfälzers vor sieben Jahren.

Im Glanze des Siegers, im Schrecken eines Namens, der ganz Europa füllte, fuhr der Gewaltige ein, vom Kaiser mit den Herzogtümern Friedland und Sagan und tausend anderen Ehren überhäuft, ja endlich sogar in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben und mit den mecklenburgischen Ländern belehnt, deren Fürstenhaus durch ihn entthront worden war.

Von Böhmen her wurde der Reisezug des General-Obristen-Feldhauptmanns erwartet. Wochenlang schon

dauerte der Durchmarsch seiner Heerhaufen durch die Grafschaft. Unter ihren Drangsalen seufzte aufs neue das unglückliche Land. Furchtbar hauste das kaiserliche Kriegsvolk, obwohl die Grafschaft schon lange wieder kaiserlich war. Aber was kümmerte dies einen Wallenstein, gegen den des Kaisers eigener Bruder Leopold vergeblich Klage am Throne geführt hatte?

„Eure kaiserliche Majestät," schrieb der Erzherzog an den Monarchen, „glauben nicht, wie das Volk auf den Durchzügen hauset. Ich bin auch einige Jahre dem Kriegswesen nachgezogen, aber solchen Greuel, wie er jetzt verübt wird, habe ich nicht gesehen. Nie habe ich es verstattet. Es kann nicht ohne allen Schaden abgehen; allein das Brennen, das Weiberschänden, das Totschlagen, das Ohren- und Nasenabschneiden und noch andere Martern, welche den armen Leuten angethan werden — solche Ausschweifungen kann der Offizier gar wohl verhüten."

Freilich, die Wallensteinschen Offiziere!

„Die Offiziere," fährt der fürstliche Briefschreiber fort, „füllen ihren Beutel mit dem Schweiß und Blut der armen Leute an und ich könnte mehrere nennen, die vor kurzer Zeit noch in einer unansehnlichen Gestalt erschienen, jetzt aber drei bis viermalhunderttausend Gulden bares Geld besitzen. Diese Summe nahmen sie nicht dem Feinde ab, sondern sie erpreßten sie von den armen Unterthanen der katholischen Fürsten."

Und der Erzherzog schließt:

„Ich bitte Eure kaiserliche Majestät, mein Schreiben nicht in Ungnaden aufzunehmen. Viele angesehene Personen haben mich zu diesem Schritt schon manchmal aufgemuntert, lange habe ich mich geweigert, endlich bin ich dazu gezwungen worden. Ich sehe nämlich, daß die Markgrafschaft Burgau und die Arlbergschen Herrschaften, die mir meinen Unterhalt gewähren, am wenigsten geschont werden."

Wenn laut diesem Geständnis Wallenstein nicht einmal die Güter des Kaiserhauses schonte, so mag man sich

denken, wie seine Soldateska in den Ländern sich betrug, auf denen des Kaisers Ungnade noch immer lastete. Selbst Schlesien, das so viel früher und schneller als Glatz seinen Ungehorsam bereut und mit seinen ständischen Truppen die Grafschaft niederzuwerfen sich beeilt hatte, erfuhr, daß des Kaisers Mißtrauen noch immer über ihm schwebte; jener Graf Dohna, der schlesische Heerführer, der so unglücklich vor Glatz gekämpft, mußte mitsamt seinen Soldtruppen in kaiserliche Dienste übergehen, und wie dann dieser Renegat in der entwaffneten Provinz fanatisch die einstigen Glaubensgenossen gepreßt und vergewaltigt hat — er und seine Gehilfen, die Lichtensteiner Dragoner, als „Seligmacher" bekannt und berüchtigt — das mag in der schlesischen Geschichte nachgelesen werden.

Genug, was etwa das Volk an seinem Seelenheil gewann, das büßte es ein an leiblichem Wohlstand und Vermögen. Es kam hinzu, daß der von Wallenstein nach Süden versprengte Graf Mansfeld seinen Weg durch Schlesien nahm und mit seinen zuchtlosen Scharen die Dörfer verheerte; als dann aber auch noch der Verfolger mit seinen wilden Kriegshorden ins Land einrückte, da stieg die Not aufs höchste und nichts kann diese drastischer schildern als die Thatsache, daß selbst der siegreiche Wallenstein damals in den rauhen und verwüsteten Gebirgen Schlesiens an fünfundzwanzigtausend Mann durch Unwetter, Hunger und Fahnenflucht verlor. Wenn solches aber dem Soldaten geschah, der sich doch alles und jedes erlauben durfte und dem armen Landmann auch das letzte Stücklein Brot vom Mund zu reißen sich nicht besann, wie mußte es da ausschauen unter der verhungernden und verkommenden friedlichen Bevölkerung!

Sicherlich nicht tröstlicher sah es in der Grafschaft aus. Teuerung und Hungersnot hatte schon der nächste Sommer nach dem Abzug der Thurnschen über das Ländchen gebracht; die Pestseuche hob immer wieder, bald hier, bald dort, ihr giftiges Haupt; das Geld war zu einer

ungeheuren Verschlechterung herabgesunken; eine nie erhörte Mäuseplage vernichtete die Ernte auch im zweiten Jahre nach der Belagerung von Glatz.

„Es ist erschrecklich gewesen," erzählt ein Habelschwerdter aus diesem Jahre, „wenn man übers Feld gegangen, daß die Mäuse so scharenweise hinter und vor einem hergelaufen sind, sogar auf die Bäume stiegen und das Obst verzehrten."

Zwar folgte ein grimmiger Winter, der das Ungeziefer in tiefen Schnee vergrub und tötete, der aber auch die menschliche Not steigerte und sogar Wölfe in Rudeln nach der Grafschaft hineintrieb.

All diese und andere schlimme Zeichen, Landplagen, Kümmernisse mußten das menschliche Herz zermürben und kleingläubig machen; es mußte Strafen des Himmels in solchem jäh gehäuften Mißgeschick und Elend erblicken und ward empfänglich für die Tröstungen und Verheißungen, die milder Priestermund auch in die ärmste Hütte trug. So stieg die Zahl der der alten Kirche zurückgewonnenen Seelen schnell von Jahr zu Jahr, bis 1631 Hieronymus Keck, der eifrige Dechant der Grafschaft, schon von siebenundzwanzigtausend Abendmahlsempfängern seines Bekenntnisses berichten konnte.

Der Geehrteste unter den Männern, die sich am 9. Juli 1627 vor dem Böhmischen Thore eingefunden hatten, den Allgewaltigen zu erwarten, war streitlos dieser ehrwürdige Märtyrer seiner Kirche: Hieronymus Keck, nun Herr von Eisersdorf auf Rengersdorf. Selbst der neue kaiserliche Landesverweser, Landeshauptmann Karl von Fuchsberg auf Freudenstein, eilte, als er des Nahenden ansichtig wurde, ihm ehrerbietig entgegen, küßte die schmale feine Priesterhand und geleitete ihn an die Spitze der harrenden Würdenträger, die, nun wieder ausschließlich katholisch, den geliebten Seelsorger mit Bezeugungen ihrer Ehrfurcht umdrängten. Auch manche Frau aus der Volksmenge, die sich längs der Straße angesammelt hatte, den großen Feldherrn und Günstling

des Kaisers zu schauen, trat zu dem mit freundlichem Gruße vorüberschreitenden Dechanten hin, hielt ihr Kindlein zu ihm empor und empfing das Kreuz seiner segnenden Hand in Demut.

Die Wache des Thores war unter Gewehr getreten. In den rotweißen Stadtfarben glänzten ihre Wämser. Die Hellebardenspitzen waren schön geputzt und funkelten in der Sommersonne. Unter den Spießträgern befand sich ein einarmiger Mann. Der linke Arm fehlte ihm. Es war Christoph Deckert.

Die Dienste, die er den Kaiserlichen zu drei Malen erwiesen — damals, als er die Stadt Glatz den kursächsischen Truppen in Habelschwerdt hatte in die Hände spielen wollen — weiter, als er die Stadt Habelschwerdt mit eigener Lebensgefahr vor dem Ueberfall der Thurnschen gerettet hatte — endlich als Wegweiser der mährischen Söldner bei der Umgehung des Blockhauses auf dem „Sand", wobei er selbst den Arm verloren — hatten ihm auf Verwendung des Grafen Lichtenstein bei dem neuen, kaiserlich gesinnten Magistrat die Versorgung als städtischer Thorhüter erwirkt, nachdem er bei der Belagerung all sein Gut eingebüßt. Selbstverständlich war Deckert zur allein seligmachenden Kirche zurückgetreten. Denn nicht allein, daß ein jeder, der einen Posten in der Stadt bekleiden wollte, und wenn's auch nur eine Stockmeister- oder Thorsteherstelle war, katholisch sein mußte, ward durch landesherrliche Verfügung im Jahre 1626 das Bürgerrecht überhaupt allen Nichtkatholischen abgesprochen, ja wurden sogar ihre Eheverträge für ungiltig erklärt. Diese Verfügung war hart, sehr hart und unsre duldsamere Gegenwart mag darüber erschrecken. Doch nicht anders als Erzherzog Ferdinand, des Kaisers Sohn und Thronfolger, der nach seines Oheims, des Fürstbischof Karls Tode die Grafschaft zu Landesbesitz erhalten hatte, verfuhren die protestantischen Fürsten jener Zeit nach der Rechtsanschauung: Cujus regio, ejus religio.

Auf Christoph Deckert blieb das gütige Auge des

Dechanten haften, als er an der Thorwache vorüberschritt. Das freundliche Lächeln wich von den schmalen Lippen und streng bohrten sich die scharfen Augen in die des Thorhüters. Dieser vermochte dem Blicke nicht standzuhalten.

„Christoph," redete der Pfarrherr vorwurfsvoll ihn an, „Ihr habt dem Branntwein wieder zugesprochen? Keine Ausflüchte! Die Nase glänzt Euch ja wie ein glühender Kolben im Gesicht. Wollt Ihr das Saufen denn nicht lassen? Hört in Güte auf mich! Ich kann auch streng und unbarmherzig sein. Wär's nicht um Euer Weib und das Kind, hätt' ich längst kein Fürwort mehr für Euch bei den Ratsherren, denen Eure Trunkenhaftigkeit schon lange den Gedanken Eurer Verabschiedung nahe gelegt hat. Und wieder ist Frau Ursula gestern bei mir gewesen und hat mir geklagt, daß Ihr sie aufs neue geschlagen. Schämt Ihr Euch nicht? Das arme Weib, das so still und pflichttreu schafft und sich müht, von früh bis spät wäscht, näht, bügelt, für ein freundliches Heim Euch sorgt, das prügelt Ihr zum Lohn? Wie? Sprecht! Verantwortet Euch!"

Der Pfarrer in seinem Feuereifer redete laut und heftig. Die Umstehenden verhielten sich mäuschenstill. Dechant Keck pflegte kein Blatt vor den Mund zu nehmen, wenn er zu tadeln und zu warnen hatte. Wem ein schlechtes Gewissen schlug, ob er nun auf einem Ratssessel oder Schusterschemel saß, zitterte vor diesem Mann, der so sanft zu trösten, doch ebenso bitter zu strafen verstand.

„Hochwürdigster Herr," stotterte Deckert, „ich — ich — Ihr wißt — ich kann's nicht vergessen — die Geschichte mit dem Rittmeister — und — wenn ich dann ein wenig — getrunken habe, kommt's wieder über mich — der alte Groll — und — und — —"

„So?" zürnte Keck. „Und wenn unser Herr Christus nun auch nicht vergessen wollte, daß Ihr dereinst von seiner Kirche abgefallen waret? Wie? Was sagt Ihr dazu? Und wenn Kaiserliche Majestät Euch nicht vergeben wollte, daß Ihr die Waffen einmal gegen sie getragen? He? Dann säße dieser Kopf von Rechtswegen nicht mehr auf seinen Schultern!"

„Aber," wagte Deckert einzuwerfen, „von allen Glatzern bin ich doch mit unter den ersten gewesen, welche ihren Irrtum eingesehen und wieder gut gemacht haben."

„Und Frau Ursula nicht? Büßt sie nicht in täglicher Reue, in selbstloser Aufopferung, in mühseliger Arbeit? Gönnt sie sich eine Freude, eine Erholung? Du aber, Lump, was thust Du? Säufst und verliederst das Geld! Heißt das Deine Sünden wieder gut machen?"

„Hochwürdigster Herr," stammelte der Thorsteher kleinlaut, „ich will mich gern bessern —"

„Das sagtet Ihr schon oft. Die That möchte ich sehen."

„Aber wenn nur die andern auch alte Geschichten vergessen wollten! Doch sie sticheln immer wieder mit Anzüglichkeiten auf mich ein und am schlimmsten sind die Frauenzimmer. Keines Kameraden Weib mag mit dem meinen verkehren."

„Ist das wahr?" fragte der Dechant und überflog mit blitzendem Auge die Reihe der Thorwächter. Die standen betreten da, duckten sich einer hinter dem andern und sahen zur Erde.

„Schämt Euch des Hochmutes!" rief Keck. „Ihr wollt Männer sein und könnt nicht einmal Eure Weibsleute und ihren Dünkel bändigen? Nun, mit ihnen will ich noch ein ernstes Wort im Beichtstuhl reden."

„Verzeihen Hochwürden," verteidigte sich endlich einer der Getadelten, „der Hochmut sitzt wohl bei der Deckertin. Unser Umgang scheint ihr nicht anzustehen, denn sie ist's, die unsern Frauen ausweicht."

„Sie ist verschüchtert und vergrämt," sprach Keck, „und menschenscheu. Da muß man ihr entgegenkommen, sich ihrer mit Liebe annehmen, aber nicht Blicke sich zuwerfen, wispern und flüstern, wie das Frauenvolk so gern thut."

„Hochwürden," nahte sich jetzt ein Ratmann, „der Wagenzug des Herzogs ist in Sicht. Wollet Euch an die Seite des Herrn Landeshauptmanns begeben."

„Ich komme," nickte der geistliche Herr und wendete sich noch einmal an Deckert. „Also, Christoph, Ihr zunächst beherzigt meine Warnung! Werden diese trubulösen Tage vorüber sein, komme ich selbst in Eure Wohnung und schaue nach dem Rechten."

Mit ernstem Gruß verließ der Priester die Thorwächter. Diese sahen sich verlegen untereinander an und einer meinte leise:

„Der Dechant ist ein guter lieber Herr, aber die Welt ändert er doch nicht. Ich sehe nicht ein, warum meine Ehefrau 'ne Deckertin zuerst grüßen soll, die's ihr doch kaum dankt. Mit Rittmeistern haben wir freilich keinen Verkehr gehabt."

Die andern nickten und lächelten verständig und ordneten sich in zwei Reihen vor dem Thore, das drängende Volk mit den Hellebarden zurückstoßend.

III.

Und nun nahte ein Zug, wie er königlicher nie in Glatz gesehen ward. Selbst das Gefolge des prunkliebenden vormaligen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz konnte sich mit solcher Pracht nicht messen. Ja sogar der Kaiser, sagte man, dürfe diesen Luxus sich nicht gestatten und es war bekannt, daß von den vier Kammerherren, die den Dienst bei dem Friedländer versahen, einige aus dem kaiserlichen Hofhalt in den Wallensteinschen übergetreten waren.

Eine ungeheure Staubwolke wälzte sich die große Heerstraße von Nachod-Reinerz heran. Kürassiere und Dragoner, reitende Jäger, kroatische Husaren, Ulanen kamen im Trabe die Höhen herab. Dann rollte ein Wagen um den andern heran, alle sechsspännig, und kein Ende wollten sie nehmen; ein halbes Hundert war

ihrer. Und doch führten sie nur das zu der herzoglichen Tafel gehörige Gepäck. Den Kriegsvorrat brachte ein zweites Halbhundert vierspännige Gefährte. Ihnen folgte der herzogliche Reitstall. Die herrlichsten Pferde, kostbar gezäumt, wohl ihrer fünfzig, wurden von ebensoviel Reitknechten, gleichfalls beritten, an der staunenden Menge vorübergeführt.

Endlich verkündigte die herzogliche Leibwache von fünfzig wahrhaft riesigen Trabanten und eine Schar von sechzig Jünglingen — Edelknaben, alle in hellblauen Sammetkleidern, mit Gold und roter Seide gestickt — das Nahen des fürstlichen Wagens. Mit den vier Kammerherren ritt ihm der Oberhofmeister voraus. Von sechs Freiherrn und ebensoviel Rittern umringt, rollte die Prunkkutsche heran.

Alle Häupter entblößten sich, beugten sich tief vor dem allgewaltigen Feldherrn des Kaisers, der mächtiger geworden als dieser selbst. Nun sahen ihn auch die Glatzer von Angesicht zu Angesicht. Finster und verschlossen lehnte die hohe hagere Gestalt im Wagen zurück; kein Lächeln des gelblichen Gesichts dankte für den feierlichen Empfang; kaum hob er den breitkrempigen, mit einer langen roten Hahnenfeder geschmückten Hut von dem kurzgeschnittenen rötlichen Haar; seine kleinen funkelnden Augen überstrichen den versammelten Magistrat; ein paar karge Worte erwiderten auf die Ansprache des Landeshauptmanns und ein ungeduldiger Wink befahl die Weiterfahrt durch das Thor in die Stadt.

Noch sechs Wagen führten dem Herzog die vornehmsten Hausbedienten nach; dann schlossen endlich Kürassiere und Trabanten den endlosen Zug. Nach drängte das ungestüme Volk.

Aber allsogleich ausgestellte Wachen hielten die schaulustige Menge in weitem Kreise von dem Quartiere des Fürsten ab. Geheimnisvolles Schweigen legte sich über die Umgebung; lautlos, jedes Geräusch nach Thunlichkeit vermeidend, gingen die Offiziere, Trabanten, Be-

dienten im Hause aus und ein. Denn diesen rastlos mit großen Entwürfen beschäftigten Geist vermochte die geringste Kleinigkeit zu erregen; ein Spatz auf dem Dache, ein Hahnenschrei konnte ihn in Zorn versetzen und die Volkssage, die schon zu seinen Lebzeiten um diesen einzigartigen furchtbaren Mann tausend Legenden schlang, wußte nachmals aus Sagan, seiner herzoglichen Residenzstadt, zu erzählen, daß er einen armen Apothekerjungen, der im Laboratorium seines Lehrherrn ein Pulver stampfte, ja sogar ein auf der Straße weinendes Kind wegen des Geräusches habe aufhängen lassen.

Das Volk vergrößert und vergröbert ja gern; doch das geflügelte Wort, das beim geringsten Ungehorsam, bei der kleinsten Feigheit seiner Soldaten, statt alles Kriegsgerichts, das unabänderliche Urteil aussprach: „Laßt die Bestie hängen!" beweist, daß Menschenleben diesem Manne nichts galten. Der Schrecken umschwebte diesen unergründlichen finsteren Grübler, und auch seine von Menschenfurcht am wenigsten angekränkelte Soldateska wandelte ein seltsames Grauen an, wenn die lange hagere Gestalt in ihre Reihen hinabstieg.

Auch Dechant Keck konnte sich solch unheimlichen Eindrucks nicht erwehren, als er in erbetener Audienz dem Herzog gegenüberstand.

Der Fürst trug, wie stets, ein scharlachrotes Gewand; des Reiterrockes von Elendleder, dessen Undurchdringlichkeit ihn ins Gerücht eines stich- und hiebfesten, mit höheren Mächten verbündeten Menschen gebracht, hatte er sich jetzt entledigt.

Mit immer regem Argwohn musterte er den Besucher. Als dieser seinen stechenden Blick mit Festigkeit erwiderte, wandte er sich mit sichtlichem Unbehagen dem Fenster zu und sprach von dort, halb über die Schulter zurück:

„Ich hörte Euren Namen bereits, Dechant. Er hat guten Klang in Wien. Was wollt Ihr da von mir?"

„Was Ihr allein gewähren könnt, gnädigster Herr

Herzog, da unsere kaiserliche Majestät in militärischen Dingen Euch alle Vollmacht gegeben."

„Sprecht, doch kurz!"

„Eure Leute richten in der Grafschaft unendlichen Schaden an —"

„Ist es das?" stieß Wallenstein ungeduldig hervor. Aber der Priester ließ sich nicht durch sein Stirnrunzeln schrecken. In beredten Worten schilderte er, was alles die Grafschaft an Not und Elend schon zu tragen gehabt.

„Hungers sterben uns die Bauern, viele fristen mit Eicheln und Wurzeln ihr klägliches Dasein. Auf die höchsten Berge, in die tiefsten Wälder flüchten sie zu Haufen vor den Soldaten des Kaisers — sie selbst Unterthanen dieses Kaisers, Bewohner und Bebauer kaiserlichen Landes, das Ihr, Herr General-Obrister-Feldhauptmann, zu schützen berufen worden seid. Zu Rückers haben die Uebermütigen sogar das Schloß geplündert. Nicht genug hiermit, haben sie's auch noch in Brand gesteckt. In Altheide ist der Kretscham niedergebrannt worden."

„Nun — und?"

Eine heiße Entrüstung färbte das kerkergebleichte Antlitz des Priesters bei dieser Frage; die rote Glut schlug ihm bis unter das in langer Haft ergraute Haar.

„Nun — und?" sprach er bedeutungsvoll nach.

Der Herzog wandte sich erstaunt nach dem Kühnen um und maß ihn mit langem Blick.

„Ihr habt Mut, Dechant," zuckte er die Achseln; „an Euch ist ein guter Soldat verloren gegangen."

„Ich bin ein Soldat meiner Kirche."

„So streitet für diese und freut Euch, daß meine Soldaten Euch helfen, die Trotzigen kirre zu machen. Die Glatzer haben viel auf dem Kerbholz. Doch wären sie auch allezeit gut kaiserlich gewesen, könnte ich ihnen nicht helfen. Meine Soldaten wollen leben. Es sind ihrer hundertfünfzigtausend Mann. Der Kaiser giebt keinen Sold. So müssen wir uns vom Brandschatzen

nähren. Und über die Grafschaft können wir nicht hinwegfliegen. Habt Ihr sonst noch ein Anliegen?"

„Herzogliche Gnaden," bat Keck nochmals, „wenn's wenigstens beim notwendigen Kriegsunterhalt bliebe! Aber das unnütze Zerstören und Zerschlagen, das Quälen und Aengstigen der armen Leute! — Ihr helft uns nicht zu unserm heiligen Ziele, sondern Ihr erschwert es uns. Sind das die Kämpfer für die katholische Kirche, klagt man mir?"

„So sollen sich die Glatzer den Mansfeld und den Thurn wieder verschreiben!"

„Gott schütze uns vor ihnen! Doch im Wüsten und Wüten wahrlich geben ihnen die Unsrigen nichts nach. Herr Herzog, wenigstens die Hauptleute Eurer Gnaden sollten ihre Hände rein halten von katholischem Gute. Man spricht von einem Briefe des kaiserlichen Erzherzogs Leopold an Seine apostolische Majestät. Dort bezichtigt er Eure Offiziere unglaublicher Beute."

„Pah! Was soll mir das? Ein Vorstoß meiner Feinde! Weiter nichts. Mein teurer Herzog Maximilian von Bayern intriguiert ein wenig. Aber Friedland steht fest. Denn er steht an der Spitze einer unbesiegbaren Armee."

„Wer da steht, sehe zu, daß er nicht falle!"

„Ah — ah! Ich und mein Heer sind eins. Wie sollten hunderttausend Mann fallen?"

„Das Heer ist des Kaisers."

„Doch empfing er's von mir, nicht ich von ihm."

„Er aber gab Euch die Bestallung mit dem Kommando."

„Mit dem Kommando eines Heeres, das noch nicht vorhanden! Nehmt's recht, so machte er nicht den Feldherrn, sondern der Feldherr den Kaiser zum Herrn eines Heeres. Doch lächerlich, mit Euch darob zu streiten! Lebt wohl!"

Der Dechant war entlassen. Sein Bittgang war vergeblich gewesen. Seine liebe, liebe Grafschaft blieb

Mord und Plünderung auch ferner preisgegeben. Das Herz blutete ihm.

Und welche Gedanken lebten in diesem finsteren Gewaltmenschen! Wie wenig ehrerbietig sprach er von dem Kaiser, wie offen verächtlich und doch zugleich gehässig vom Wiener Hofe, von den kaiserlichen Räten, von dem so hochverdienten Bayernherzoge! Was war denn dieser Uebermütige im Grunde? Ein kleiner böhmischer Junker war er gewesen, ein toller Bruder Studiosus, von dem die kleine bayerische Universitätsstadt Altendorf noch wilde Streiche erzählte. Dann hatte ihn der unruhige Geist auf weite Reisen geführt, Abenteuerlust hatte ihn endlich Kriegsdienste gegen die Türken nehmen lassen. Zuguterletzt eine reiche Heirat — so war dieser Friedland emporgewachsen, war kaiserlicher Kammerherr und Graf geworden, führte ein Reiter-Regiment gegen die böhmischen Rebellen, half Mähren, Schlesien niederwerfen, kaufte die Güter der vertriebenen Protestanten auf — für sieben Millionen Thaler bekam man damals, wo das Geld teuer und der Boden billig war, einen hübschen Posten Landbesitz — häufte dazu ein ungeheures Vermögen auf — man sprach von fünfzig Millionen, die ihm ein jährliches Einkommen von fünf Millionen abwarfen — ward zum Fürsten und ein Jahr später schon zum Herzog erhoben. Die Sonne der kaiserlichen Gunst leuchtete ihm. Meinte er, nun dieser Gnade nicht mehr zu bedürfen? Strebte er, sich von dieser ganz zu lösen? Schon flüsterte es hier, schon murrte es dort; den katholischen Reichsfürsten selbst ward es angst um Land und Leute vor den Uebergriffen dieses neuen Standesgenossen und vornehmlich die schlesischen Herzöge — stolz ihres uralten piastischen Stammes oder dem berühmten Podiebradschen Hause entsprungen — empfanden tief die Schmach, die der Emporkömmling dem schlesischen Fürstenkollegium zubrachte. Denn nie erschien der neue Herzog von Sagan auf den Fürstentagen persönlich; mit seinen abgeordneten Räten mußten die stolzen Schlesierherzöge zusammensitzen,

ja diesen sogar den Vorrang lassen und von ihnen „des Wallensteiners“ Befehle entgegennehmen — Befehle, die etwaigen Widerspruch sofort mit Thronentsetzung bedrohten. Versuchten es aber die Herzöge, in persönlicher Demütigung durch Gesandte den Gewaltigen umzustimmen, so blieb ihnen die Thür seines Kabinetts verschlossen und in den Vorzimmern wurden sie von den friedländischen Kammerherren abgefertigt.

Solch ein Uebermut, solch ein Schimpf war noch nie erlebt worden.

Und wie die Macht der weltlichen Fürsten, stand auch die heilige Gewalt der Kirche, die Sache des katholischen Glaubens bei diesem Manne in lässigen Händen.

„So verschreibt Euch den Mansfeld und den Thurn wieder!“

Ach! wenn diese Antwort Kaiser Ferdinand gehört hätte! Der gute Kaiser, dem sein Glaube wahrhafte Herzenssache war, der in hartem Kampfe sich seine Krone hatte erringen müssen, der mit dieser Krone auch seine Kirche verteidigt, gerettet hatte, der aber auch zweifellos die irdische Krone dahingegeben, um sich die himmlische zu erwerben — der gute Kaiser, in welch eines Dieners Gewalt war er geraten? Welche Waffen kämpften für ihn? Zu hunderten standen protestantische Kriegsleute in Wallensteins Heere; der Friedländer fragte keinen nach Glauben und Ueberzeugung, nur gesunde Arme und Gehorsam forderte er — Gehorsam gegen sich selbst; Kaiser und Kirche waren ihm nur die Mittel zur eignen Macht. Nur eins war heiß in diesem kalten Herzen: der Ehrgeiz. Der durchglutete ihn, ob er auch äußerlich noch so gemessen, kühl und felsenhart erschien. Dieser Mensch war im tiefsten Herzen religionslos. Dem lutherischen Glauben der Eltern in der Jugend untreu geworden, ein Olmützer Jesuitenzögling, hatte er schließlich sich nur einen düstern fatalistischen Wahnglauben gerettet, der in Magie und Sterndeuterkunst die Fragen eines gequälten

Gewissens zu lösen, die Unruhe seiner Seele, die Ahnung eines unheilvollen Endes zu verscheuchen suchte.

Ein Renegat!

O dieses unselige Apostatentum!

Tief seufzte der geistliche Herr auf, als er in seinen Gedanken an diesen Punkt gelangt war.

Hieronymus Keck, in seinem Glauben geboren und in seinem Glauben geblieben trotz Leid und Schimpf, Haft und Lebensgefahr, mußte ja, wie jeder wahrhafte, seinen Glauben lieb habende Mann, ob Protestant, ob Katholik, im stillen Herzen solch Apostatentum verachten, das, um Amt und Brot zu erschnappen, auch ebenso willig zum Judentum, zum Islam, zu jedem Götzendienste übergetreten wäre, und das nun, seinen Glaubenseifer zu beweisen, die frühere Glaubensgenossenschaft voll Wut verfolgte, päpstlicher als der Papst sich gebärdete, Haß und Erbitterung säte zwischen den beiden Glaubensgemeinden.

Der schlimmsten einer von diesen war, wie schon gesagt, jener Burggraf von Dohna, Karl Hannibal, geworden, der vor Jägerndorf und Glatz im offenen Felde so ruhmlos gekämpft hatte, nun aber an der Spitze jener berüchtigten Lichtensteiner Dragoner, die während der Belagerung von Glatz auch keine besondere Heldenrolle gespielt, das wehrlose Schlesien knechtete und knöchelte und sich damit ein Fürstentum Breslau zu verdienen hoffte.

Die „Seligmacher“ nannte ihn und jenes Regiment der bittre Volksmund. Durch die Klagen seiner geistlichen Amtsbrüder wußte Dechant Keck, welch unbeschreiblicher Grausamkeiten sich diese wilde Soldatenhorde schuldig machte gegen die protestantischen Schlesier, wie sie diese zwar in Scharen den katholischen Gotteshäusern zutrieb, wie aber gerade die Barbarei dieser „gestiefelten und gespornten Apostel“ die Herzen scheu und verstockt, mißtrauisch gegen die wahrhaften Sendboten der Kirche, die Priester, machte, die, in den Städten zurückgelassen,

nun sanft, mit mildem Trost die Unglücklichen an sich zu ziehen versuchten — freilich, mit welch unendlicher Mühe und Geduld!

Der Jesuitenpater Nerlich in Glogau war es, der in edlem Zorn an seine Oberen in Wien schrieb, wie „durch dermaßen procedere civium animi merklich exacerbirt, auch die heilige katholische Religion hierdurch selbst ziemlich verdächtig und verhaßt gemacht worden." Dringend flehte er um den Abmarsch solcher Soldaten, deren böses unkatholisches ärgerliches Leben den Bürgern täglich und stündlich vor Augen stehe; hernach würden sich die Leute auch besser zur Kirche halten und sich des Gottesdienstes ultro befleißigen, auch ihre Nahrung und Gewerbe fleißiger abwarten können, da sie jetzt bei so langer Bedrängnis keine Lust dazu hätten und sich öffentlich vernehmen ließen: „Für wen soll ich arbeiten? Wem bleibt's?"

„Derowegen," schließt nach weiterer warmherziger Schilderung dieser Greuel der Pater sein „Ungefährliches Gutachten", „derowegen halte ich conclusive davor, daß die Soldaten in der Art nicht allein zu dem Werk, dazu man sie in eventum gebrauchen will, weiter nichts nützen, sondern auch in vielen Wegen sehr schädlich sind."

Dechant Keck hätte diese Worte wohl unterschreiben mögen, als er jetzt, von der Audienz bei dem Herzog unverrichteter Sache heimkehrend, seines lieben Grafschafter Volkes gedachte, das unter der jahrzehntlangen Kriegsnot ganz verarmt, in stumpfer Verzweiflung zu Boden lag. Indes der Bauer da draußen von Wurzeln und Baumrinde sein elendes Leben fristete, verjubelte hier in den anrüchigen Häusern der Judengasse der Soldat das erpreßte Geld mit leichtfertigen Frauenzimmern, klang aus den Bierhäusern das trunkene Gejohle der Kriegsleute, ward im städtischen Schankhaus gezecht, gespielt, geflucht und gerauft.

Schmerzlicher Gedanken voll, schritt der geistliche

Herr in heraufdämmernder Nacht an der von Soldaten wimmelnden „Taberne" vorüber, da stürzte aus dem Hausflur mit wildem Schmerzgebrüll eine Gestalt die Steinstufen herunter, taumelte auf den Ring hin und klammerte sich hilfeflehend an das geistliche Gewand des Dechanten an. Ein halbes Dutzend trunkener Soldaten, aus dem Schankhause nachdrängend, wollte von neuem über den Blutbesudelten herfallen, da streckte ihnen der Priester gebieterisch die Hand entgegen.

„Gebt ihm den Rest, dem Lump, dem Schuft!" schallte es drohend aus dem Haufen. „Des Kaisers Soldaten hat er zu beschimpfen gewagt!"

„Wenn dem so ist," sprach der Priester ruhig, „wird ihm sein Recht geschehen. Doch Ihr seid nicht zum Richten befugt."

„Was will der Pfaff?" murrte eine Stimme. „Was mengt er sich in unsre Händel ein? Reißt die Bestie von ihm weg!"

Der Dechant trat schützend über den am Boden liegenden Mann.

„Wagt's," rief er zornig, „dies geistliche Gewand zu berühren!"

Da wichen die Trunkenen scheu zurück. Einer nach dem anderen drückte sich still ins Schankhaus. Drinnen freilich fanden sie ihren Mut wieder und tobten ihre Wut in gotteslästerlichem Schimpfen aus.

Hieronymus Keck inzwischen beugte sich mitleidsvoll zu dem Verwundeten nieder.

„Um Jesu willen, Deckert," rief er aus, als er im Abenddunkel die blutüberströmten Züge des Thorstehers erkannte, „seid Ihr's? Unglückseliger Mensch, was mußtet Ihr Euch mit dem Soldatenvolk im Wirtshaus herumtreiben? So befolgt Ihr meine Warnung?"

„Hochwürdiger Herr, vergebt," winselte Christoph. Er wollte sich erheben, brach aber ächzend zusammen.

„Ich bin gestochen," jammerte er.

„Gute Leute," wandte sich Keck an einige hinzugekommene Bürger, „helft mir den Wunden nach Hause tragen und holt den Chirurgen."

Und er griff selber mit an, hob den Wehklagenden vom Boden auf und trug ihn mit den Männern nach dem Thorwachthaus.

IV.

Christoph Deckert hatte, als er von der Thorwache abgelöst wurde, der Versuchung nicht widerstehen können, sich unter das Soldatenvolk zu mischen, das alle Gassen und Wirtshäuser füllte mit lautem lustigem Treiben. Der Dechant hatte recht gesehen: in der Erwartung eines tollen ausgelassenen Tages hatte Christoph schon am Vormittag der Flasche zuzusprechen begonnen; mittags war er überhaupt nicht heimgegangen; er hatte sich mit ein paar Wallensteinern angefreundet und war mit diesen gegen Abend in der „Taberne" gelandet — vollgetrunken, lärmend und zanklustig.

In einem buntscheckigen Kreise, aus aller Herren Ländern zusammengewürfelt — Husaren, Dragoner, Jäger, Musketiere durcheinander — saß er und führte das große Wort von seinen Verdiensten und Heldenthaten während der Belagerung von Glatz.

Die Soldaten belustigten sich über diese Prahlereien des bürgerlichen Gernegroß; doch weil er ihnen die Zeche bezahlte mit den von seinem Eheweib mühsam erworbenen, Ursula unter Schimpfen und Schlägen abgepreßten Spargroschen, so trieben sie's mit den Hänseleien nicht allzu arg.

Endlich konnte sich ein schnauzbärtiger Küraſſierwachtmeister doch nicht der Bemerkung enthalten:

„Im Grunde genommen, Thorwächterlein, seid Ihr doch nicht viel mehr als ein Stubenhocker. Was habt Ihr denn von der großen Welt da draußen gesehen? Habt Ihr überhaupt je über die Berge hinübergeguckt, die

diesen verlorenen Erdwinkel einschließen? He? Da schaut mich an! In Böhmen hab' ich die Prager Schlacht mitgemacht, hab' dann unter Tilly die Rheinpfalz niederbrennen helfen — hei, da ging's toll her mit den rheinischen Weibern und Weinen, wenn auch der Feldherr selbst von beiden nie was hat wissen wollen. Ein seltsamer Kauz überhaupt, dieser Tilly! Muß wohl das schwere niederländische Blut sein, das dem Alten in den Adern fließt. Der kennt keine Tafelfreuden, keine Frauenliebe und hat nun seine achtundsechzig Jahre doch schon auf dem Buckel — lebt wie ein Mönch, Geld und Gut kümmert ihn nicht, das läßt er seinen Soldaten, die haben das schönste Leben unter ihm. Auch Fürst hätt' er schon lange sein können, aber er hat den Titel ausgeschlagen. Es ist ihm genug, daß man ihn den ersten Feldherrn unsrer Tage nennt."

„Oho!" unterbrach ihn da ein Friedländscher Jäger, „wozu Euer Ligistengeneral da beinahe siebzig Jahre gebraucht hat, das ist unser Herzog schon mit vierzig geworden. Wer wagt's, dem Wallenstein seinen Feldherrnruhm zu verkleinern?"

An den Nebentischen wurden die bechernden und würfelnden Soldaten durch die lauten Worte des Jägers auf das Gespräch aufmerksam.

„Was ist's mit dem Wallenstein?" drängten die einen näher.

„Wer verunglimpft unsern Feldhauptmann?" schrien andre.

„Vivat der Friedländer!" brüllten die dritten.

Der Küraſſierwachtmeister erhob beschwichtigend die Hand.

„Was quäkst Du so, Grünrock?" schrie er ärgerlich den Jäger an. „Würd' ich die Fahnen der Liga verlassen haben und jetzt des Friedländers Rock tragen, wenn mir's bei dem Wallenstein nicht besser gefiele? Als es dem Kaiser lästig wurde, daß er all seine Siege fremden Truppen, dem Bayernherzog und dem katholischen Für-

stenbund zu danken hatte und er ein eigenes Heer durch den Grafen Albrecht von Wallenstein werben ließ, da eilt' auch ich sofort zu den neuen Fahnen, die des Kaisers Majestät und des Grafen Kriegsruf mit Glorie umstrahlte. Denn der Tilly mit seinen drei Dutzend Siegen verstand in seiner finstern asketischen Gemütsart nicht das Herz des Soldaten an seinen prunklosen Namen zu fesseln, indes dem neu aufsteigenden jungen Gestirn des böhmischen Grafen unsre Hoffnungen auf Glanz und unermeßlichen Ruhm zuflogen."

„Das klingt schon anders, Wachtmeister," meinte der Jäger. „Wie Ihr jetzt sprecht, so ist's richtig. Donner und Doria, wenn sich der gemeine Kriegsmann über seinen schmucken Waffenrock freut, so will er auch seinen Anführer im wohlverdienten Glanz und Prunk sehen. Denn der Fürstenhermelin, der des Feldherrn Schulter umwallt, der Herzogshut, der sein Haupt schmückt, strahlt seinen Schimmer auch über unser schlichtes Soldatenwams; den haben wir ihm erringen helfen, den dankt er unsrer Tapferkeit, darum soll er ihn nicht hochmütig zurückweisen, sondern den Purpur tragen, den die Soldatenfaust aus Blut ihm geraubt."

„Ihr versteht die Worte fein und künstlich zu setzen, Jägersmann," wunderte sich Christoph Deckert, als der Beifall verklungen, den die schwungvolle Rede in den erhitzten Gemütern hervorgerufen. „Was waret Ihr, Kamerad, eh' Ihr das Schießgewehr auf die Schulter nahmt?"

Der junge Jäger sah spöttisch den Thorwächter an, der ihn mit zudringlicher Vertraulichkeit Kamerad zu nennen beliebte. Doch das herzlich dumme Gesicht mit den trunkenen gläsernen Augen machte ihn lachen.

„Jenun," erwiderte er, „ist's Euch nicht bekannt, daß die Glätzer von je im Rufe standen, daß sie fein beredte und erfahrene Leute seien, also daß sie ihre Herzensgedanken deutlich und geschickt mit Worten herfürbringen können, welches von einer Stadt ein besonderer Zierat? Von a l l e n Glätzern freilich dürfte dem gelehrten Herrn, der diese Behauptung in seiner Grafschafter Historia aufgestellt hat, dem Diakon Aelurius, der Beweis schwer gelingen."

Der Zecherkreis, der die Anspielung auf die schwerfällig lallende Zunge des Thorstehers wohl verstand, lachte hell auf. Jedoch Deckert merkte nicht die Fopperei, sondern strengte das dumpfe Gehirn an, um aus dem ersten Satze die Folgerung zu ziehen.

„Wollt Ihr — wollt Ihr damit sagen, daß Ihr selbst ein Glatzer Kind seid?"

Da begann der Jüngling leise zu singen:

„Ich kenn' ein Ländchen. Ist's auch klein,
Die Heimat ist's, die Heimat mein.
Ob ich auch Rast dort nimmer fand
Und zog in fernen Krieg —
Mein Heimatland, mein Glatzer Land,
Ach, nie vergeß' ich Dich!

Aus Priestermunde lernt' ich dort
Auf hoher Schul' manch gutes Wort.
Die Feder tauscht' ich mit dem Schwert
Und zog in fernen Krieg,
Doch blieb mein Glatz mir lieb und wert —
Ach, nie vergeß' ich Dich!

Arnestus, hoher Schutzpatron,
Geheiligt jedem Glatzer Sohn,
Einst nannt' ich Deinen Jünger mich,
Dann zog ich in den Krieg,
Ward ein Soldat — für Dich, für Dich!
Dem Kaiser — Kaiser Sieg!"

Dröhnend stimmte der Zecherkreis in den zu stürmischer Begeisterung sich erhebenden Schlußvers des anfangs so schwermütigen Liedes ein.

„Ja, ja," wackelte der plumpe Deckert mit dem schweren Kopfe, „unsre schönen Stadtschulen! Die stehen nun leer und verödet. Und ob die frommen Väter von der

Gesellschaft Jesu auch im vorigen Jahre den Unterricht wieder aufgenommen haben, so ist's gar schwer, wieder aufzubauen, was einmal zerstört wurde. In alle Winde haben sich die einstigen Zöglinge zerstreut und nur wenige kehrten zurück. Wer mag bei diesen Kriegszeiten auch an Wissenschaft und friedliche Studia denken? Manche Eltern weinen noch heute um ihre Söhne, die mit dem Kriegsvolk heimlich hinauszogen und verschollen sind. Mir scheint, Ihr habt auch zu ihnen gehört?"

Der junge Jäger erwiderte dem dreisten Frager:

„Wenn dem so wäre, geht's Euch nichts an."

Doch fuhr er nach einer Weile fort:

„Sagt, soll das Augustinerstift am Schloßberg, wo zuvor die ehrwürdigen Väter lehrten, nicht wieder aufgebaut werden?"

„Nein. Des Kaisers Wille ist es: Grund und Boden und was vom Mauerwerk noch erhalten geblieben, soll zur Verstärkung der Festungswerke Verwendung finden. Dafür haben die Patres die Johanniterkommende an der Pfaffengasse überwiesen erhalten mit allen Rechten, Gütern, Häusern und Freiheiten und außerdem hat ihnen kaiserliche Gnade auch das Hausgrundstück unsres früheren Bürgerältesten Mathäs Scholz geschenkt, der, wie Ihr vielleicht wißt, bei der Rebellion der Führer gewesen und mit Hab und Gut dafür hat büßen müssen. Wie groß stand er einst da! Nun hat er ins Elend flüchten müssen und auch sein letzter Trost, sein Sohn, ist verschwunden, verschollen, wohl im Kriege verdorben, vielleicht schon gestorben auf fremder Erde. Welch' ein Unglück ist dieser Krieg für alle!"

„Diabolo maledetto!" radebrechte ein Kroat von Graf Isolanis räuberischen Husarenregimentern, „eine fortune ist's für jeden echten rechten cavaliere, zu solcher Zeit geboren worden zu sein. Der Krieg! Brüderlein, es lebe der Krieg!"

„Es lebe der Wehrstand!" stieß der Jäger seinen Krug gegen den des Husaren und stürzte das schäumende

Naß in einem Zuge hinunter, grad als wollt' er eine trübe Erinnerung ersäufen.

„Und es gebe der Nährstand!" setzte der Kürassierwachtmeister die Trinksprüche fort und rieb seinen Becher gegen den des Thorstehers.

„Mein'twegen!" brummte dieser. „Ich hab' mein ganzes Eigentum hingeben müssen, bei mir ist nichts mehr zu holen. Nun preßt und plündert andre. Was mir recht war, muß andern billig sein. Nur immer zu, nur immer zu!"

„Richtig!" fiel der Jüngling im grünen Jägerrock ein, „wenn mich mein Animus nicht trügt, besaßt Ihr einmal eine große Gerberei unten auf der Sandinsel? Die Kaiserlichen haben sie Euch zusammengeschossen während der Belagerung?"

„So ist's. Doch hatten schon zuvor die Böhmischen, nachher die Markgräflichen und zuguterletzt die Thurnschen drinnen nicht viel übrig gelassen."

„Lebt denn Euer damaliges junges Ehegesponst noch? Und hörtet Ihr mal wieder was von dem „Schwarzen Heinz", dem tollen Rittmeister, der Anno dazumal bei Euch im Quartier lag? Er war das Heldenideal aller Glatzer Gymnasiasten und Backfische."

„Der Teufel mag den Baudiß wohl schon in den Krallen haben," murrte der Einarmige. „Hier der Armstumpf ist seine Bezahlung für Kost und Wohnung und andres mehr. Er wollte damals mit dem Grafen Thurn nach dem Brandenburgschen zurück und dort seinen Kohl bauen. Ob er's ausgeführt hat, weiß ich nicht, glaub's aber nicht von diesem hochfahrenden unsteten Gesellen."

„Wenn Ihr von dem Oberst Baudiß sprecht," mischte sich hier der Kürassierwachtmeister ins Gespräch, „dem Oberst Baudiß, der einmal bei den Thurnschen gestanden, dann vermag ich Euch Auskunft zu geben."

„Wir sprechen von einem Rittmeister Baudiß," berichtigte Deckert.

„Nun ja! Er ist aber kurz nach der Glatzer Belage-

rung Oberst geworden und hat beim Mansfelder Kriegsdienste genommen, als dieser, von Wallenstein an der Dessauer Brücke geschlagen, nach Brandenburg hinüberging, hier seine Banden durch schottische und dänische Hilfstruppen verstärkte, auch die Reste der Thurnschen Mannschaften, die von Glatz dort eingetroffen waren, mit seinem Heere vereinigte und nun sich anschickte, durch Schlesien und Ungarn durchzubrechen, hier zu dem friedbrüchigen Bethlen Gabor zu stoßen und dann den Kriegszug ins Herz der österreichischen Staaten fortzusetzen. Ein kühner Plan, an dem die beiden Grafen Thurn mitschmieden geholfen! Dem Hof zu Wien, als er hiervon hörte, fuhr der Schreck in alle Glieder. Wir Wallensteiner erhielten allsogleich Befehl, den König Christian von Dänemark, gegen den wir uns eben nach der Dessauer Schlacht gewendet, der Tillyschen Armee zu überlassen."

„Die ihn ja dann auch bei Königslutter über den Haufen geworfen hat," ergänzte der Jäger.

„Wir selbst aber," nickte der Kürassier, „mußten uns auf die Fährte der Mansfeldischen setzen, die Schlesien vollständig wehrlos gefunden, über Glogau und Oels mordbrennend Oberschlesien erreicht und sich in Kosel, Jägerndorf und anderen Waffenplätzen festgesetzt hatten. Aber Mansfeld drängte es, nach Ungarn weiterzukommen. Er ließ die dänischen und Thurnschen Truppen in Oberschlesien zurück und gab ihren Oberbefehl in die Hände des Herzogs Johann Ernst von Weimar."

„Ei, den hab' ich auch gekannt," brüstete sich Christoph. „War ja ein Intimus des verflossenen Winterkönigs und lag uns mit diesem zwei Tage auf den Taschen, als sie die Flucht aus Prag nach Glatz führte."

Der Wachtmeister fuhr fort: „Sechs Regimenter Infanterie waren es und dreitausend sechshundert Reiter, die ihm der Mansfeld zurückließ. Die Obersten Baudiß, Karpezan und Skubna kommandierten unter dem Herzog. Da starb der Weimaraner plötzlich. Das brachte Verwirrung in die Operationen des Feindes.

Dem Baudiß, als dem fähigsten der Truppenführer, mochten die dänischen Offiziere den Oberbefehl nicht gönnen. Trotzdem fielen die ersten Gefechte, als wir uns Kosel nahten, noch zu ihren Gunsten aus. Die Baudißschen Dragoner — weiß Gott! — zeigten sich ihrer Glatzer Ruhmesthaten würdig. Erst als im heurigen Frühjahr Wallenstein selbst mit der Hauptmacht der kaiserlichen Truppen heranrückte, gelang es uns, die Dänen nach Kosel hineinzuwerfen und die Festung einzuschließen. Vergebens suchte der „Schwarze Heinz" den Belagerten Luft zu schaffen durch verwegene Reiterausfälle; jetzt stand ihm ein andrer als der Lichtenstein — ein Wallenstein gegenüber und der ließ sich nicht hansnarren. Die in den kleinen Waffenplatz hineingedrängte Truppenmasse war zu groß, die Zeit zu kurz gewesen, um Kosel, wie einst Glatz, mit Kriegsvorräten zu versorgen. Hierzu kam die Kunde, daß der wankelmütige Gabor wieder Frieden mit dem Kaiser geschlossen, als er von den dänischen Mißerfolgen in Norddeutschland gehört und Mansfeld, arm an Geld und Truppen, statt Hilfe, die ganze Wallensteinsche Macht hinter sich drein den Ungarn auf den Hals zu bringen drohte. Der alte Haudegen mußte den Wanderstab weitersetzen; nach Venedig wollte er, doch unterwegs ereilte auch ihn der Tod. Wenige seiner alten Kampfgefährten waren um ihn geblieben, nachdem in Ungarn schon der letzte Rest seiner Kriegsbande sich aufgelöst hatte; als aber die tötlichen Fieberschauer seinen einst so eisernen Körper durchschüttelten, da ließ der Graf seinen Kriegsrock und den Degen sich anlegen und erwartete stehend, auf zwei Offiziere gestützt, das ruhmlose Ende."

„Ruhmlos nennt Ihr solchen Tod?" ereiferte sich der junge Jäger. „War Mansfeld auch unser Feind, so war er doch der tapferste der Gegner, hielt ganz allein dem Kaiser Widerstand — er, der schlichte Edelmann, indes Herzöge und Fürsten daheim hockten und sich den Teufel um die Bedrängnis ihrer Glaubensgenossen

kümmerten. Was würdet Ihr denn zu dem Bayernherzog gesagt haben, wenn der fein klug zu Haus geblieben und den Kaiser in seiner Not allein gelassen hätte? Nun lobt man Herzog Maximilian allerwegen — ein Lob, dessen die beiden George im kursächsischen und kurbrandenburgischen Purpur bei den Ihrigen entbehren. Für uns freilich ist's ein Glück, daß der Krieg solch jammerselige Herren auf den protestantischen Thronen getroffen; hätt' der Jägerdorfer an seines Neffen Stelle Brandenburg zu regieren gehabt, hätt' Mansfelds unbezwingliche Kriegslust in des Pfälzers Brust gelebt, hätt' Thurn zu Glatz ein Königreich hinter sich gehabt — Freunde, wir säßen heut' nicht so friedlich hier im privilegierten Schankhaus der guten Stadt Glatz."

„Es leuchte der gute Stern unsrer Sache auch fürderhin!" trank der Wachtmeister dem Jäger zu.

„Ich trinke auf des Friedländers Glück und Ruhm," that der Jüngling Bescheid. Da klapperten im Gastzimmer überall die Deckelkrüge und alle tranken auf des vergötterten Feldherrn Wohlergehn.

„Nun erzählt aber endlich," drängte Christoph Deckert den Wachtmeister, „wie ist's dem Baudiß denn in Kosel ergangen? Hat man ihn gefangen und an den Galgen gehängt? Sprecht doch, ich brenne vor Begier, von ihm zu hören."

„Sind wir Henkersknechte," entrüstete sich der Kürassier, „daß Ihr uns zumutet, tapfere Feinde wie Galgenvögel zu behandeln? Auch hängt man keinen, ehe man ihn nicht fängt. Na und den „Schwarzen Heinz" fangen, wär' schon ein Kunststück. Auf und davon ist uns der Kerl gegangen, mitten in der Nacht— mitten durch das Belagerungsheer hindurch — und nicht allein! Ei Gott bewahre, die Hälfte der Truppen, die wir schon in der Mausefalle wähnten, hat er mit sich geführt und nach Polen hinübergerettet und der Graf Schlick —"

„Ah, derselbe, der vor Glatz am Böhmischen Thore

die mährischen Söldner befehligte?" fragte der Thorsteher.

„Und nun den Flüchtigen nachgejagt wurde," bestätigte der Wachtmeister kopfnickend, „aber er kehrte unverrichteter Sache heim und besah sich höchstens noch einige blutige Beulen, die ihm die Baudißschen Dragoner beim allzu hitzigen Näherkommen applizierten. Ein paar Tage später kapitulierte Kosel mit dem letzten Rest der Mansfeldschen Armee."

„Und weiter wißt Ihr nichts von dem Baudiß?"

„Ich hörte, er sei zu den Schweden gegangen und habe dem jungen Gustav Adolf, ihrem neuen König, seine Kriegsdienste gegen die Polen angetragen."

„Tausendmal schade," knurrte Christoph grimmig, „daß der Schurke hat wieder entwischen dürfen," und stürzte ein neues Glas Gerstensaft durch die Gurgel, obwohl er kaum den schweren Kopf noch aufrecht halten konnte.

V.

In dieser rachsüchtigen Stimmung beging nun der Trunkene, der, wenn er seiner Sinne nicht mehr mächtig war, immer irgend einen Zank vom Zaune zu brechen pflegte, die Unvorsichtigkeit, spöttische Bemerkungen über die Wallensteiner fallen zu lassen, die nicht einmal eine versprengte und abgehetzte Abenteurerbande in ihre Gewalt zu bringen vermöchten. Die Sticheleien wurden von den Kriegsleuten natürlich noch vergröbert zurückgegeben, worauf Deckert wiederum entgegnete, daß sie zwar Männer nicht zu fassen verstünden, wohl aber treffliche Mädchenjäger wären, die das achtjährige Kind so wenig wie die achtzigjährige Greisin mit ihren Lüsten verschonten und sogar über pestkranke Weiber hergefallen wären.

„Möge Dir selbst die Pest in Dein Schandmaul fahren!" schrie der Kroat wütend und wollte auf den Trunkenen losgehen.

In diesem Augenblick brach an einem Nebentische ein großes Halloh los. Dort hatten sich einige Musketiere mit ein paar Bauersöhnen niedergelassen, die aus dem Landeckschen nach der Stadt gekommen waren, den Friedländer zu sehen. Es waren ein paar prächtige breitschultrige Burschen, echte Gebirgssöhne, die den Augen der Wallensteinschen Werber nicht hatten entgehen können. Aber alle verlockenden Schilderungen des Kriegslebens waren nicht im stande, die ehrlichen Burschen ihrer Heimat, ihren Eltern zu entführen, deren Stütze sie waren. Wohl aber ließ ihre Treuherzigkeit sie gern der Einladung der Soldaten zu einem Kruge Bier folgen. Man stieß auf des Kaisers Gesundheit an und leerte die Krüge.

Plötzlich stutzten die Bauern. Sie hielten die Krugöffnung gegen das Licht, schauten in das Gefäß, schüttelten es, es klirrte wie Geld gegen die zinnernen Wände. Ein schadenfrohes Gelächter erhob sich unter den Soldaten.

„Nun seid Ihr unser!“ lachte einer der Musketiere.

„Auf gute Kameradschaft!“ gröhlte ein andrer.

Die Bauerburschen meinten, man treibe nur einen Spaß mit ihnen, und wollten die Geldstücke zurückgeben.

„Daß wir Esel wären!“ höhnten die Werber und wehrten das Geld ab. „Ihr habt das Angeld in Händen gehabt, nun steht Ihr im Solde des Herzogs von Friedland. Macht keine solchen dämlichen Bauernfratzen, sondern schickt Euch darein. Tausend andre sind vor Euch in diese Falle gegangen und haben's nimmer bereut. Prosit! Noch einmal auf des Kaisers Gesundheit!“

Aber den erschrockenen Bauernburschen war die Trinkluft vergangen.

„Was?“ schrie da ein Soldat. „Ihr Hundsfötter wollt nicht Bescheid thun, wo man die Gesundheit der Majestät ausbringt? Ah, so seid Ihr versteckte Rebellen, — Erzschufte! In Eisen wird man Euch schlagen und

kirre zu machen wissen. Wählt! Entweder des Kaisers Soldaten oder des Kaisers Feinde!“

„Das ist denn doch ein starkes Stück!“ brach da vom Nebentisch Christoph Deckert in diesen Handel hinein. „So vergewaltigt man uns arme Glätzer? So überlistet und überfällt man harmlose Jünglinge? Ihr seid die Hundsfötter und Schurken, nicht wir, ehrsame Bürgers- und Bauersleute. Nein, schimpft uns geruhig Stubenhocker, Spießbürger, Ochsenknechte, aber die Hundsfötter und Schurken behaltet für Euch als Ehrentitel.“

„Was, der Einarm, der elende Krüppel, der Trunkenbold will des Kaisers Soldaten verunehren? Nieder mit ihm! Werft ihn hinaus! Dorthin zum Fenster! In den Mühlgraben hinunter!“

Der tötliche Sturz wäre dem Unseligen wohl nicht erspart geblieben, wenn nicht den Wirrwarr die beiden Bauernburschen zu benutzen versucht hätten, Fersengeld zu geben. Dies war die kostbarere Beute und auf sie stürzte sich der Menschenknäuel, rang sie zu Boden, bändigte, fesselte sie, indes Deckert, von wenigen verfolgt, zur Thür entwischte und die Straße zu erreichen suchte. Da — fast schon draußen — erhielt er von einem der Verfolger einen Dolchstich in den Rücken und taumelnd stürzte er die Steinstufen hinunter, just vor die Füße des vorüberwandelnden Dechanten.

Mit tiefem Schrecken empfing Ursula Deckert den traurigen Zug, als die Männer keuchend die enge dunkle ächzende Wendeltreppe erklommen und die schwere Last in der ärmlichen Bodenkammer niederbetteten, die der Thorwächterfamilie zur Wohnung angewiesen worden war. Aber zu ehrlich und starrsinnig war Ursula, etwa Thränen oder Klagen zu erheucheln um den unwürdigen Gatten. Sie fragte und jammerte nicht erst, wie und wo das Unglück sich zugetragen; stumm und still ordnete sie die Bettkissen, richtete den Kopf des Verwundeten in eine bequeme Lage und sprach beruhigende Worte zu dem

weinenden Pflegetöchterchen, das sich über den Anblick des blutbespritzten Pflegevaters entsetzt hatte.

Einer der Männer war inzwischen gegangen, den Chirurgen zu holen. Aber er blieb lange weg, und als er zurückkehrte, meldete er, daß der Arzt vor einer Stunde nicht kommen könne, da auf dem Holzplane sich eine große Soldatenschlägerei ereignet habe und der Doktor dort mit Schneiden und Brennen und Nähen vorerst reichlich zu thun habe.

Schmerzlich schüttelte Dechant Keck das greise Haupt, als er von dieser neuen Zuchtlosigkeit hörte; dann aber sah er von einem zum andern der Männer, deutete auf den bewußtlos Niederliegenden und fragte bekümmert: „Was nun?“

Da trat einer der Männer, der schon an Ort und Stelle der Blutthat die Wunde notdürftig mit einem aus seinem weiten Reitermantel herausgerissenen Tuchfetzen verstopft hatte, aus dem dunklen Fensterwinkel, in dem er bisher verharrt, in den trüben Lichtkreis der Oellampe und bot seine Hilfe an, sofern man den Wunden seiner Laienkunst anvertrauen wolle.

Ursula war beim Klange dieser sanften, leise erzitternden Stimme zusammengezuckt. Aus ihrem bleichen verhärmten Gesicht starrten die von vielem, vielem Weinen müd und matt gewordenen Augen auf den Fremden, der jetzt den verhüllenden Mantel, den beschattenden Hut zu Boden fallen ließ.

Verdutzt traten die andern Männer von ihm zurück. Nur der geistliche Herr reichte ihm freundlich die Hand.

„Ihr seid's, Hans Caspar? Eine gütige Vorsehung führte Euch hierher. An manchem Krankenlager hörte ich schon von Eurer geschickten Hand und der Heilkraft Eurer Medikamente. So versucht mit Gott, ob Ihr auch diesen Mann zu retten vermögt.“

Hans Caspar, des Scharfrichters Sohn, trat an das Bett. Ohne sich umzuschauen, bat er um eine Schüssel

mit Wasser. Ursula ging, sie zu holen. Welch ein Wiedersehen!

Nie wieder waren sich die beiden begegnet, die sich einst so lieb gehabt. Nun stand er, den sie schaudernd damals zurückgewiesen, den sie ohne Abschiedsworte hatte von sich gehen lassen, am Krankenlager dessen, der ihm sein Glück geraubt, der ihn verachtet, verhöhnt, verfolgt — ja beinahe aufs Schaffot gebracht hatte.

Denn als die Stadt in die Gewalt der Kaiserlichen gekommen war und die kaiserliche Untersuchungskommission unter dem Vorsitz des Grafen Sesyma von Wirtbi alle der Rebellion Beschuldigten vor ihren Richterstuhl zog, da war der eifrigsten Angeber einer Christoph Deckert gewesen, der dem bei dieser Kommission als Staatsanwalt bestellten kaiserlichen Fiskal Jeremias Reinwald die häßlichsten Denunziantendienste leistete. Persönliche Rachsucht stachelte den Sykophanten an, auch Hans Caspar als einen Erzfeind des kaiserlichen Hauses hinzustellen und seine Verhaftung zu bewirken.

In der That lagen gegen den Gefangenen schlimme Verdachtsgründe vor. Deckert verstand es, in gehässiger Weise das angeblich höchst vertrauliche Benehmen des Jünglings zu schildern, das dieser dem Rittmeister Baudiß gegenüber zur Schau getragen, als er den Vortrab der Thurnschen an das Brückthor geleitet und so durch seinen Führerdienst die Ueberrumpelung der Stadt seitens der Feinde des Kaisers ermöglicht habe. Zufall sollte es gewesen sein, daß Hans Caspar just an diesem Tage in dieser Richtung ausgeritten sei? Einen Kranken wolle er besucht haben? Was habe ein Henkersknecht an Krankenbetten zu thun? Er — Christoph Deckert — behaupte, daß der Angeklagte mit Vorsatz den Thurnschen entgegengeritten sei und ihnen seine Verräterdienste angeboten habe, um sich lieb Kind bei den neuen Gewalthabern zu machen. Er verstehe ja vortrefflich, den Mantel nach dem Winde zu drehen. Beweis dessen sei das nachmalige Geheiß des Grafen Schlick, bei dem alle-

meinen Niederbrennen der Glatzer Vorstädte das Caspar-sche Gehöft zu schonen. Allein was die unehrliche Sipp-schaft damals für ihr Glück angesehen, müsse ihr nun zum Verhängnis werden, denn die Haussuchung habe eine große Zahl kostbarer Bücher in ihrer Hütte zu Tage ge-förderi, die bei der Plünderung des Thumstiftes auf dem Schloßberge geraubt und weggeschafft worden seien. So-mit sei auch erwiesen, daß die Caspars bei diesen gegen die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu verübten un-erhörten Frevelthaten beteiligt gewesen seien.

Mit teuflischer Schadenfreude hatte Christoph sei-nem Weibe erzählt, daß ihrem einstigen Liebhaber nun-mehr der Galgen sicher sei.

Ursula war schon damals nicht mehr die thatkräf-tige willensstarke Frau von dereinst. Dies eine Jahr ihres Lebens hatte aus der lustigen Vitz Ursel ein stum-mes und stumpfes Weib geschaffen. Zuerst das jähe schreckliche Erwachen aus dem ersten Liebestraum, die schwere Nervenkrankheit, die Unbarmherzigkeit des Vaters und die Ehe mit Christoph Deckert — dann die Schrecken der Belagerung, Rosinas Herzeleid und die Bedrängnis der eignen Seele in sündiger Liebesleidenschaft, das schauer-volle Ende der Eltern, der Zusammenbruch des Deckert-schen Hauses, der vermeintliche Tod des schurkischen Gatten — der neue schöne Traum eines großen Glückes nach allen Stürmen und Leiden ihres jungen Lebens und dann die furchtbare Stunde, wo die Toten wieder aufzuerstehen schienen und hohnlachend ihr Peiniger zwi-schen sie und den Geliebten trat!

Oh, wenn nicht das Kind gewesen wäre, der Freun-din heiliges Vermächtnis, so hätte sie wohl ein Ende ge-macht ihrem irdischen Jammer. So aber blieb sie, das kleine hilflose Wesen zu betreuen; tausend Thränen flossen in bittren Nächten wohl auf die Wiege nieder, röteten die Augen, trübten ihren Glanz, zogen Striche und Furchen in das verwelkende Antlitz. Aber sie blieb und erhielt sich dem Kinde.

Und zur Sorge um dieses nahm sie auch die Sorge um den Mann auf sich, den das Schicksal ihr nun einmal zur Seite gegeben. Nie wieder kam ein heftiges Wort, eine Scheltrede über ihre Lippen gegen den Wüst-ling, der — ob seiner Angeberei allgemeiner Verachtung anheim gefallen — im Trunke Trost suchte und nicht nur seine geringe Löhnung dem Teufel Alkohol zuschleppte, sondern auch sein Weib um Geld preßte und prügelte.

Ursula duldete selbst diese körperliche Beschimpfung schweigend. Es konnte ihr nicht genug der Buße werden, um zu sühnen, was sie gefehlt. Die gewaltigen Buß-predigten des greisen Dechanten, die in der ehrwürdigen Pfarrkirche tausende von Seelen zur Einkehr, zur Ab-kehr von dem entsetzlichen Verfall der Sitten mahnten, erschütterten auch ihr zerrissenes blutendes Herz; doch was der feurige Sittenprediger da niederriß und zer-schmetterte — Hochfahrenheit, Haß, Unglauben — das baute er im stillen Beichtstuhl wieder auf durch die Trö-stungen, Verheißungen eines milden vergebenden Prie-sterherzens.

Zu ihm, dem ehrwürdigen Pfarrherrn, trug Ursula nun auch ihre Angst um das bedrohte Leben des Einstge-liebten. Sie wußte ja aus Heinrich Baudiß' eignem Munde, daß Hans Caspar an jenem 1. Februar des Jahres 1622 in Wahrheit unfreiwillig Führer der Thurnschen Vorhut gewesen; sie beichtete dem Priester auch die Ursache, warum Christoph dem Sohne des Scharfrichters solch unversöhnlichen Haß nachtrug.

Hieronymus Keck war selber aufs höchste bestürzt, als er hier aus seines Beichtkindes Mund erfuhr, daß man gegen Hans Caspar eine hochnotpeinliche Unter-suchung eingeleitet habe. War doch der alte Caspar einer der wenigen Männer in der Grafschaft gewesen, der mit seiner Familie bei der katholischen Kirche geblieben durch die ganze Zeit der Bedrängnis; nun wollte ihn dieser Ueberläufer, dieser Wettermäntler in Not und Trauer um seinen einzigen Sohn stürzen?

Es war eine schimpfliche Stunde, als Christoph Deckert vor der kaiserlichen Kommission sein falsches Zeugnis wider den Angeklagten abgelegt hatte und nun diesem eine unerwartete Verteidigung in der glänzenden Beredsamkeit des Glatzer Stadtpfarrers erstand. In Grund und Boden hinein stampfte der feurige Greis die Glaubwürdigkeit des feilen Sykophanten und schloß mit einem heftigen Aufruf an die kaiserlichen Räte, der Verfolgung genug sein zu lassen und mit ihm die reuige, bitter gestrafte Grafschaft der Gnade ihres kaiserlichen Herrn zu empfehlen.

Und Kecks Fürbitte am Kaiserthrone hatte Erfolg. Als am 22. November 1625 auf dem Schlosse zu Glatz die Verlesung der Strafurteile vollendet war, konnten zugleich die kaiserlichen Bevollmächtigten im Namen des höchsten Landesherrn den Städten der Grafschaft völlige Verzeihung des Geschehenen und Gnade verkünden und ins Glockengeläut der Kirchen klangen von den Türmen die Dankchoräle der Stadtbläser. Und noch kein Jahr war verflossen, da milderte des Kaisers Gnade auch die gegen die Haupträdelsführer ergangenen Strafurteile.

In diesen fünf Jahren hatte Ursula ein Leben der Demütigung und des Elends an der Seite des anrüchigen Trunkenbolds geführt. Wie kümmerlich und ärmlich schaute doch diese niedrige kahle Dachkammer aus!

Hans Caspar krampfte sich das Herz zusammen, als er unbeobachtet in der dunklen Fensternische den unwirtlichen Raum gemustert hatte. Aber schmerzlicher berührte ihn noch die kummergebeugte gramvolle Erscheinung der einst so teuren Frau. Wie war Ursula gealtert, wie abgezehrt lagen die einst so vollen frischen Wangen unter den matten rottriefigen Augen!

Ah! Dieser Mann da auf dem Bette, den noch der Fuselhauch umschwebte, wenn seinem Munde ein Stöhnen entfuhr — was hatte er aus Ursula gemacht!

Und dennoch zögerte er nicht, den Todfeind dem Leben zu erhalten. Mit zarter Behutsamkeit, um ihm ja nicht weh zu thun, untersuchte er die Stichwunde. Und sein gutes Herz ließ ihn besorgt und mitleidig den Kopf schütteln, als er die Tiefe und Gefährlichkeit des Dolchstoßes erkannte. Ohne Ursula anzublicken, nahm er aus ihren Händen die Schüssel Wasser, wusch die Wunde aus, zerriß ein altes Hemd, das Ursula auf sein Verlangen gebracht, und verband mit geschickten Händen die verletzte Stelle.

Als er damit zu Ende, trat der geistliche Herr zu ihm und drückte ihm still die Hand.

„Thut wohl denen, die Euch hassen," sprach er leise.

Da trat auch Ursula zu Caspar. Sie sah nicht zu ihm auf, sie schaute müde auf den blonden Kinderkopf, der sich ängstlich in ihre Kleiderfalten schmiegte.

„Geh, Rosi'l," sagte sie und schob das Mägdlein zu dem fremden Mann, „gieb dem guten Mann Deine unschuldige Kinderhand und sag' ihm ein Vergelt Gott an meiner Statt, weil er's von mir nicht mehr annehmen kann."

„Ursula," stieß Hans Caspar hervor, „wie mögt Ihr so reden? Hier meine Hand! Und wenn Euch nicht meine Nähe mehr graut, so will ich gern wiederkommen und nach dem Verwundeten schauen."

VI.

In schweren Fieberträumen wälzte sich Christoph Deckert auf seinem Strohlager. Die Qualen eines niederträchtigen Gewissens schüttelten den siechen Leib und erhitzten das Gehirn mit höllischen Phantasien, die des Kranken erlöschende Seele durch alle Strafen des Fegefeuers jagten. Entsetzlich klangen seine Hilferufe, wie die eines in erstickendem Morast versinkenden Menschen,

furchtbar war sein Kämpfen gegen unsichtbare dämonische Mächte.

Und dennoch, als in einer fiebersinkenden halben Stunde dem Wunden das Bewußtsein zurückkehrte, da stahl sich die seiner Natur eingewurzelte Niedertracht alsogleich wieder hervor und die rachsüchtige Regung trieb ihn, Ursula zu berichten, was ihm der Kürassierwachtmeister in der „Taberne" über Heinrich Baudiß erzählt hatte. Er wußte, daß er ihr damit weh thun konnte, weil sie der stillen Zuversicht gelebt, Baudiß sei seinem Vorhaben treu geblieben und habe in der Heimat Ergebenheit in das Schicksal, Ruhe und Frieden in der harten Arbeit und Bebauung der Vatererde gefunden. Nun war er ein heimatloser unsteter Abenteurer geblieben und trug das heiße Herz dem Kampfe, dem Feinde, dem Tode entgegen. Friedlos war er — glücklos war sie! Und der Frieden und Glück ihnen genommen, lag hier auf elendem Bette und ergötzte noch in seinen Todesängsten die neidische Seele durch die frohlockende Gewißheit, viel Menschenglück zerstört zu haben.

Täglich stieg unbemerkt in der Abendstunde Hans Caspar die knarrenden Holzstiegen zur Deckertschen Wohnung empor. Noch hatte ihn der Kranke nicht erkannt. Die ärztliche Kunst des Scharfrichtersohnes glaubte endlich, dem Tode dies Opfer abgerungen zu haben. Die Wunde heilte gut, das Fieber ließ langsam nach. Nahrhafte Speisen, stärkenden Wein spendete der gütige Pfarrherr, doch ließ er streng befehlen, daß auch Ursula und das kleine Röschen sich die nötige Pflege angedeihen ließen. Ursula mit ihrem durchwachten wachsbleichen Gesicht hätte solcher Stärkung wohl am meisten bedurft, aber sie ließ Speise und Trank dem Kranken und dem Kinde und, wie seit fünf Jahren, blieb trocken Brot und Wasser auch in diesen Tagen ihre einzige Nahrung.

Aber diese, wenn auch aus selbstloser Hingabe verschuldete Entkräftung sollte eine furchtbare Wirkung haben.

Es war just eine Woche seit der Durchreise des Herzogs von Friedland verflossen, als Hans Caspar zu seinem gewohnten kurzen Abendbesuch am Bette des Kranken erschien. Hans und Ursula pflegten bei diesen Besuchen nur wenige Worte, die sich auf das Befinden des Verwundeten und seine Pflege bezogen, zu wechseln; kaum daß sie bei der Begrüßung einander flüchtig und scheu ansahen. Nur mit der kleinen Rosina hatte der „Ohm Doktor" eine kindliche Freundschaft geschlossen und seine Kinderliebe brachte ihr bald einen Strauß Feldblumen, bald eine Näscherei mit, die er aus selbstgewonnenem Honig mit dem gleichen Geschick, wie seine bitteren Heiltränklein, zu fertigen verstand.

Aber heute weilte sein besorgter Blick doch länger an Ursulas bleichem Gesicht. Sie sah schrecklich elend aus und schien sich kaum auf den Füßen halten zu können.

„Ihr fiebert?" fragte er, ihre heiße, zum Gruße gebotene Hand festhaltend und den Puls prüfend. Ursula wollte nichts davon wissen. Plötzlich bemerkte Hans auf ihrer Schürze Blutspuren.

„Was ist das?" fuhr er bestürzt fort. „Ihr habt Blut gespuckt?"

Nun gewahrte er auch einige kleine Flecke an ihrem Halse. Er wurde todesbleich.

„Die Pest!" entfuhr's ihm unwillkürlich von den Lippen.

Die Pest! Der schwarze Tod im Hause! Jene grauenhafte Seuche, das riesenhafte Gespenst, das nun seit fast zwei Jahrhunderten Europa niederwürgte, das die Städte entvölkerte, ganze Dörfer verödete, das zu Hunderttausenden die Menschen fortraffte und die wahnwitzigste Furcht über weite Landstriche säte!

„Die Pest!" gellte es durch die Kammer.

Nicht Ursula hatte den schrillen Schrei ausgestoßen,

sie war nur jäh zurückgetreten und streckte gegen das Kind, das sich an den Mantel des jungen Freundes gehängt hatte, abwehrend die mageren durchleuchtenden Hände aus, damit es ihr nicht nahe komme und das Gift in sich aufnehme. Nur dies war ihr Gedanke gewesen, nur dies ihr Schmerz, daß ihr Liebling nun zum zweiten Male die Mutter verlieren sollte.

Nicht von ihren blutlosen Lippen — aus dem Winkel war der Ruf des Entsetzens gekommen, wo der Kranke in den groblinnenen Kissen auf der harten Streu lag.

Zum erstenmal waren die abendlichen Fieberphantasien dem Verwundeten fern geblieben. Mit offenen Augen hatte er schon eine Weile gelegen und neugierig nach der Thür geschaut, als ein Männerschritt draußen auf der Stiege geknarrt hatte. Wie? War das nicht Hans Caspar, der Scharfrichtersohn: Ursulas einstiger Liebhaber?

Ha! Tod und Teufel! Während er hier bewußtlos gelegen, hatten die beiden die alte Liebschaft an seinem Krankenbette wieder angeknüpft! Man hatte sein Sterben nicht abwarten mögen, man war zu sicher seines Todes gewesen. Wie er ihre Hand festhielt und zärtlich drückte! Wie er ihr liebevoll in die Augen sah!

Aber er — Christoph Deckert — fühlte frische Lebenskraft in sich, er wollte dem Elenden an die Kehle springen, wenn er sich seinem Lager näherte! Und mit in sich lachender Wut gedachte er jenes Oktobertages, wo die Kaiserlichen in das gefallene Glatz eingezogen waren und er just in eine gleiche Liebesszene hineingebrochen war, nur daß seine Feigheit damals ihn nicht dem überlegenen Nebenbuhler an die Gurgel hatte gehen lassen.

Und wie er so mit glühenden tückischen Augen die Begegnung der beiden verfolgte, fiel in sein rachespinnendes Gehirn wie ein Blitz das Wort: „Die Pest!"

„Die Pest!" gellte er und warf sich in den Kissen empor. „Die Pest! Verfluchtes Natterngezücht! Hinaus! Hinaus! Der Buhlschaft ist's genug an meinem Bette!

Behalt die Dirne für Dich, Du Henkerssohn! Nimm auch den Bastard dazu! Ich schenk' sie Dir beide und die Pest obendrein als Hochzeitsgast! Nur hinaus! Ich will nicht sterben — nicht verderben durch Eure Vergiftung!"

Im Hemd, mit nackten Beinen war der vor Furcht und Wut sinnverwirrte Mann aus dem Bett zur Erde gesprungen. Die Rechte warf er geballt in die Höhe, als wolle er sich auf die kleine Gruppe stürzen und sie niederschmettern. Aber plötzlich riß ihn selbst ein furchtbarer Ruck rücklings in die Kissen und ein Blutstrom rötete das Linnen.

„Um Gott, der Verband hat sich gelöst," rief Hans Caspar, „die Wunde ist wieder aufgebrochen," und eilte dem Verwundeten zu Hilfe.

Zu spät! Mit einem röchelnden Zucken streckte sich der Körper zur Todesstarre. Hier war nichts mehr zu helfen. Aber ein teureres Leben galt es nun zu retten.

„Laßt mich nur ruhig hier sterben," wies Ursula des Freundes Annäherung mit rührendem Flehen zurück. „Nur die eine Liebe erweist mir: nehmt das Kind mit Euch, seid ihm ein Vater — bei unsrer selig-unseligen Jugendliebe, Hans, beschwöre ich Dich darum!"

Hans!

Sein Name war ihm wieder entgegengeklungen aus dem geliebten Mund! Wie einst im Mai ihres Lebens! Wie einst im Mai! Aber er wagte das teure Du nicht zu erwidern. Die heiße Angst um ein Drittes — um das Liebste, was ihr Herz noch kannte — hatte ihr ja dieses Wort entrungen. Und so erwiderte er:

„Um das Kind sorgt Euch nicht, Ursula. Vorerst bringe ich es zu dem gütigen Dechanten; seine treue Haushälterin wird es gern auf eine Zeit behüten. Dann kehre ich wieder und hole Euch in mein Vaterhaus. Keine Einrede! Meint Ihr, daß ich Euch hier allein ließe? Das Haus müßte der Ansteckungsgefahr wegen abgesperrt werden; da wird's dem Magistrat eine Erleichterung sein, wenn er Euch außerhalb der Mauern weiß. Unsre

Hütte liegt abseits und einsam, da kommt kein Mensch in Gefahr. Und meine Eltern sind von Furcht frei. Ihr werdet die beste Pflege haben."

„Nimmer bringt Ihr mich dorthin," wehrte Ursula.

„Dann müßte ich glauben," sagte traurig der Mann, „daß Ihr lieber elend umkommen wollt, als unter einem unehrlichen Dache liegen."

„Nein, nein!" rief Ursula hastig, „das nicht — das sollt Ihr nicht glauben. Kommt wieder, ich werde mit Euch gehen. Und nun leb wohl, mein Liebling," schluchzte sie, mit der Hand dem blonden Lockenkopf zuwinkend, den sie nicht mehr liebkosen durfte, „leb wohl, mein Kind, mein liebes gutes Kind!"

Hans Caspar trug Röschen, in seinen Mantel gehüllt, zur Kammer hinaus. Einsam mit dem Toten blieb das Weib zurück, erbebend in bitterstem Jammer.

Wie schwer — wie furchtbar schwer ließ sie doch Gott der Herr büßen! Den Kelch des Leidens hatte sie bis auf die Neige trinken müssen.

So glaubte sie. Doch der Kelch war noch nicht geleert.

Durch die Straßen von Glatz flog die Schreckenskunde, daß im Wächterhause am Böhmischen Thor die Pest ausgebrochen sei. In panischer Furcht flohen die Bewohner aus dem verfehmten Hause. Das hatte grade noch gefehlt, daß dieses Weibsstück, die Ursula Deckertin, auch noch den schwarzen Tod über die Stadt brachte. Und die scharfen Zungen begannen aufs neue und böser zu sticheln und zu stechen als je zuvor: ihr Lebenswandel — ja, ja — die Liebschaft mit dem schwarzen Rittmeister — ihr Hochmut — es war ja klar: sie allein war an dem Unglück des einst so angesehenen Deckertschen Hauses schuld, sie hatte ihren Mann dem Trunke zugetrieben — sie hatte durch ihre Kuppelei auch die Schmach über die Familie Grantz beschworen — und jetzt der plötzliche Tod des Christoph Deckert? Hm, was hatte der furchtbare

Schrei zu bedeuten gehabt, der seinem Tode vorangegangen?

Eine Mitbewohnerin des Thorhauses schwor darauf, daß es die Stimme des Verstorbenen gewesen und daß sie aus dem Gebrüll das Wort „Vergiftung" herausgehört habe.

Ah! und wer war denn die schwarze vermummte Mannesgestalt gewesen, die gleich darauf mit einem schweren Bündel die Treppe heruntergekommen? Vielleicht ein Mithelfer am Mord? Oder gar der Gottseibeiuns selbst, dem die Deckertin ihre Seele verschrieben?

Die männlichen und weiblichen Klatschmäuler von Glatz schauerten zusammen. Ja, ja — die rottriefenden Augen und der scheue Blick — kein Zweifel: eine Hexe war die Ursula Deckertin!

Dichter und dichter zogen sich die wahnwitzigen Verleumdungen um das unschuldige Weib zusammen, das, um Leben und Tod kämpfend, draußen in der weltabgeschiedenen Hütte des Glatzer Scharfrichters darniederlag. Schreckliche Fieber durchglühten den schwachen, von Beulen und schwarzen Flecken schauerlich entstellten Frauenleib, doch Hans Caspar wich durch drei Tage und Nächte nicht von dem Krankenbett, bis die Entscheidung zum Leben oder Tod gefallen war.

Ursula gesundete. Welch ein köstliches Wiedersehen, als Hans Caspar ihr eines Morgens das Röschen aus dem Pfarrhofe zuführte! Nur die erste Minute trübte ein leichter Schmerz. Das Kind vermochte die Mutter nicht wiederzuerkennen, so zusammengefallen und greisenhaft schaute die Unglückliche aus.

Und eine eigene Schwäche in den Beinen blieb ihr von der Krankheit für immer zurück. Nur mit Hilfe von Krücken vermochte sie fortan sich fortzubewegen und schwerbekümmert fragte sie sich, was aus ihr und ihrem Liebling in der Zukunft werden sollte.

Hans Caspar besprach sich deswegen mit den Eltern. Der alte Scharfrichter, so sehr ihn auch sein grausiger

Beruf äußerlich verroht haben mochte, hatte auf der andern Seite doch eine milde Hand und ein gutes Herz, in das sich nur allzubald der kleine goldne Sonnenstrahl, die blonde Rosi'l, eingestohlen hatte.

„Das Kind lass' ich nicht mehr von mir," polterte er in seiner scheinbar unwirschen Art zu Ursula, „Ihr macht uns alle glücklich, wenn Ihr bleibt. Seht, da hab' ich schon vor Jahren einen Anbau an das Haus fügen lassen; er enthält zwar nur zwei kleine Räume und sollte mir und meiner Eheliebsten als Altenteil dienen, wenn der Junge, unser Hans, einmal ein junges Weib uns zuführen würde. Aber weiß der Himmel, der Junge hat das Heiraten verschworen — na, das müssen wir halt auf eine andere Weise sorgen, daß uns im Alter eine sanfte liebe Kindeshand die kleinen Bequemlichkeiten reicht, die es so gern hat. Machen wir also einen Pakt, liebe Frau Ursula: Ihr bezieht mit Röschen den Anbau, wir sorgen für Euern Unterhalt. Ist das Mädel groß geworden, so hat sie uns und Euch zu verpflegen und dem Hans die Wirtschaft zu führen. Also schlagt ein und seid kein Frosch!"

Ursula mußte lächeln über den alten derben Mann, der doch so zartfühlig eine Wohlthat umzuwandeln verstand in einen scheinbaren Gegendienst.

So ward das einsame verrufene Haus am Wege gen Reichenstein Ursulas stille Zuflucht und Röschens Heimat. Hier wuchs das Kind in freier frischer Bergesluft, im schattigen Gärtchen, auf sonnigem Hügelhang auf; die Welt da drüben über dem Fluß, die Stadt mit ihren engen Gassen und engherzigen Menschen blieb ihr ein fremdes gemiedenes Reich und die Verfehmdung, die auch die beiden neuen Bewohnerinnen des Scharfrichters traf, bekümmerte dies fröhliche Mädchenherz nie.

Einen einzigen in ganz Glatz hielt die Acht, welche die „ehrliche Gesellschaft" über den kleinen zufriedenen Menschenkreis ausgesprochen, nicht dem stillen Häuschen fern. Das war Hieronymus Keck, der ehrwürdige Vor-

steher der Grafschafter Geistlichkeit. Er, der Menschenfurcht nie gekannt, ging auch hier mannhaft seinen eigenen Weg, fern der großen Herde und ihr weit voraus in der Erleuchtung seines begnadeten Geistes.

Vor allem bekämpfte er den greuelvollen Aberglauben seiner Zeit, den Hexenwahn. Tausende und Abertausende unglücklicher Frauen fielen in diesen Jahrzehnten ringsum in den deutschen Landen dem Scheiterhaufen zum Opfer; im Fürstentum Neisse allein wurden in einem einzigen Jahre an zweihundert Hexen dem Feuertode überliefert und der Neisser Stadtrat ließ, um all die Todesurteile zu bewältigen, einen eigenen Ofen errichten zur Verbrennung der bejammernswerten Weiber. Im ganzen schätzt man die Zahl der in Deutschland hingerichteten Hexen auf rund hunderttausend.

Auch in der Grafschaft hatte sich schon die gleiche Verfolgungswut geregt und eine Reihe Hexenverbrennungen waren der ersten im Jahre 1579 zu Glatz vollzogenen Hinrichtung einer Hannsdorfer „Pillweisse" gefolgt. Denn während in allen anderen Punkten die grimmste Zwietracht Katholiken und Protestanten gegen einander hetzte, wetteiferten sie förmlich in diesem Punkte, der Ausrottung des vermeintlichen Hexenwesens, miteinander.

Aber zur Ehre der Menschheit erhoben sich auch bereits Stimmen einsichtiger und aufgeklärter Männer gegen diese Schande ihrer blöden Zeit. Friedrich von Spee, der herrliche Dichter herzlicher Volkslieder, zu Köln im Jesuitengymnasium erzogen und dem Orden der klugen Väter zugehörig, durch sein Priesteramt berufen, die unseligen Geschöpfe zur Richtstätte zu begleiten, schrieb aus den erschütternden Erfahrungen dieser grausamen Pflicht heraus eine feurige Anklageschrift wider den Hexenglauben, dessen Schrecken dem mildherzigen Priester die Haare vor der Zeit gebleicht hatten.

Auch Hieronymus Keck setzte alle seine Kraft, seine Beredsamkeit, seinen Einfluß ein, dem blutigen Wahn-

glauben seine Opfer zu entrießen, die Grafschaft vor solcher Selbstschändung zu bewahren. Wohl wissen die Chroniken auch aus den Jahren seiner Kirchenvorsteherschaft von einer Reihe von Anklagen zu berichten, die bei den Stadt- und Gerichtsbehörden der Grafschaft anhängig gemacht worden waren wegen Zauberei, doch melden weder sie noch die überlieferten Gerichtsakten etwas über gefällte Todesurteile.

Ganz besonders warm und herzlich nahm sich der geistliche Herr der schmählich verleumdeten Ursula Deckertin an. Durch den Stadtarzt ließ er die natürliche Todesursache an der Leiche Christophs feststellen; er bekundete vor dem Richter, mit welch' selbstloser Aufopferung Ursula den Gatten gepflegt und sich darüber beinahe selbst den Tod geholt; er schilderte die Sorge und den Eifer, mit welchem Hans Caspar die Rettung des ihm so feindseligen Mannes erstrebt. Wie? Zum Lohne nun stempelte ihn einfältiges Weibergeschwätz zum leibhaftigen Satanas?

Der Richter schlug die Klage nieder.

Aber das blöde Volk versteifte sich in seinen Wahn und heimlich ging das Flüstern und Verlästern weiter.

Ursula Deckert blieb im Volksmunde fortan die Hexe von Glatz.

VII.

Der Sommer ging, der Winter kam. Ein neuer Frühling blühte. Die niedergebrannten Vorstädte und Dörfer um Glatz bauten sich allmählich neu auf; der Pflug des Landmannes ging wieder über die Felder, doch mancher Acker blieb brach liegen, wuchernd dem Unkraut und wildem Gestrüpp preisgegeben, und nur das nötigste Korn baute der Bauer für seinen und der Seinigen Lebensunterhalt, weil auch dies wenige ihm oft genug genommen wurde durch die ohne Aufhören die Grafschaft heimsuchenden Truppendurchzüge.

Denn das Kriegsfeuer, das, wie man vermeinte, schon dem Verlöschen entgegenflackerte, war zu frischem Brande aufgeloht und dem von den Alpen bis hinab an die Ostseegestade siegreich gebietenden Kaiser war ein unerwarteter Gegner erstanden: Gustav Adolf, der Schweden kriegerischer König.

Wie einst dem pfälzischen Prätendenten der Wiener Hof den Spottnamen des „Winterkönigs" angehangen, so benamste er auch den neuen Gegner höhnisch als den „Schneekönig, der an der Sonne kaiserlicher Majestät schmelzen werde". Und aus Kaiser Ferdinands eigenem Munde ging das geflügelte Wort in seinem gemütlichen Wienerisch: „Wir haben halt wieder ein klein Feindle bekommen."

Doch den Wiener Herren sollte es bald sehr ungemütlich werden vor dem „kleinen Feindle". Der furchtbare Zerstörung Magdeburgs durch Tillys wilde Söldnerhorden, allwo von fünfundreißigtausend Einwohnern nur fünftausend die viertägige Plünderung überlebten, hatte dem Siegeszuge des bis dahin unüberwindlichen Heerführers einen schaurigen Höhepunkt, zugleich aber auch das Ende gesetzt. Bei Breitenfeld in der Nähe von Leipzig und am Lech schlug Gustav Adolf zweimal den niebesiegten Feldherrn des Kaisers in blutiger Schlacht; zu München in des kaisertreuen Bayernherzogs Residenz gab der Schwedenkönig seine Befehle.

Auf dem Lützener Schlachtfelde verblich auch Wallensteins Stern. Dennoch durfte der Kaiser das Tedeum in den Kirchen singen lassen. Der nordische Heldenkönig hatte mit seinem Leben den teuren Sieg bezahlt. Ein blutiges Strafgericht hielt Wallenstein zu Prag über die feldflüchtigen Offiziere seines Heeres; ihrer elf mußten das Haupt auf den Richtblock legen, an sechzig wurden schimpflich aus der Armee gestoßen; die Gemeinen kamen an den Galgen. Dann leuchtete des Friedländers Stern noch einmal auf; bei Steinau schlug er die Schweden und nahm ihren Anführer gefangen. Der alte Graf

Thurn war's, der Urheber des böhmischen Aufstandes, der Erzrebell und erbittertste Feind des Kaisers. Schon jubelte man in Wien. Da kam die Meldung, daß Wallenstein dem Gefangenen die Freiheit geschenkt.

Die Verstimmung des Kaisers war tief. Sie wuchs, als man die Einnahme Regensburgs durch die Schweden erfuhr und Wallensteins Säumen mit dem Entsatz. Des Friedländers Neider und Hasser am Kaiserhofe hatten nun gewonnenes Spiel. Sie verdächtigten den großen Feldherrn der Verschwörung und des Einverständnisses mit dem Feind.

„Wer da steht, sehe zu, daß er nicht falle!"

Dechant Keck gedachte dieser Mahnung, die er einst dem Gewaltigen zuzurufen gewagt. Tief erschüttert vernahm er nun die Schreckenskunde aus Eger. Ermordet! Der geniale Mann elend niedergestochen! Und Illo, Terzky — die glänzenden Namen in Oesterreichs Kriegsgeschichte — niedergemetzelt! Das Heer war zwar dem Kaiser gerettet, doch der Heerführer, der ein ganzes solches Heer für Habsburg bedeutet hatte, war nicht mehr.

Ein Kind — ein Jüngling trat an seine Stelle, des Kaisers Sohn und Erbe: der junge König Ferdinand. Drüben aber auf Feindes Seite stiegen glänzende Namen empor — Feldherren aus der Schule des großen Gustav: Herzog Bernhard von Weimar, Banér, endlich Torstenson, zuletzt Königsmark.

Leonhard Torstenson vor allem ward der Schrecken ganz Deutschlands. Dieser General, selbst körperlich gebrechlich und durch die Gicht gezwungen, die Märsche seiner Truppen in einer Sänfte zu leiten, durchbrauste dreimal mit der Gewalt eines jäh hereinbrechenden Unwetters das deutsche Reich, drang unaufhaltsam tief in die österreichischen Erblande ein, machte Wien erzittern und den Kaiser beben.

Auf dem Throne saß damals schon Ferdinand III. Der gute alte Kaiser hatte das Ende des Krieges, der

mit seiner Thronbesteigung angehoben, nicht mehr erleben sollen. Sein weiches Herz hatte wohl schwer getragen an all dem Unglück, das seine Regierung belastete; milder und christlicher als mancher Fanatiker heutigen Tages, der den Namen Gustav Adolfs nicht hören kann, ohne zu schmähen, schämte er sich nicht der Thränen, als ihm des Schwedenkönigs blutiger Koller nach Wien geschickt wurde, und sprach die menschlich-schönen Worte: „Gerne hätte ich dem Helden ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Frieden geworden wäre!"

Ach, der Friede war noch in weiter Ferne. Elf Jahre sollte noch der Kriegsgreuel durch die deutschen Fluren toben und in größerer Grausamkeit als je zuvor. Denn jedes neue Jahr machte die Soldateska wilder und roher, steigerte die Bedrückung und Verzweiflung des friedlichen Volkes zur höchsten Not. Und just dieses letzte Jahrzehnt des nimmer endenden Krieges sollte noch einmal die Grafschaft in alle Schrecken stürzen, nachdem sie in den vorangegegangenen Jahren hatte ein wenig aufathmen dürfen aus langer Angst und Bedrängnis.

Kroatische Söldner lagen damals außer anderen kaiserlichen Regimentern der Grafschaft zur Last. Wahrhaftig, schon Pappenheims Küraſſiere hatten sich nach der Lützener Schlacht, die nicht nur dem Schwedenkönig, sondern auch dem alten Reitergeneral des Kaisers das Leben gekostet, unter dem neuen Befehlshaber, dem berüchtigten Holk, ein schlimmes Andenken in der Grafschaft erworben; denn ob Freund oder Feind, galt ihnen gleich: alles ohne Unterschied wurde mißhandelt, gemartert, geschändet, verwüstet und zerstört.

Jedoch diese kroatischen „Beschützer" hausten noch ärger als die Teufel. Greuelvoll war ihre kriegerische Vergangenheit, und als sie Gustav Adolf nach seiner Landung auf Usedom zu Paaren aus Pommern getrieben, da hatten sie ihre Wut über die schwedischen Siege an den schuldlosen Einwohnern des Landes entsetzlich ausge-

lassen. Das Städtchen Pasewalk unter andern, schon ausgezehrt durch die lange Einquartierung der Wallensteinschen und so verödet von der grausamsten Hungersnot, daß kaum noch der dritte Teil der Häuser bewohnt war, hatte von dem kaiserlichen Oberst Götze Befehl erhalten, noch achtzehntausend Thaler aufzubringen. Auf die Vorstellung der Unmöglichkeit erfolgte der Befehl zur Plünderung. Wie hungrige Wölfe stürzten hierauf die Soldaten in die Häuser; jede Frage wurde mit Säbelhieben begleitet, jeder Bissen Brot mit Blut bespritzt. Selbst die Armen im Hospital wurden geprügelt. Männer und Frauen rissen sie die Kleider vom Leibe; wer sich rührte, ward niedergestoßen. Die schönsten Mädchen wurden gebunden auf Wagen geworfen oder an die Sattelknöpfe der Reiter geschnürt und zu fernerer Mißhandlung aufbewahrt. Beim Abzuge zündeten die Barbaren die Häuser an, spießten die mutterlos auf den Straßen umherirrenden Kinder auf ihre Picken und schleuderten sie jubelnd in die Flammen. Wie die Städte wurde auch das Land verwüstet; überall sah man Aschenhaufen und Blutlachen; alle Mühlen wurden niedergerissen, das Getreide auf der Erde zerstreut oder in die Gewässer geschüttet; tagereisenweit war kein Stück Vieh zu sehen.

Himmelschreiend ist, was hier erzählt wird. Und doch wurden diese Barbareien der Kaiserlichen noch übertroffen von den schwedischen Greueln, seit mit Gustav Adolfs frommem Heldensinn auch seine strenge Mannszucht von den schwedischen Scharen gewichen. Die höllischsten Martern wurden ersonnen, um von den Landbewohnern Geld zu erpressen. Nasen und Ohren wurden ihnen abgehackt, die Fußsohlen aufgeschnitten, ganze Riemen ihnen aus der Haut gerissen; andre hängte man bei den Beinen auf und machte unter ihren Köpfen Feuer oder füllte ihnen Mistjauche in den Hals. Das nannten die nordischen Barbaren mit grimmem Hohne den „Schwedentrunk“. Den Frauen aber schnitt man die

Brüste ab, nachdem sie bis auf den Tod geschändet waren; Müttern entriß man die Kinder und zerschmetterte sie lachend an den Mauern.

Diese wilde, alles vor sich her niederreißende Sturmflut wälzte sich im Jahre 1642 aufs neue durch die schlesischen Ebenen brandend gegen die Glatzer Berge heran, nachdem schon vier Jahre zuvor der inzwischen den Strapazen und seinen Ausschweifungen erlegene General Banér Reinerz und Lewin, Habelschwerdt und Landeck, Patschkau und Ottmachau rein ausgeplündert hatte. Einzig das befestigte Glatz entrann dem gleichen Schicksal, dank der mannhaften Kampfbereitschaft seiner Bürgerschaft, in deren Mitte auch siebzig Schüler des Jesuitenkollegiums begeistert zu den Waffen gegriffen und auf die Wälle geeilt waren.

Nun trug Torstenson zum erstenmal auf Sturmesflügeln seinen gefeierten gefürchteten Namen durch die deutschen Gaue und das Schlesierland war von ihnen der erste, durch den Torstensons siegreiche Fahnen flogen. Groß-Glogau fiel dem überraschenden Ansturm; bei Schweidnitz verlor Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg Schlacht und Leben, Schweidnitz öffnete seine Thore, ganz Schlesien diesseits der Oder beugte sich den Schweden. Doch schon, wie die Windsbraut, war ihre Hauptmacht vorübergebraust und stand, ehe einer sich's versah, im tiefsten Mähren — dort, wo noch nie ein Feind des Hauses Habsburg gesehen worden war. Olmütz, Königgrätz, Braunau wurden der Schweden Beute, Entsetzen schüttelte Wien und die vom Feinde rings umklammerte Grafschaft mußte täglich seines Einbruchs gewärtig sein.

Glatzens Rettung war es, daß Torstensons Adlerauge nach größerer Beute und größerem Ruhme spähte, als ihm die Eroberung der Neissefestung bieten konnte. Vor das kleine Felsennest sein Heer festlegen zu längerer Belagerung, darüber Zeit verlieren, duldete eines Torstensons vorwärtsstürmender Ehrgeiz nicht: in der

Donau blauen Fluten wollte er die schwedischen Rosse tränken, den Kaiserstaat ins Herz treffen, in der Wiener Hofburg dem jungen Kaiser den Frieden diktieren.

So sah die Grafschaft im Juni 1642 die gewaltige Sturmwoge jenseits ihrer Berge vorüberfluten. Nur ein paar Spritzer schäumte sie herüber, Habelschwerdt wurde gebrandschatzt und Glatz mit einer Ueberrumpelung bedroht.

„Die Schweden kommen!"

Der Schreckensruf tönte im letzten Drittel des Junimonats durch die winkligen Gassen der Stadt. Ueber die Hannsdorfer Berge herüber sah man in Haufen das Landvolk den bergenden Mauern zuflüchten; hinwiederum drängten sich durch die Thore der entgegengesetzten Stadtseite viele Einwohner, welche auf den Bergen, in den Wäldern größere Sicherheit wähnten, als auf dem engen, von den feindlichen Kanonen bestrichenen Raume der umwallten Stadt. Sie hatten einmal vor zwanzig Jahren die Schrecknisse solcher Belagerung durchgekostet, zum zweitenmal wollten sie lieber die Unbilden der Natur als die von Menschenhirn ersonnenen Schrecknisse ertragen.

Auf schwere Tage machte sich die kaiserliche Besatzung gefaßt. Oberst Freiherr von Rüblandt führte damals den Befehl über die Stadt. Was die vergangenen zwanzig Jahre trotz aller Unruhen und drückenden Kriegslasten allmählich wieder aufgebaut hatten, was sich an Wohlstand durch neu aufgenommene Gewerbethätigkeit wieder angesammelt in den Glatzer Bürgerhäusern — all das sollte nun von neuer Vernichtung bedroht werden. Schon hatten die militärischen Rücksichten die wiedererstandenen Vorstädte aufs neue in Trümmerhaufen verwandelt, und just wie vor zwanzig Jahren über neunhundert menschliche Heimstätten vor den Stadtthoren in Asche gesunken waren, so mußten jetzt an dreihundert Häuser dem Erdboden gleichgemacht werden. Jammernd oder

in stumpfer Ergebenheit setzten die zum zweitenmal Obdachlosen den Bettelstab in die Ferne.

Auf den Hannsdorfer Höhen zeigten sich die ersten Reiterhaufen der Schweden. Die im Thale gelagerte Stadt beobachtend, hielten auf der ansteigenden Landstraße gen Reichenstein mehrere ihrer Offiziere. Einer von ihnen, mit den Abzeichen eines Dragoner-Obersten, hatte sein Pferd eine Strecke voraus gehen lassen und schaute stillen Sinnens in die ihm so wohl bekannte Landschaft hinaus.

Zwanzig Jahre! — Zwanzig Jahre, daß er sich seinen Kriegsnamen hier erworben! Daß ihm die guten Glatzer da unten in dem engen Städtchen zugejubelt, wenn er mit seinen tapferen Dragonern beutebeladen heimgekehrt war von verwegenen Streifzügen! Und nun?

Heut blieben ihm dieselben Thore feindlich verschlossen, heut stand e r draußen auf jenen Höhen, die so manchen feurigen Gruß hinunter gedonnert hatten und vielen seiner Braven verderblich geworden waren! Heut stand e r bereit, dieselbe Stadt, die seinen edlen jungen Herrn einst als Retter freudig aufgenommen, deren Bürger Seite an Seite mit Thurns tapferer Gefolgschaft wacker gestritten, in die gleichen Schrecknisse zu stürzen, die er damals von ihr abgewehrt!

Wundersam waren wahrlich die Schicksale dieses gewaltigsten aller Kriege, verschoben und verwirrt alle Verhältnisse, heute Freund und morgen Feind!

Nie hatte er Glatz wiederzuschauen gedacht — gehofft! Glücklos war er in dieser Stadt geworden; selbst die Erinnerung an sie und an die Tage, die er hier verlebt, ließ er nicht gern in sich emporkommen. Sie machte aus dem harten einen rauhen Mann; sie hatte ihn gehindert, den Frieden zu suchen auf der heimatlichen Scholle in bürgerlichem Fleiß und stiller Arbeit; sie hatte ihn von Kampf zu Kampf gestachelt und im Schlachtgeschrei, im Trompetengeschmetter, im Wehruf, im Todesschrei und

Schmerzgestöhn der zu Boden Geschlagenen war ihm Vergessenheit und Betäubung geworden.

Nun war er fast ein alter Mann. Weiß Gott, die ersten grauen Haare färbten ihm schon den schwarzen Schnurrbart. Die Seinen würden bald nicht mehr vom „Schwarzen Heinz" erzählen dürfen. Und wer weiß, wie lange überhaupt noch von seinem scharfen Reiten und Streiten? Jahr aus, Jahr ein im Felde, in Wind und Wetter, in Sonne und Sturm — das zermürbt die Knochen, das bringt die Gicht. Was dann? Sich abdanken lassen! Im märkischen Sande den geplagten Leib pflegen? Zu nichts war er dann mehr nutz. Ha, könnte er noch einmal anfangen zu leben! Ein neuer frischer Geist wehte jetzt daheim. Der alte Kurfürst lag seit zwei Jahren im Grabe; die Hand, die jetzt Brandenburgs Schicksal lenkte, war stark und kräftig; Großes erwartete man von Friedrich Wilhelm, dem neuen Herrn. Die Zeit des Schwankens und Wankens war in Brandenburg vorüber; jetzt wäre es Lust gewesen, in vaterländischem Dienste, sei's mit dem Eisen des Schwertes, sei es mit dem Eisen der Pflugschar, seine Kraft einzusetzen. Beide Eisen brauchte der junge Kurfürst: Bebauer und Beschützer seines Landes.

Noch einmal jung sein!

Ein vergeblicher Wunsch!

Und doch vergeblich,nutzlos hoffte auch er seiner Heimat nicht gelebt zu haben. Als Glatz dereinst hinter ihm geblieben, hatte er einen Teil seiner Dragoner nach Brandenburg geführt. Die einen waren mit ihm in die Dienste des Grafen Mansfeld getreten zu dessen Kriegszug nach Schlesien und Ungarn; andere waren in der Mark geblieben: einige hatten ein bürgerlich Handwerk ergriffen, die meisten waren ins kurfürstliche Heer getreten. Und viele hatten ihr Glück gemacht, das größte aber Georg, sein treuer junger Kampfgesell: er hatte sich den Leutnantsdegen, die Rittmeistersporen verdient, war jetzt vielleicht schon Oberst und der Marschallstab konnte ihm

leicht winken unter dem neuen Herrscher, der ganze Männer für seine großen Pläne brauchte. Georg Derfflingers, des oberösterreichischen Bauernjungen und einstigen Schneidergesellen Name wurde schon jetzt mit Ehren genannt am Berliner Hofe; sein Lehrmeister aber war er — Heinrich Baudiß — gewesen und seine Lehrzeit die Belagerung von Glatz. Hier — auf den wilden, tollkühnen Streifzügen durch die Grafschaft — hatte er das kühne Reiten gelernt, an seines Rittmeisters Seite im Schlagen und Siegen sich geübt.

So hatte ein guter Gott doch vielleicht dem „Schwarzen Heinz" einen großen Lebenszweck gegeben!

Solche Erinnerungen und Gedanken flogen durch des einsamen Reiteroberſten Gehirn bei der Wiederkehr ins Glatzer Land. Und übermächtig stieg in ihm auch die Erinnerung auf an das Glück, das ihm hier zerbrochen. Ob er's auch wirsch eine Jugendthorheit heut nannte, seltsam ward's ihm doch um das noch immer schnelle und heiße Herz, als er so nahe Glatz vor sich sah — die Sandinsel mit ihrem verödeten Gelände, den Schloßberg mit den ragenden Brandruinen der Burg, in der er einst ein schönes junges Weib zum Tanze geführt.

Ob Ursula noch lebte? Ob sie da unten im Städtchen noch weilte?

Armes Weib! Armes Weib!

Er lüftete den Hut und strich sich über die Stirn. Die Junisonne schien heiß.

Seitabwärts von der Landstraße hob sich in einem kleinen buschumsäumten Garten ein Häuschen, das die Zerstörung verschont hatte. Eine alte Frau an Krücken schlich langsam den Mittelweg herab und trat an die Hecke, die Augen mit der Rechten gegen die Sonne schirmend, um Ausschau zu halten nach der Reitergruppe, die auf dem Gipfel des Hügels rastete.

Da gab Oberst Baudiß seinem Roß die Sporen, setzte über den Straßengraben hinweg und nahm das kurze Stück Feld bis an den Gartenzaun im Galopp.

Entgeistert starrte die Gelähmte zu dem Nahenden auf.

„He, gute Frau," rief Baudiß über die Hecke hinüber, „sagt mir, seid Ihr in Glatz bekannt?"

Kein Laut kam über die Lippen des Weibes. Baudiß nahm das Schweigen für Schrecken über sein plötzliches Auftauchen und fuhr mit lauter barscher Stimme fort, da er eine Schwerhörige vor sich zu haben meinte:

„Könnt Ihr mir wohl Auskunft geben über eine Familie Deckert, die vor Zeiten in der Gerbergasse wohnte? Lebt der Meister noch?"

Ein Gurgeln drang aus dem Munde der Frau. Sie rang nach Fassung, nach Sprache.

„Er ist tot," stammelte sie.

„Und sein Eheweib?" fragte Baudiß, fast zögernd.

Da raffte sich die Lahme empor.

„Auch tot," stieß sie heraus.

Baudiß zuckte zusammen. Dann sprach er leise: „Ihr ist wohl. Gott schenke ihr seine Gnade! — Und wie starb sie?" fragte er nach einer Weile von neuem.

„An der Pest!" erwiderte hart das Weib.

„An der Pest?" erschauerte der Oberst.

Noch hielt er eine Weile an der Hecke und starrte dumpf in die sonnengoldige Weite. Er bemerkte nicht, wie die Augen der vermeintlichen alten Frau in verzehrender Glut an seinen noch immer männlich schönen Zügen hingen, als wollte sie für ein ganzes Leben dieses Angesicht in sich hineintrinken.

Er sah sie nicht wieder an. Langsam wendete er sein Tier.

„Habt Dank," sprach er und ritt auf die Straße zurück.

Mit weiten heißen Augen folgte die Frau an der Hecke der verschwindenden Gestalt. Mit ihr schien aller Sonnenglanz zu vergehen. Dunkel ward es vor ihren Augen. Nun war das Drama ihres Lebens, ihrer Liebe

zu Ende. Ursula war tot für ihn, doch lebte sie in seinem Gedächtnis in ihrer Schönheit und Jugend fort.

Sie selbst aber — ach! Er hatte sie nicht erkannt!

Nicht erkannt!

Die Krücken fielen zur Erde und wimmernd sank das gebrechliche Weib in sich zusammen.

VIII.

Da hallte ein Kanonenschuß von der Festung herüber. Von Berg zu Berg gab ihn der Widerschall weiter. Aeste, Blätter und Erdreich sprühten um Heinrich Baudiß herum. Erschreckt bäumte sein Roß vor dem in gefährlicher Nähe niedergegangenen Geschoß. Heftig riß der Reiter das Tier hernieder und mit eisernem Schenkeldruck es zu langsamem Gange zwingend, kehrte er zu den anderen Offizieren zurück.

Wieder schoß feurige Lohe aus den Wällen hervor. Donner auf Donner krachte.

„Die Herren haben uns bemerkt," redete der Oberst die Offiziere mit kühlem Spott an, „und geben uns den Willkommensgruß. Mit der Ueberrumpelung ist's vorüber. Ich glaube, Oberst Douglas, auch ein Sturm dürfte ein gewagtes und aussichtsloses Unternehmen sein. Und hetztet Ihr Eure dreitausend Reiter allesamt gegen diese Mauern — ich kenne sie und rate Euch ab."

„Wenn ein Mann," entgegnete der Oberbefehlshaber des Streifkorps, „wenn ein Mann, der selbst wochenlang hinter diesen Wällen gestanden, uns solches versichert, und wenn dieser Mann gar unser Oberst Baudiß ist, dann dürfen wir an unserm Mißerfolg allerdings nicht zweifeln. Aber ein paar von diesem Kroatengelichter, das dort seine spitzbübischen Fratzen über die Mauern hervorstreckt, möchten wir doch noch ins Jenseits befördern."

„Der Wunsch wird sich erfüllen lassen," meinte Baudiß; „ich glaube, die Hallunken sammeln sich dort auf dem „Sande" zu einem Ausfall."

Alsobald verteilte Oberst Douglas seine Befehle durch die davonjagenden Adjutanten. Offenbar glaubten die Glatzer es vorerst noch mit einem schwachen Vortrab der schwedischen Hauptmacht zu thun zu haben, da nur kleine Reiterhaufen sich bisher auf den Höhen gezeigt hatten jetzt ließ der Kommandant die eben im Auftritt begriffenen Schwadronen in der hintergelegenen Thalmulde Halt machen, um den Irrtum der Glatzer nicht vorzeitig zu zerstören.

Die Hörner klangen zum Angriff. Im wilden Ungestüm ihrer schnellen Rosse kamen die Kroatenhaufen bergauf gejagt. Wirbelnder Staub umhüllte den bunten Glanz ihrer Husarenjacken. Schwerfällig saß dagegen der schwedische Reiter in seinem Koller und massigen Stiefeln. Aber wenn einmal in Bewegung gesetzt, war sein Anprall von niederschmetternder Wucht.

Jetzt erklangen auch die Trompeten auf der Seite der Schweden. Und just im Augenblick, wo die Kroaten schon leichten Sieges die Höhen gewonnen zu haben glaubten, schwenkten über den Gipfel Schwadronen um Schwadronen und warfen sich von ungestümer Nähe auf die stutzenden Kroaten hinab.

Die slavische Wildheit und List rang mit Erbitterung gegen die plumpe Kraft der nordischen Männer. Die Erde stob unter den dumpfdröhnenden Hufen, die Schwerter prasselten hell auf Koller und Sturmhauben, Wutschreie entrangen sich den Kehlen der kämpfenden Männer. Keine Gnade wurde gegeben. Wer sank, den zerstampften Rosseshufe vollends. Die Reiterpistolen knallten, die Trompeten gellten, die Pferde schnoben und dampften. Manch grüner Grashalm ward da rot.

Um das nahe der Landstraße gelegene Scharfrichterhäuschen ballte sich ein besonders heißer Kampf zusammen.

Mit gerungenen Händen stand an einem der niedrigen Fenster ein junges Mädchen und spähte entsetzt dem

sich nähernden Gefechte entgegen. Ein Mann mit früh ergrautem Haare trat hinter sie und legte die Hand auf ihre Schulter.

„Komm vom Fenster weg, Rosina," bat er ernst; „für Frauenaugen taugt solch Schauspiel nicht und leicht irrt eine Kugel durch das Fenster. Wir wollen im Keller eine Zuflucht suchen; ich gehe und hole die Mutter aus ihrem Kämmerchen herbei."

„Um Gott, die Mutter!" schrie Rosina auf, „ich sah sie vorhin in den Garten gehen. Der Schrecken — die Plötzlichkeit dieses Kampfes wird sie völlig gelähmt haben — —"

Schon durcheilte das Mädchen den Garten. Der Mann folgte ihr auf dem Fuße. Ohnmächtig fanden sie die dunkle Gestalt im Gestrüpp der Hecke liegen.

Pistolen knallten auf allen Seiten um das Haus. Kugeln pfiffen durch den Garten. Ein fliehender Kroate setzte geradenwegs über den Zaun und brach am andern Ende des Gartens wieder durch die Hecke. Andere Kroaten jagten hinter dem Häuschen den Berg hinunter zur Stadt zurück. Hundertstimmiger Jubelruf der Sieger brauste hinter den Flüchtlingen her.

Aufs neue krachten von den Stadtmauern die schweren Geschütze, die Verfolger von allzuhitziger Annäherung an die Thore abzuhalten. Oberst Douglas ließ zum Sammeln blasen. Er hatte den Rückzug nach Neisse beschlossen.

Ein Dragonertrupp nahm den Rückweg an dem Scharfrichterhäuschen vorbei.

„Nicht mal ein paar Hütten," fluchten die Reiter, „hat dies städtische Krämerpack zum Plündern übrig gelassen. Man will doch auch für seine Mühe eine Kurzweil haben."

„Na, Kameraden," meinte einer, „ich dächte, wir hätten im Neisseschen genug zusammengeräubert."

„Ah!" stieß plötzlich ein andrer hervor und zügelte

sein Pferd. Scharf lugte er über das kleine Stück Feld zum Caſparſchen Garten hinüber.

„Heureka," ſchrie er und ſprengte auf das Häuschen los. „Die Dirne dort iſt mein. Ich ſah ſie zuerſt."

Hans Caſpar und Roſina waren eben dabei, Frau Urſula in das Häuschen zu tragen. Da krachte und knackte es in dem Buſchwerk des Heckenzaunes. Ein ſchnaubender Pferdekopf tauchte dicht über Roſinas Schultern auf, eine mächtige Fauſt packte ihr Gewand, riß ſie in die Höh', warf ſie rücklings zwiſchen Sattel und Hals des Pferdes und hieb auf das Tier ein. Aber ſchon hing ihm Hans Caſpar in den Zügeln.

„Willſt Du loslaſſen, Hundeſohn!" ſchrie der Schwede.

„Gebt das Mädchen zurück!" knirſchte Hans.

In dieſem Augenblick brachen auch die anderen Reiter in den Gartenzaun.

„Was? Der Burſche will Widerſtand leiſten? Gebt ihm den Schwedentrunk und ſteckt ſeine erbärmliche Hütte in Brand!"

Einige der Dragoner ſchwangen ſich von den Pferden und riſſen Hans Caſpar von dem bäumenden Roſſe des Kameraden hinweg. Den verzweifelt ſich Wehrenden ſchleppten ſie mit Hieben und Stößen auf den Hof zu dem dort lagernden Miſthaufen.

Andere wollten in das Haus bringen und dort Feuer anlegen.

„Was geht hier vor?" erſcholl eine barſche Stimme.

Oberſt Baudiß hielt unter dem tumultuierenden Haufen.

Durcheinander klangen die wilden Beſchuldigungen der Söldner.

„Widerſtand — Schmähungen — ein Papiſt!"

Baudiß zuckte die Achſeln und wollte weiterreiten. Solcher Szenen hatte er tauſende geſehen. Das war der Krieg. Die Soldaten wollten auch ihre Luſt haben und ſich ſchadlos halten für die Strapazen des Krieges.

Da ſchlug ein Ruf an ſein Ohr.

„Rittmeiſter Baudiß!"

Ah! einer, der ihn noch als Rittmeiſter bei den Thurnſchen gekannt!

„Wer ſeid Ihr?" fragte er den Mißhandelten.

„Hans Caſpar, des Scharfrichters Sohn, der Euch einſt den Weg nach Glatz gewieſen."

„Ah, mein einſtiger junger Führer? Das iſt ein böſes Wiederſehen."

Der Oberſt wandte ſich an die Kriegsknechte.

„Laßt den Mann frei! Auf der Stelle! Ich bin ihm einen Dank ſchuldig."

„Herr," flehte Caſpar, „nehmt mein Leben, aber ſchützt mir das Kind — die Roſina — Leutnant Filz' Tochter, Frau Urſulas Pflegekind!"

„Wie? Der Roſina Grantzin Kind?" ſtaunte Baudiß. „Welche Fügung des Himmels!"

Er gedachte der Zeit, wo er ſo nahe daran geweſen, ſelbſt dieſem elternloſen Geſchöpf der Vater zu werden.

„Herunter mit dem Mädchen!" befahl er ſtreng dem Reiter, der ſeine ſchöne zuckende Beute noch immer vor ſich auf dem Sattelknopf hielt.

„Sie iſt mein nach Kriegsrecht," murrte der Schwede.

„Willſt Du rebellieren, Elender?" brauſte der Oberſt empor und riß die Piſtole aus der Satteltaſche. „Das Mädchen losgelaſſen oder ich zerſchmettere Dir den Schädel."

Langſam glitt Roſina zur Erde.

„Guter Herr," rief ſie weinend auf den Knien, „guter Herr, Gott lohne Euch Eure Wohlthat! Immer will ich für Euch beten."

Baudiß beugte ſich zu ihr hinab und legte die Hand auf ihren blonden Scheitel.

„Möchte ſtets wie heute eine gütige Vorſehung Deine Reinheit durch die Wirren dieſes Krieges behüten."

Noch einmal winkte er Hans Caſpar freundlich zu,

befahl den Dragonern, ihm zu folgen, und sprengte hügelan, wo er den Blicken der Nachschauenden entschwand.

Er sah die Grafschaft nie wieder, obwohl noch sechs schreckliche Jahre der unselige Krieg mit jedem neuen Frühling schwedische Einfälle über die Glatzer Fluren brachte. Die Hauptstadt zwar blieb in ihren festen Mauern von den Mordbrennereien unberührt, dafür lohten bald hier, bald dort die Brandfackeln zum mitleidlosen Himmel empor; Mittelwalde sank ganz in Schutt und Trümmer, Habelschwerdt wurde mehrere Male furchtbar geplündert und brannte gleichfalls zu Zweidrittel nieder. Ungezählte Schlösser, Kirchen, Dörfer gingen in Flammen auf. Rückers, Reinerz, Lewin wurden bis aufs Blut gebrandschatzt. Als aus Westfalen endlich die Friedensbotschaft durch die Lande flog, hatte Reinerz nur noch fünfundzwanzig zahlungsfähige Bürger; vierundfünfzig Besitzungen lagen in seinem Weichbild wüst und verlassen.

Und wenig besser sah es in der übrigen Grafschaft aus, an vielen Orten noch schlimmer. Habelschwerdt war fast unbewohnt; nur wenige, die des Krieges Anfang gesehen, sahen nun sein Ende und das nachgewachsene Geschlecht wußte sich kaum das Wort Frieden zu deuten. Niemand bebaute mehr das Feld; die Aecker lagen verwildert unter Gestrüpp und Steingeröll; wüst und herrenlos standen Bauernhöfe in Menge, ja ganze Dörfer waren ausgestorben.

Fast die Hälfte der Bevölkerung Deutschlands war durch den Krieg, durch Pest und Hungersnot hinweg gerafft worden; Handel und Gewerbe, Wissenschaft und Künste lagen darnieder, Roheit und Verwilderung der Sitten hatten überhand genommen. Der Friede aber hatte dem deutschen Reiche nicht nur zwei Provinzen gekostet und Frankreich um Elsaß, Schweden um Pommern bereichert — nein, das Reich war auch kein Ganzes mehr, die deutschen Fürsten hatten Unabhängigkeit vom

Kaiser gewonnen und zu mühseligem Aufbau der zertrümmerten Kaisermacht mußte ein neuer Grundstein gelegt werden — in märkischem Sande!

Schon aber hatte eine wundersame Vorsehung den Baumeister an dieses Werk gesetzt: Friedrich Wilhelm, den großen Kurfürsten von Brandenburg. Als der Sieg bei Fehrbellin seinen Ruhm in alle Lande trug, als man zu singen und zu sagen begann von dem wunderbaren Ritt und der wunderbaren Schlacht des Jahres 1675:

„Das war ein rasches Reiten vom Rhein bis an den Rhin,
„Das war ein heißes Streiten am Tag von Fehrbellin —"

da trug den brandenburgischen Feldmarschallstab Georg Derfflinger, der einstige Reiterknecht von Glatz — da webte sich die Glorie um das Haupt des greisen Helden, der solches Reiten und Streiten in der Grafschaft gelernt und nun mit seinem Häuflein von fünftausend Mann den Wahn der schwedischen Unbesiegbarkeit für immer vernichtete.

Im Scharfrichterhäuschen zu Glatz aber tauschten eine greise altersgebeugte Frau und ein ergrauter kranker Mann die Erinnerungen einer sturmbewegten Jugendzeit miteinander aus, sprachen von verklungenen Heldenthaten des „Schwarzen Heinz" und den neuen seines treuen Kampfgenossen Georg Derfflinger.

Still und staunend hörte Rosina den beiden Alten zu. Auch ihrem einst so rosigen lieblichen Gesicht hatte die Zeit ihre Zeichen eingegraben. Nach einer kurzen glücklichen Ehe mit einem schlichten Handwerksmann Namens Bensip war sie von des Gatten Grab wieder zurückgekehrt in das Häuschen der Pflegeeltern, die selbst nun beide der Pflege und Wartung bedurften. Dort lebten die drei einen stillen Lebensabend — keins dem andern verwandt, nur durch die Liebe und den Schmerz verbunden — zu einander geführt durch den Haß der Menschen, der sie aus der Gesellschaft ausgestoßen und um das ein-

same Häuschen am Reichensteiner Wege abergläubische Gerüchte von Teufelsspuk und Hexenwahn gesponnen hatte.

IX.

Lange hatte des frommen und ehrwürdigen Dechanten nachwirkende Lehre und menschenfreundliche Mahnung den Hexenglauben in der Grafschaft unterdrückt oder doch wenigstens seine Ausbrüche hintangehalten, Anklagen und Verfolgungen verhindert.

Lange nun schon lag dieser heldenhafte Priestergreis in kühler Erde; er hatte des Friedens nur vier Jahre sich freuen dürfen. All seine Güter, die er ererbt oder durch kaiserliche Gnade um seines Glaubensmutes willen verliehen erhalten, hatte er den wissenschaftlichen Stiftungen des Glatzer Jesuitenkollegiums zugefügt; es bestand aber sein reiches Erbe in dem Freigut zu Obersteine, dem Tobiashof zu Rengersdorf und dem Moschnergute ebendort.

Doch solch hochsinniger aufgeklärter Priester, wie es ein Spee, ein Keck gewesen, gab es in jenen dunklen Zeiten nur allzuwenige. Vergeblich blieb auf die Dauer ihr Kampf gegen menschlichen Aberwitz und geistigen Tiefstand; im Volke wucherte der Wahnglaube an höllische Künste, gespenstische Wesen, Zauberer und Hexen weiter. Schon unternahm er die ersten Versuche, seine Opfer vor den Richterstuhl zu zerren. In Habelschwerdt kam es zu mehreren Prozessen. Allein der Stadtrat, aus vernünftigen und besonnenen Männern zusammengesetzt, führte die Untersuchung ohne Voreingenommenheit, ruhig und würdig, wies die Klagen zum Teil zurück, zum Teil begnügte er sich mit Ermahnungen an die Verklagten und schritt in einem Falle sogar zur exemplarischen Bestrafung der Ankläger, um „leichtsinnigen Vögeln das Maul zu stopfen und der Stadt nicht einen Schandlappen anhängen zu lassen".

Das Exempel wirkte auf eine Weile. Als im Jahre 1671 viele Wölfe die Grafschaft erschreckten, schob das unvernünftige Volk diese Plage zwar sofort wieder auf Hexenkünste, wagte aber doch nicht, bestimmte Namen zu bezeichnen, wenn auch in Glatz manch heimliche Verwünschung zur Casparschen Behausung hinüberflog.

Hans Caspar hatte des Vaters Beruf nach dessen Tode nicht fortgeführt. Den stillen, nur seinen Büchern und der Erforschung der Natur lebenden Mann grauste vor dem düstren Handwerk. Ein Neffe des Alten, schon zuvor als Gehilfe ihm zur Hand gehend, hatte das „Geschäft" fortgesetzt, das in den Jahrzehnten nach dem Kriege einen „ganzen Mann" verlangte bei der ungeheuren Menge des landstreichenden Diebsgesindels, das sich ehrlicher Arbeit entwöhnt hatte. Mit Vagabunden aber wurde damals eben so kurzer und am Galgen endender Prozeß gemacht, wie mit Totschlägern und Mördern.

Lorenz Caspar hatte, als neuer Scharfrichter seitens eines hochwohlweisen Stadtrates bestätigt und bestallt, zunächst den kleinen Anbau am Scharfrichterhäuschen bezogen, den bis dahin Frau Ursula mit Rosina bewohnt hatte; beim Tode des alten Ehepaares aber waren die beiden Weibsleute zu Hans gänzlich hinübergezogen, um dem Einsamen die Wirtschaft zu versorgen.

Lorenz hatte sodann ein Eheweib heimgeführt: eine schlimme habgierige Person, Eva Bösin mit ihrem Mädchennamen geheißen und böse auch von Charakter in Wahrheit. Da Hans Caspar unverehelicht geblieben, so war ihr Mann sein natürlicher Erbe und sie sah bereits das kleine Besitztum als ihr eigen an, auf dem sie die beiden Frauen mit schlecht verhehlter Mißgunst duldete. Es war bei ihr beschlossen, sie auch nicht eine Stunde länger im Hause zu leiden, sobald der Vetter die Augen geschlossen haben werde. Daß der kränkelnde Mann freilich solch zähes Leben zeigen würde, war nicht zu vermuten gewesen.

So kam es öfters zu häßlichem Zank zwischen den

Frauen, der den bisherigen stillen Frieden des Hauses verscheuchte.

Eines Abends trieb Rosina die beiden Ziegen, die dem Haushalt Milch und Käse lieferten, von der Wiese am Bergeshang dem heimischen Stalle zu, als ein trunkenes Mannsbild die Straße entlang getorkelt kam und in dummdreistem Spaße eins der Tiere an den Hörnern packte. Die Ziege indessen verstand solchen Spaß schlecht, rannte ihm mit den Kopfe in den Leib, und da er ohnehin unsicher auf den Füßen stand, schoß er kabolz in den Straßengraben. Rosina mußte sich vor Lachen die Seiten halten über den possierlichen Anblick und trieb ihre Ziegen ins Gehöft hinein, das Schelten des Trunkenen nicht beachtend. Freundlich wie immer bot sie der Frau des Lorenz Caspar, die in der Hausthür des Anbaues stand und den Auftritt beobachtet hatte, einen guten Feierabend; als sie jedoch keinen Gegengruß erhielt, ahnte Rosina bald, daß sicher wieder Unfriede in ihrer Abwesenheit ausgebrochen war.

Trostlos fand sie und weinend die Mutter, schwerkrank den Pflegevater. Letzterer war, kurz nach Rosinas Weggang, von schweren Brustbeklemmungen, Athemnot befallen worden; so schlimm war der Anfall noch nie gewesen; Ursula fürchtete, daß ihr der Gute sterben möchte. Unglücklicherweise waren auch die stärkenden Tropfen, die Hans Caspar sich selbst zu brauen pflegte, zu Ende und es war fraglich, ob sich noch Fläschchen mit dem Lebenselixir im Keller vorfinden würden. Dennoch war in ihrer Angst um den Kranken die gebrechliche Greisin hinausgehumpelt und wollte versuchen, die steile Kellertreppe hinabzukriechen.

Als sie die Fallthür eben aufschließen wollte, die vom Hausflur hinab in den Keller führte, kam Frau Eva draußen an der offenen Hofthür vorbei.

„Nanu?“ fragte sie argwöhnisch in den Hausflur hinein, „was treibt Euch denn in den Keller?“

„Ach,“ jammerte die Alte, „Hans Caspar ist plötzlich arg krank geworden und da — —“

„Was? Krank?“ schrie das Weib. „Ah, er ist wohl schon tot und da klettert Ihr nun in den Keller hinunter, weil dort die alten Caspars während des Krieges ihr bischen Geld vergraben haben sollen? He, alte Hexe, habe ich richtig geraten? Aber ich will Euch weisen, wer jetzt Herr im Hause ist. Den Schlüssel her, alte Erbschleicherin!“

Fassungslos starrte Frau Ursula die wütende Megäre an. Krampfhaft hielt sie den Schlüssel fest, den ihr das Weib zu entringen suchte. Der Widerstand erbitterte dieses noch mehr, es schlug und stieß die alte Frau und gab ihr auch mit dem entrissenen Schlüssel noch ein paar Püffe in Nacken und Rücken. Schimpfend ging das rohe Geschöpf davon.

Der Kranke, in seinen Leiden doch um fremdes Leid noch sich sorgend, fragte die weinend Zurückkehrende nach der Ursache ihres Kummers. Aber sie war mit dem Erzählen noch nicht zu Ende, als Lorenz Caspar zur Thür hereinsah, um sich zu überzeugen, ob seine Frau die Wahrheit geredet und der Vetter wirklich mit dem Tode abgegangen sei.

„Komm näher, Lorenz,“ sagte der Kranke und richtete sich in den Kissen empor. „Zunächst wirst Du mir augenblicklich den Schlüssel zurückbringen, den Dein abscheuliches Weib widerrechtlich an sich genommen. Weiter aber sag' ich Dir dies: ich habe Dir auf Gelöbnis und Handschlag vertraut, daß Du dereinst der Ursula und Rosina nach meinem Abscheiden Obdach und Unterhalt in diesem Hause fortgewähren werdest bis zu ihrem seligen Ende. Dein Ehegesponst aber hat noch rechtzeitig uns Eure Gesinnung verraten. Darum werde ich nun sorgen, daß alles, was mein ist, Erbe der beiden Frauen wird. Ihr aber sollt keinen Heller von mir erhalten. Hierfür bedanke Dich bei Deinem liebwerten Weibe.“

Lorenz schlich davon.

Im Anbau gab's einen Mordsspektakel. Dann wurde es still. Aber der Schlüssel wurde nicht zurückgebracht. Den trug Meister Caspar sorgsam zur selben Zeit nach Glatz aufs Stadtgericht.

Eine gewitterschwüle Stille legte sich über das Anwesen. Vor dem Fenster der Krankenstube summten im Garten leise die Bienen. Eine blauglänzende Fliege stieß surrend gegen die Scheiben, durchkreiste die Kammer und nahm den eintönigen Tanz, das Fensterglas auf und nieder, von neuem auf.

Von der Stadt klang das Abendgeläute. Hans Caspars Zustand verschlimmerte sich zusehends. Die Aufregung hatte seine letzte Kraft erschöpft.

Ursula bete leise an seinem Bette.

Wenn doch Rosina erst daheim wäre!

Endlich kam sie mit den Ziegen. Empört vernahm sie, was geschehen. Sie wollte selber in den Anbau herumgehen und den Schlüssel zurückfordern. Aber Hans Caspar verbot es. Rosina sollte sich mit diesen Leuten nicht mehr gemein machen.

Darüber war's Nacht geworden und am Himmel der Mond heraufgestiegen. Schwerer und schwerer zog der röchelnde Athem des Kranken durch den engen schwülen Raum. Den Frauen wurde so angst.

„Komm, Rosina," raffte sich endlich die Greisin auf, „wir wollen ein paar Kräuter holen gehen, damit ich dem Armen einen lindernden Thee kochen kann."

Leise verließen die Frauen das Haus und schritten zum Walde hinüber. Dort begannen sie eifrig am Erdboden zu suchen und zu pflücken. Ihre Schatten glitten gespenstisch über den mondhellen Berghang.

Im Anbau der Scharfrichterei wisperte und flüsterte es.

„Glaubt Ihr's nun, kaiserlicher Herr Amtmann?" fragte die Frau des Scharfrichters.

Der kleine behäbige Mann am Fenster klapperte mit den Zähnen.

„So geht in Gottes Namen, Meister Caspar," sprach er zu Lorenz, „und nehmt mit Euren Knechten die Hexen in Haft!"

Mit Staunen sahen die beiden Frauen am Waldrand plötzlich Fackeln auf der Straße aufleuchten und den Berg heraufkommen. Spieße und Stangen streckten sich ihnen entgegen. Hilf Himmel, galt ihnen dies Waffenaufgebot?

Und während im Kämmerchen der Scharfrichterei die müde Seele eines einsamen Greises röchelnd verlosch, während die brechenden Augen vergebens die treuen Lebensgefährtinnen zum letzten Male suchten und statt ihrer den gierig lauernden Blick eines rohen Weibergesichtes trafen, stürzten in der Stadt die Einwohner aus den Betten an die Fenster, aufgeschreckt von feurigem Fackelschein und verworrenem Lärm, sahen in einem wüst tobenden Volkshaufen zwei Frauen von den Stadtknechten gefesselt dahergeführt und der Stockmeisterei zugetrieben, nickten und raunten: „Saht Ihr die Alte humpeln? Die Ursula Deckertin war es! Endlich macht man ihr doch den Prozeß; sie hätte längst schon den Scheiterhaufen besteigen sollen, die alte Hexe!"

So hatte genau hundert Jahre nach der ersten Hexenverbrennung zu Glatz die Stadt wieder dies grauenhafte Schauspiel zu erwarten.

X.

Wachend und weinend durchharrten die beiden unglücklichen Frauen die schreckliche Nacht in ihrem düsteren Gefängnis. Aber die Umständlichkeit und Schwerfälligkeit der damaligen Rechtsprechung zog ihre Qual wochen-, monatelang hinaus. Im königlichen Staatsarchive zu Breslau geben die zum Teil noch erhaltenen Prozeßakten hierüber Kunde. Wir ersehen daraus, daß Ursula Deckertin, Tochter des Vorwerksmannes Vinzenz

Eyfer zu Glatz und Witwe des Thorhüters Christoph Deckert daselbst, katholischer Konfession, bei ihrer Verhaftung neunundsiebzig Jahre alt war. Freimütig gab die alte schwergeprüfte Frau vor ihren Richtern zu, daß sie eine gute Erziehung genossen, in ihrer Jugend „etwas wild und frisch", ja „ein wenig lose" gewesen, aber sonst nichts böses gethan hätte.

„Ein wenig lose?" lächelte der Richter spöttisch. „Ihr drückt Euch sehr milde aus über Eure Verfehlungen, Angeklagte. Es sind Zeuginnen da, die sich noch des großen Aergernisses erinnern, das Eure Liebschaft mit einem Thurnschen Rittmeister erregt hat. Daß Ihr Euch mit einem Landesfeinde einlassen mochtet, wirft schlimmes Licht auf Euch. Auch ward Ihr damals kaum erst des Christoph Deckert ehelich Weib geworden. Man giebt Euch schuld, daß Ihr durch solche Lüderlichkeit Euren Ehemann zum Trunk und schließlich in den Tod getrieben habt. Ja, auch dieser Todesfall gab vor Jahren schon Anlaß zu Gerüchten, daß es dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen sei."

„Ueber einen Toten mag ich schlechtes nicht reden," erwiderte Ursula. „Daß er aber an den Folgen einer Verwundung gestorben, hat der damalige Stadtchirurg bezeugt. Was die Verfehlung meines Herzens betrifft, so ist das nicht weltlichen Richters Sache. Der hochselige Dechant Keck würde mir wohl bezeugen, daß ich sie redlich und reuig gebüßt. Auch hab' ich seitdem an allen hohen Festen des Jahres gebeichtet und kommuniziert und, obwohl gebrechlich, den weiten Kirchgang nicht gescheut."

Die entschiedene Zurückweisung der weltlichen Gerichtsbarkeit ärgerte den stolzen Herrn.

„Ach," wehrte er ab, „meint Ihr, wir wüßten nicht, daß Hexen solcher Heuchelei sich gern befleißigen, um hinter dem Schein der Frömmigkeit ihr lichtscheues Treiben nur ärger fortzusetzen? Und was nützen mir Eure Zeugen? Es ist sehr verdächtig, daß Ihr Euch nur auf

Tote berufen könnt. Doch weiter! Nannte man nicht jenen Rittmeister allgemein den „Schwarzen Heinz"? Er war ein unnahbar finstrer Mann, schwarz von Haar und Augen, von übernatürlicher Kraft; er mordete und raubte in der Grafschaft; man behauptet, daß er durch die Luft fliegen konnte, anders wäre sein plötzliches Auftauchen an weit entfernten Orten nicht erklärlich. Und mit diesem Manne seid Ihr durch Feuer und Glut unversehrt hindurchgegangen, indes hinter Euch elend die eigenen Eltern verbrannten."

„Mein Herr und Heiland," rief entsetzt Ursula, „wie mögt Ihr die Dinge doch so verdrehen?"

Der Richter fuhr unbeirrt fort:

„Ein Kind brachtet Ihr aus den Flammen mit heraus. Ihr habt es wie Euer eignes erzogen. Viele meinten, der Teufel in Gestalt jenes schwarzen Mordgesellen habe es mit Euch erzeugt."

„Um Gott!" rang Ursula gedemütigt die Hände, „es war ja der Rosina Grantzin, meiner liebsten Freundin, Kind."

„Diese Rosina Grantzin, sagt man, habt Ihr ihren Eltern abspenstig gemacht, ihre Liebschaft mit einem fremden Soldaten begünstigt und beschirmt. Meister Grantz soll aber zur selben Stunde elend zu Tode gekommen sein, da Ihr mit seinem Bastardenkelkinde an des Schwarzen Seite das brennende Haus Eures Ehemannes verließt, der selbst mit genauer Not das nackte Leben denselben Flammen entriß."

„Mein Gott, mein Gott!" stammelte nur immer Ursula.

„Eine schwarze Gestalt ist auch nachmals," fuhr der Ankläger fort, „aus Eurem Hause kommend gesehen worden, als Euer Ehemann angeblich seiner Verletzung erlegen war."

„Kaiserlicher Herr Rat, das war doch Hans Caspar, des Glatzer Scharfrichters Sohn, der sich meines ver-

wundeten Mannes in ärztlicher Sorge angenommen hatte."

„Wunderbar," höhnte der Rat. „Auch dieser Euer Zeuge ist für immer verstummt und das just in dem Augenblicke, wo man Euch gefänglich einzog. Wenn da der Teufel seine Hände nicht im Spiele hat, weiß ich's nicht."

Die andern würdigen Räte des Gerichtshofes nickten dem Vorsitzenden Beistimmung zu.

„Ja, hohe Herren," schluchzte die gepeinigte und verhöhnte Frau, „teuflische Bosheit ist hier wohl im Spiele, doch nicht im Bunde mit mir, sondern zu meinem Verderben."

„Der Teufel ist eben ein unzuverlässiger Spießgeselle, der die Seinen zuletzt immer in Stich läßt, wenn er sie zu seinen Zwecken mißbraucht hat. Seiner Hölle sind sie ja sowieso verfallen. Genug: es ist erwiesen, daß Ihr mit verdächtigen unbekannten Gesellen heimlichen Umgang gehabt habt. Sie sind mit Euch gesehen worden, als Ihr in Todesgefahr geschwebt; sie haben Euch aus roten Flammen ebenso heil herausgeführt wie aus schwarzer Pestgefahr. Und während die Flammen vielen andern Menschen den Tod gebracht, Euch aber nichts anzuhaben vermochten, hat auch die Pest, nachdem sie Euch aus ihren Krallen gelassen, tausende in dieser guten Stadt dahingerafft. Denn es sind damals in Glatz allein über viertausend Pesttote gezählt worden, in der Pfarrei Wünschelburg über dreihundert, im Reinerzer Kirchsprengel fast vierhundert, etwa ebensoviel im Mittelwalder. Um Pischkowitz starben an dreihundert, mehr noch im Hannsdorfer Kirchspiel; in Oberschwedeldorf begrub man zweihundertfünfzig, in Oberlangenau über hundert Pestleichen. Ich erinnere aber daran, daß kurz vor Ausbruch der Seuche schon einmal gegen dieses Weib die Anklage wegen Hexerei erhoben worden ist, daß gewiesen wurde und bei unehrlicher Sippschaft Zuflucht sie dann als Pestkranke aus den Mauern der Stadt aus-

fand. Ist es nicht anzunehmen, daß sie aus Rache über diesen vermeintlichen Schimpf die furchtbare Seuche über die Stadt gehext hat?"

Das Richterkollegium bekreuzte sich murmelnd.

„Ihr vergeßt," warf die Verdächtigte ein, „daß diese Seuche damals ganz Schlesien heimsuchte und allein zu Breslau dreizehntausend Menschen starben. Will man mir auch diese Opfer schuld geben?"

„Ihr konntet die Krankheit erregen, aber ihr keinen Einhalt mehr thun."

„So bleibt doch immer der Umstand zu meinen Gunsten bestehen, daß diese Seuche, von der Ihr redet, im Jahre 1633 gewütet hat, während ich schon sechs Jahre zuvor von ihr befallen wurde."

„Wie genau Ihr Euch die Zeiten gemerkt habt!"

„Weil ich kurz nach der Durchreise des kaiserlichen Generalissimus, des Herzogs von Friedland, erkrankte."

„Ah," fuhr der Rat darein — stolz, die Verklagte der ersten Lüge überführen zu können, „der Wallenstein hat nun aber just im Jahre 1633 in Glatz geweilt."

„Sehr richtig," stimmten die Beisitzer lebhaft ein.

„So sehet die Stadtbücher ein, ob nicht der Herzog auch schon im Jahre 1627 zu Glatz gerastet hat."

Die Richter überzeugten sich, daß Ursula die Wahrheit sprach.

„Gleichviel," erklärte der Vorsitzende verdrießlich, „grade daß die Pest erst sechs Jahre später zum Ausbruch kam, beweist, mit welch' teuflischer Vorsicht und Schlauheit Ihr Eure Rache ins Werk gesetzt habt. Denn wäre alsbald nach Eurer eignen Erkrankung die Seuche zur Verbreitung gelangt, würde bald Eure Schuld ans Licht und Ihr selbst auf den Scheiterhaufen gekommen sein."

Verzweifelt ließ Ursula den Kopf auf die Brust sinken, während sich die verlegenen Gesichter der Räte aufs neue erhellten. Der Präsident fuhr fort:

„Haben nicht auch andere Landplagen seitdem häufig

die Grafschaft heimgesucht: Mißwachs, Hungersnot, Feuersbrünste, Ueberschwemmungen und erst noch vor acht Jahren eine unerhörte Wolfsplage? Sprach man nicht damals schon von Hexerei und Teufelskunst? Könnt Ihr beweisen, Deckertin, daß Ihr an alledem keine Schuld getragen?"

„Wie soll ich das beweisen?" schluchzte Ursula leise.

Die Richter sahen sich triumphierend an.

„Habt Ihr nicht auch Zaubertränklein, Hexenmixturen gebraut, um Menschen und Vieh ein Leid anzuzaubern?"

„Nicht um ihnen zu schaden, sondern ihnen zu helfen, suchte ich heilsame Kräuter, die Hans Caspar für seine Kranken brauchte. Manchem rettete er das Leben."

„Und vielen nahm er's," höhnte der Rat.

„Gegen den Tod ist freilich kein Kraut gewachsen."

„Aber manches für den Tod," donnerte der Richter, der die schlagfertige Antwort als Trotz auslegte. „Ich will Eure Verstocktheit schon brechen. Oder wollt Ihr mir ins Gesicht bestreiten, daß Ihr bei Mondenschein in der Nähe des Stadtgalgens, wo nachts allerlei Spuk umgeht, diese vorgeblichen Heilkräuter gesucht habt? He? Hab' ich Euch nicht mit eigenen Augen dort wandeln sehen? Haben die Stadtknechte Euch dort nicht auf frischer That ertappt?"

Ursula erzählte, wie die Sorge um den Schwerkranken sie und Rosina noch spät abends hinausgetrieben habe, daß sie aber sonst stets am Tage die Kräuter sammeln gegangen.

„Wer's Euch glaubt!" brummte der Rat. „Schon das ist eine Lüge, wenn Ihr erzählt, Frau Eva Bösin, jetzt Meister Caspars Ehefrau, habe Euch an der Kellerthür den Schlüssel entrissen. Wir werden sie gleich selber hören. Büttel, führt die Zeugin in den Saal!"

Der Richter nahm der Vorgeführten auf das Kruzifix den Eid ab. Mit schneller Zunge begann nun das bösartige Weib zu berichten, wie sie öfters von Gespen-

stern geplagt, mit Nadeln gestochen und mit vergifteten Ruten gestrichen worden sei; auch seien ihr Hände, Arme und Füße verdreht worden, weshalb sie vor Schmerz sechs Wochen habe auf dem Bauche liegen müssen. Unter ihren Plagegeistern habe sie die alte Deckertin dreimal deutlich gesehen und ihr einmal einen Schlüssel entrissen, den ihr Mann als corpus delicti auf das Stadtgericht getragen habe. Daß es der zum Keller der Angeklagten schließende Schlüssel sei, werde diese nicht leugnen können. Und daß sie einmal sechs Wochen krank darniedergelegen, werde ihr Ehemann bezeugen. Die Ursula und ihre Pflegetochter hätten immer einen Haß auf sie gehabt, seitdem sie mit Lorenz in das Haus gekommen wäre, weil die beiden Weibsbilder den Hans Caspar einmal zu beerben gehofft hätten, dieser aber dem Lorenz seinen Besitz zugedacht habe.

„Meineidige Lügnerin!" zürnte Frau Ursula empor. „Ist's möglich, daß gelehrte Männer solchen offenbaren Gehässigkeiten Glauben schenken werden?"

„Oho, alte Hexe," schrie die Zeugin giftig, „da draußen stehen noch mehr Personen, die Du auf gleiche Weise verfolgt und drangsaliert hast."

„Büttel," befahl der Gerichtspräsident, „führt die Klempnerstochter Rosina Fuchsin herein!"

Eine mißgestaltete rothaarige Frauensperson betrat den Saal. Ursula hatte ihren Namen einmal von ihrer Pflegetochter gehört. Sie erinnerte sich jetzt, daß das häßliche Mädchen sich vormals Hoffnungen auf den Bensip gemacht hatte, der nachher um ihr eignes Kind gefreit. Unglaublich war, was diese Zeugin gegen die angeklagten Frauen aussagte. Als sie in ihrem elterlichen Hause krank zu Bett gelegen, sei ihr die Deckertin erschienen, habe sie ins Gesicht geschlagen, am ganzen Leibe gepeitscht und ihr die Mundsperre angehext. Sogar in der Kirche habe sie keine Ruhe gehabt vor dem wütenden Hasse des alten Weibes; auch dort sei sie von der Hexe geschlagen, zu Boden gerissen und getreten worden, sodaß

ihr die Glieder verrenkt wurden. Wodurch sie sich diesen Haß zugezogen habe, wisse sie sehr wohl. Sie sei einmal von einem braven Manne geliebt worden, aber den habe die alte Deckertin für ihre eigene Tochter zum Ehemanne haben wollen und durch Liebestränklein habe sie dann auch dieses Ziel erreicht. Heftige Thränen vergoß bei dieser Erinnerung die hysterische alte Jungfer, der vielleicht in Wahrheit, was ihre Einbildungskraft sich vorgegaukelt, im Laufe der Jahre zum festen Glauben geworden war. Auch bezeugte sie unter ihrem Eide, daß Ursula und die Hexen, die mit ihr gewesen, sie zu verführen versucht hätten, ihre Seele dem Teufel zu verschreiben. Ob unter den Hexen sich Rosina Bensipin, vulgo Grantzin, befunden, wollte sie nicht mehr in deutlicher Erinnerung haben.

Ursula setzte demgegenüber den wirklichen Hergang des Verlöbnisses ihrer Pflegetochter mit Meister Bensip auseinander, schilderte das reine Glück dieses kurzen Ehebundes und mußte schließlich hören, wie auch der frühe Tod des jungen Meisters als eine Strafe des Himmels ihr und ihrem Kinde ausgelegt wurde.

Endlich wurde die dritte Zeugin vor den Richtertisch berufen. Mit böser Ahnung erkannte Ursula in dieser die eigene frühere Dienstmagd, ein freches und faules Geschöpf, verlogen, dumm und abergläubisch, — eine gewisse Susanna Herzogin, die Hans Caspar damals ins Haus genommen, als Rosina ihren eigenen kurzen Hausstand gründete, damit sie der gelähmten Ursula die groben Hausarbeiten verrichten sollte. Aber mit ihrer Trägheit und Vorwitzigkeit war kein Auskommen gewesen, und als der Hausherr ihr bald die Entlassung ankündigte, hatte sie's erst recht arg getrieben, war einfach im Bette liegen geblieben und hatte sich krank gestellt. Ursula, ängstlich und gutmütig, hatte trotz der eigenen Gebrechlichkeit die heuchlerische Person gewartet und gepflegt, ihr abends und morgens und mittags Thee und Krankensuppen ans Bett getragen, für ihre Gesundung

fromm gebetet, bis Hans Caspar endlich die Geduld verloren und das Weibsbild vor die Thür gesetzt hatte.

„Das werd' ich Dir heimzahlen, alte Hexe," hatte die Undankbare noch vor dem Hause getobt.

Und nun geiferte sie vor den Richtern gegen ihre einstige unglückliche Dienstherrin, wie diese sie während ihrer Krankheit alle Tage und Abende am ganzen Leibe gezwickt, gestochen und gebissen habe, wie sie an ihrem Bette Zaubersprüche gemurmelt:

„Zehn, zwanzig, dreißig Kreuzer ist ein halber Gulden;
Grüne, blaue, rote, gelbe Fleckel u. s. w."

Ja, schließlich habe die Deckertin sie auch zu überreden versucht, sich in die Hexenzunft einschreiben zu lassen, habe ihr das Wohlleben der Hexen geschildert und versichert, auch wenn sie zehnmal verbrannt würde und wieder zum Leben kommen könnte, so würde sie sich immer wieder dem Teufel ergeben.

Den hirnverbrannten Verleumdungen dieser blöden Person setzte Ursula ein stolzes Schweigen entgegen. Es ekelte sie solche Niedertracht. Mit einer ehemaligen Dienstmagd mochte sie sich nicht herumschimpfen. Die gelehrten Richter freilich legten ihr das Schweigen zum bösen aus. Sie dachten nicht daran, daß derartige Beschuldigungen überhaupt nicht widerlegbar waren.

Ursula ward in ihre Kerkerzelle zurückgebracht und Rosina in den düstren Gerichtssaal geführt.

Gegen sie stand nur ein einziger Zeuge und mit Staunen sah sie sich jenem Trunkenbold gegenüber, mit dem sie am Tage ihrer Verhaftung das harmlose lustige Begegnis auf dem Rückwege von der Ziegenweide gehabt. Hans Rohner hieß dieser Geselle, von dem die ganze Stadt wußte, daß er dem Trunke ergeben war.

Gewichtig erzählte er, daß er an jenem Tage die Angeschuldigte von Böcken umgeben gesehen habe.

„Aber es waren ja Ziegen — unsre Hausziegen!" warf Rosina ein, da ihr plötzlich die schreckhafte Erinnerung aufstieg an den allgemeinen Glauben ihrer Zeit,

daß der Teufel und die ihm untergebenen bösen Geister zumeist die Gestalt von Böcken anzunehmen liebten im unzüchtigen Verkehr mit den Hexen.

„Es waren Böcke — häßliche schwarze struppige Böcke," beteuerte Rohner zu den Richtern.

„Die Eva Bösin," rief Rosina, „wird mir bezeugen müssen, daß es meines Pflegevaters Ziegen waren, die ich von der Weide heimtrieb."

Der Gerichtspräsident hieß sie barsch schweigen.

„Was will solch Zeugnis besagen? Euer höllischer Beschützer wird die Augen der Bösin geblendet haben, sodaß ihr die teuflischen Gestalten als Ziegen erschienen. Wir haben keinen Grund zu bezweifeln, was ein ehrenwerter Zeuge mit eigenen Augen gesehen."

Ermutigt setzte der Trunkenbold seine Aussagen fort. Rosina habe ihn aufgefordert, die Böcke anzubinden, und als er ihr arglos zu Gefallen habe sein wollen, sei er von den Untieren furchtbar gestoßen und geschunden worden, während ihre zauberische Genossin ein satanisches Hohngelächter angeschlagen habe.

Daß der Trunkene von einer ihrer Ziegen in den Straßengraben geworfen sei und sie herzlich gelacht habe, konnte Rosina ja nicht leugnen; daß der Verunglückte aber selbst durch seine Neckerei daran die Schuld getragen und daß auch ein Kind im stande gewesen wäre, den Taumelnden durch einen kleinen Stoß zu Falle zu bringen, das war in den Augen des Gerichtshofes nur leere Ausflucht und Lüge.

XI.

Es stand schlimm um die Sache der Angeklagten. Denn ehe das gewichtige Aktenbündel dieses Prozesses an das Obergericht nach Prag abgegangen war, um die höchste Entscheidung einzuholen über die Fortsetzung oder Niederschlagung des Prozesses, hatten die Zeugen noch einmal sich zu ihren Aussagen bekannt und vor

Gottes Angesicht darauf zu sterben geschworen. Die armen verleumdeten Hexen konnten dem nichts entgegnen, als die erneute Beteuerung ihrer Unschuld.

Ueber die Entscheidung der Prager Appellationskammer verstrichen Wochen und Monate. Die eisigen Nachtfröste des Winters drangen durch die Thürfugen und vergitterten Luftlöcher der Glatzer Stockmeisterei und trieben ihre Schauer durch die erstarrenden Glieder der unglücklichen Frauen, die auf hartem feuchtem Strohlager ihrem furchtbaren Schicksal entgegenzitterten. Trostlose dunkle Wintertage dämmerten in ihre kahle kleine Zelle herein, angstbeklommene Nächte nahmen ihnen auch diesen kargen Lichtstrahl.

Aber durch Fugen und Mauern drang ein noch furchtbarerer Feind der Menschheit als der eisige Hauch des Winters. Der tötliche Hauch der schwarzen Pest wehte aufs neue über die kaum auferstandenen Städte, die allgemach sich bevölkernden Dörfer, die wieder urbar gemachten Felder und Fluren des deutschen Landes.

Jenes Jahr des bleichen Schreckens 1680 war heraufgestiegen — das Jahr, von dem ein Glatzer Chronist sagt, daß es für die Grafschaft das schrecklichste und betrübteste war, da die Pestilenz sowohl in der Hauptstadt als vornehmlich auf dem Lande grausam wütete und über vierzehnhundert Menschen in dem kleinen Ländchen dahin würgte — eine erschütternde Zahl, wenn wir vernehmen, daß der dreißigjährige Krieg in der Grafschaft nur vierzehnhundert Bürger und etwa sechstausend Bauern und Stellenbesitzer zurückgelassen hatte. Damals wandte sich die Seelenangst der Menschen in heißerer Inbrunst als je in Gebeten und Bittgängen zum erbarmenden Himmel, damals errichtete die Glatzer Bürgerschaft ihrem Schutzheiligen Franz Xavier das fromme Denk- und Dankzeichen der steinernen Säule auf dem Ringe, welche noch heute alljährlich an ihren Fuß die dankbare Prozession der Einwohner wallen sieht.

Zu den ersten Opfern der giftigen Seuche gehörte

Rosina. Durch die starken Kerkermauern hatte sie der tötliche Hauch erreicht. In der feuchten modrigen Luft der engen Gefängniszelle fand er gute Statt; die schlechte Kost, die körperlichen Entbehrungen und die seelischen Erschütterungen hatten das einst so kraftvolle, von Lebensluft erfüllte junge Weib kraft- und saftlos, mut- und wehrlos gemacht und nach drei Tagen, seit der erste Fieberschauer sie geschüttelt, lag Rosina furchtbar entstellten Leibes auf der Totenstreu.

Nun war Ursula allein — ganz allein auf dieser weiten Welt — allein in der engen Kammer mit der Leiche des Liebsten, was ihr mit achtzig Jahren noch von der Erde geblieben war. Stumm saß sie, thränenlos die Nacht durch, in der Rosina den letzten Athemzug gethan, umklammert von den zitternden Armen der alten Mutter, die sie noch zu wärmen versucht hatten. Zusammengekauert hockte die Greisin neben der Streu auf den kalten Steinen, rastlos strich ihre Hand liebkosend über das Gesicht der Toten, das ihr die finstere Nacht verbarg. Und als die Henkersknechte am andern Morgen in roher Hast den Leichnam aus der Zelle schleppten, ihn irgendwo draußen in eilig geschaufelter Grube zu verscharren, da rührte die Alte keine Hand zur Abwehr — da blieb sie lautlos kauern in der Ecke, wohin sie die Schergen getrieben hatten, und starrte dumpf und stumpf auf die Thür, die sich hinter ihrem Kinde geschlossen auf Nimmerwiedersehen.

Nur der eine Gedanke kreiste in ihrem Gehirn noch: Es ist gut so, es ist gut so! Ihre Qual hat ein Ende! Und ich werde ihr bald nachfolgen.

Und keine Miene bewegte sich in ihrem faltigen gelben Gesicht, als zu dem kleinen Gitterfenster oben unter dem Zellendach Stimmengewirr, dumpfe Ausrufe, wilde Verwünschungen von draußen emporstiegen.

„Fort mit der Hexe! Die Pest hat sie über die Stadt gebracht! Hinaus mit ihr, daß sie die Stadt nicht ganz verderbe! Tötet sie! Werft sie ihrer Zaubergenossin in die

Grube nach! Fort auf den Scheiterhaufen mit der teuflischen Vettel!“

So klang es tobend und fluchend durcheinander in der wild erregten Volksmenge, die sich vor dem Stockhause angesammelt hatte auf die Kunde vom Ausbruch der Pest. Ja, der vor Furcht um seine Sinne gekommene Pöbel hätte die Stockmeisterei wohl schließlich erstürmt und die unselige Gefangene in Stücke gerissen, wenn nicht der Stadtvogt mit seinen Knechten herbeigeeilt wäre und um das Haus bewaffneten Schutz gestellt hätte. Aber nur leidenschaftlicher und lauter wurde das Geschrei, das die Entfernung der Hexe aus der Stadt verlangte. So entschloß sich noch am späten Abend der Vogt, dieser Forderung nachzugeben und die gefährdete Insassin des Stockhauses außerhalb der Stadtmauern in Verwahr zu bringen. Scharfrichter Lorenz Caspar, der mit seinem Weibe lange schon in die Wohnräume Hans Caspars übergesiedelt war, erhielt die Weisung, den Anbau an der Scharfrichterei für die Aufnahme der Gefangenen eilig herzurichten.

So kehrte Ursula an die Stätte einstiger stillfriedlicher Tage zurück — nun ein zermartertes und gebrochenes Weib, dem Tode nahe und doch noch von ihm getrennt durch bevorstehende tiefste Leiden. Als die Henkersknechte die gelähmte Greisin, auf einen Stuhl festgebunden, im windgepeitschen Fackelschein den Brückthorberg hinuntertrugen, tanzte und tobte, pfiff und lachte der entherzte Volkshaufen um das stumpf ergebene Jammerbild der alten Frau, die hoch über den Köpfen ihrer Träger dem Pöbel zur Schau dahinschwebte. Die gemeinsten Beschimpfungen, ja selbst Steinwürfe fehlten nicht diesem ihrem Leidenswege.

Mit weibisch-giftigem Hohne und Hasse ward sie auf der Scharfrichterei von der neuen Herrin daselbst, der Eva Casparin, aufgenommen. Wie sehr es ihr doch zu Herzen gehe, daß sie nicht auch Frau Rosina bewirten dürfe; sie hätte ihr gar zu gern eine besonders feine Hen-

kersmahlzeit zugerüstet. Und wie seltsam, daß ihr, der Ursula Deckertin, nun doch noch ein Caspar den Hals brechen werde. Aber sie solle sich nur nicht bangen! Ehe es bis ans Genick komme, werde sie allmählich an diese Brecherei gewöhnt werden: zuerst die Daumen, dann die Beine und so fort — ganz langsam — schließlich das Genick, wenn anders man dem Teufel seinen Braten nicht gleich fix und fertig, geschmort und knusprig braun, zuschicken werde.

Aber ehe man ein Stück Federvieh in die Bratpfanne thun könne, müsse es fein säuberlich gerupft und gesengt werden und es werde ihr, der Eva Casparin, eine besondere Kurzweil sein, dies an Ursula besorgen zu dürfen. Denn sie höre eben von Lorenz, ihrem Manne, daß aus Prag der höchste Bescheid eingelaufen sei, die Deckertin „mit Scharffer frage anzugreifen" und dem Rechte seinen Lauf zu lassen.

Die Gefangene ertrug all' diese Verhöhnungen mit stummer Empfindungslosigkeit. Nur der Umstand, daß sie mit Ekel die Speisen zurückwies, die ihr die grausame Wärterin zutrug, bezeugte, daß noch nicht jedes Gefühl in ihr erstorben war.

Die Richter, als sie davon hörten, daß die Angeklagte die Nahrungsaufnahme verweigere und anscheinend des Hungertodes zu sterben entschlossen sei, wurden besorgt, daß ihrer letzten Weisheit das kostbare Opfer entschlüpfen möchte und damit auch das durch die erschreckende Ausbreitung der Pest immer mehr erregte und erbitterte Volk um die erhoffte Rache und Sühne kommen könne. Denn die abergläubische Menge, die in jedem Ungemach, das sie betraf — sei's Krieg, sei's Seuche, sei's andre Plage — die Strafe des Himmels wittern zu müssen glaubte, jedoch die Schuld nicht bei sich selbst suchte, sondern sie nach Menschenart auf einige wenige abzuwälzen strebte — diese abergläubische Menge, die in solcher selbstischen Sucht schon vor zwei Jahrhunderten, da die Pest zum ersten Male ihren verheerenden

Totentanz durch die deutschen Lande genommen, das Unheil der vorgeblichen Gotteslästerung der Juden zugeschrieben und die Brunnen von ihnen vergiftet geglaubt hatte — die damals eine so wütende Judenverfolgung begonnen, wie die Christenverfolgungen der heidnischen Römerzeit kaum grausamer gewesen sein können — und auch diesem Schandfleck der christlichen Geschichte hat die Stadt Glatz ein steinern Denkmal auf der Böhmischen Gasse bewahrt — die abergläubische Menge suchte auch jetzt wieder die Sühnopfer für die erneute schreckhafte Heimsuchung und fand sie in dem inzwischen aufgekommenen Wahnglauben an böse Zauberer und schlimme Hexen.

Ueberall wurden Hexenprozesse angezettelt, Zaubereien gerochen. Die Städte der Grafschaft eiferten dem Vorgang der Hauptstadt nach. Wünschelburg, Landeck, Lewin eilten, bei der Landeshauptmannschaft Anklagen zu erheben gegen Mitbürger und Bürgersfrauen, welche sie mit dem Teufel im Bunde wähnten. Erstere Gemeinde, die allein in diesem Jahre ein halbes Tausend Einwohner durch die wütende Seuche verlor und das binnen wenigen Wochen, griff ihre beiden Totengräber heraus und bezichtigte sie, durch Ausstreuen von Giftpulvern die Krankheit verbreitet und den Untergang der ganzen Bevölkerung erstrebt zu haben, um sich an der Hinterlassenschaft der Toten zu bereichern. Die abscheulichsten Dinge wurden den beiden Männern nachgesagt. Die Pestbeulen und Herzen der ihnen zur Bestattung anvertrauten Leichen hätten sie aus diesen herausgeschnitten, jene zu Pulver zerrieben und über die Stadt verstreut, diese gekocht und den Abguß aus einem Menschenschädel selbst getrunken. Genug, die Folter erpreßte auch hier das gewünschte Geständnis und überlieferte wenigstens den einen der „Verbrecher" dem Scheiterhaufen, da sein Genosse bereits zuvor durch einen natürlichen Tod menschlicher Grausamkeit entrückt worden war.

Wie die Wünschelburger, sahen nun auch die Glatzer

bereits eins ihrer Opfer den Schergenhänden entrissen. Das zweite der irdischen „Gerechtigkeit" zu erhalten, es der erzürnten Gottheit zur Sühne darzubringen und so der erhitzten Leidenschaft des Volkes Genüge zu thun, mußte das Bestreben derer sein, denen der Gegenstand des allgemeinen Hasses überantwortet worden war und von deren Weisheit der gemeine Mann einen gerechten Richterspruch, das heißt: ein seiner Wahnbefangenheit entsprechendes Urteil erwartete.

So ordnete denn das Königliche Amt zu Glatz, als es von dem Widerwillen der Gefangenen gegen ihre Wärterin gehört, an, daß ihr Speise und Trank von anderer Hand gereicht werde, und Ursula — entschlossen, was Gottes unerforschlicher Ratschluß über sie verhängt, in sühnender Ergebenheit auf sich zu nehmen — nahm die wenige Nahrung, deren ihr hinfälliger Leib noch bedurfte, willig wieder entgegen. Aber dieses konnte ihr das Gericht doch nicht ersparen: die Depilierung durch die Scharfrichterin. Denn ein ehrliches Frauensbild hätte sich nie dazu hergeben mögen, die Befleckte körperlich zu berühren.

Es war eine Stunde tiefsten Seelenleidens, als die einst so stolze schöne Frau den greisen welken Leib vor den gierigen Augen ihrer Feindin entblößen mußte und diese ihr nun mit Messer und glühendem Eisen die Haare am ganzen Körper abzuschneiden und wegzusengen begann, um etwaige zauberische Kräfte zu vernichten, die in einem der Härchen verborgen sein konnten. Mit grausamer Gründlichkeit entledigte sich die Peinigerin ihrer schimpflichen Aufgabe. Doch Ursula erduldete lautlos die Schmerzen. Diesem Weibe wollte sie keine Thräne zeigen.

Selbstverständlich wurde ihr diese anscheinende Schmerzlosigkeit nur zum schlimmen ausgelegt. Um die Macht des Teufels, die so offensichtlich noch in seinem Geschöpfe wirkte, ganz zu brechen, bekleidete man den wunden Körper mit neuen Gewändern aus Leinwand,

hing der armen Sünderin Reliquien und andere geweihte Sachen um, achtete auch sorgsam darauf, daß sie niemals die Erde berührte, damit nicht neue höllische Kräfte durch solche Berührung in sie übergingen.

Dann mußte die Eva Casparin vor Gericht über das Ergebnis der Leibesuntersuchung Bericht erstatten. Der wichtigste Befund war ein Feuermal, welches die Scharfrichterin in Ursulas Nacken entdeckt hatte. Kein Zweifel, dies war ein Hexenmal, vom Teufel mit den Klauen der linken Hand seiner Genossin aufgedrückt, zum Zeichen ihres geheimen Bündnisses. Auch sonst waren noch allerlei verdächtige Merkzeichen an dem Körper der Hexe sichtbar geworden: ein Honigmal am rechten Arme, Narben auf den Schultern und am Rücken. Unter den Achseln dagegen oder sonst an den geheimen Teilen des Körpers hatte der eifrige Spürsinn des Henkerweibes nichts Auffälliges erspähen können.

Für die Richter war auch dies genug. Daß Ursula das Feuermal schon von Geburt an gehabt, daß die Narben von den Mißhandlungen ihres trunkenboldigen Ehemannes und von den Verletzungen zurückgeblieben, die ihr die Eva Casparin selbst bei dem Streit an der Kellerthür mit dem Schlüssel zugefügt hatte — wer sollte ihr das glauben, wer ihr das bezeugen? Auch ihre rottriefenden Augen, ihre gelähmten Füße waren ja Merkzeichen, die der klumpfüßige Herr der Hölle gern seinen Kreaturen anhing!

Vor den Gerichtshof selbst ward jetzt die Inkulpatin geschleppt. Schamlos ward den Männeraugen ihr nackter Oberleib preisgegeben. Scharfrichter Caspar ritzte zwei der verdächtigen Stellen auf dem Rücken mit einem Messer; aber obwohl das Blut floß, verbiß die alte Frau ihren Schmerz. Sie ahnte nicht, daß auch dies wieder der Anklage als neues Beweismittel hinzutrat, weil der Glaube bestand, jene von Belzebub aufgedrückten geheimen Zeichen machten die gekennzeichnete Körperstelle gegen Schmerz unempfindlich.

Auf Grund all dieser verräterischen Umstände übergab das Gericht die Schuldige, die noch immer bei ihrem verstockten Leugnen verharrte, dem Scharfrichter zur Folterung. Mit rohen Fäusten schleppten seine Knechte die Greisin in die Marterkammer.

Alle Schauer, welche der Mensch zur Qual seines Mitmenschen ersinnen kann, umschwebten die Schwelle dieses düstren schreckenvollen Raumes. Die verruchten Werkzeuge grausamer Wollust, von denen das Volk da draußen zitternd sich erzählte, umstarrten und umklirrten die Verbrecherin. Geschäftig breitete sie Meister Caspar vor ihren Augen aus; erbarmungslose Witzeleien begleiteten seine Erklärung des „Daumenstockes", der „Spanischen Stiefel", des „Gespickten Hasen", der „Eisernen Jungfrau", und wie sonst der brutale Henkerwitz sein furchtbares Handwerkszeug getauft hatte.

Ursula erwehrte sich ihrer heißen Angst. Dreimal erging an sie die Aufforderung des Henkers, die Wahrheit zu bekennen, so sie der Folterung entgehen wolle. Sie aber rief bebend:

„Laßt mir einen Beichtvater kommen! Ihr könnt alle dabei sein und dürft hören, was ich sagen werde. Bei Gott! Ich bin keine Hexe."

Höhnisch verzog sich des Scharfrichters Mund. Ein Wink und die alte Frau ward von den Henkersknechten emporgerissen, auf die Marterbank geworfen, schnell waren ihre Daumen in Schrauben eingezwängt, langsam drehten sich diese knirschend zu, lockerten sich wieder, engten sich aufs neue und fester als zuvor zusammen. Und von neuem ergingen die Fragen: Was Ursula mit dem bösen Feinde für ein Bündnis habe? Wer ihre Genossinnen seien? Wo und wie oft die Hexen ihre Zusammenkünfte gehalten? Was für Zauberei sie dort getrieben? Ob Ursula nicht Menschen und Vieh, Garten- und Feldfrüchten geschadet habe? Was sie für Worte und Materien zu dieser Zauberei gebraucht hätte?

So gingen die Fragen in unendlicher Folge. Das

Blut tropfte aus dem Daumstock herunter, die Fingerknochen krachten; laut auf schrie Ursula im rasenden Schmerz, der sie endlich in wohlthätiger Ohnmacht überwältigte.

Die umstehenden Herren des Gerichts nickten raunend einander zu: der Teufel hatte seiner Gefährtin diesen Schlaf gebracht, um ihr über die Schmerzen hinwegzuhelfen. Auch daß in aller Qual ihrem versiegten Thränenquell keine Zähre entronnen, ward sorglich in das Protokoll gebucht zu weiterer Belastung.

Dann ward für heute der Folterung ein Ende befohlen, weil der Ohnmachtsanfall die rücksichtsvollen Herren doch befürchten ließ, die entkräftete Greisin möchte ihnen unter den Händen der Henker mit plötzlichem Tode abgehen. Die Bewußtlose wurde wieder zur Besinnung gebracht und mit den schrecklich zerquetschten Fingern in ihre Zelle zurückgeschleppt.

XII.

Zwei Wochen später wurde die Tortur an Ursula fortgesetzt. Diesmal griff der Scharfrichter die unteren Gliedmaßen der Delinquentin „mit der Schärfe" an. Dazu dienten ihm die Beinschrauben oder „Spanischen Stiefel", durch welche Schienbein und Waden glatt gepreßt wurden. Herzzerreißend klang das Wimmern der Leidenden, schaurig ihr greller Aufschrei, wenn der Gehilfe Meister Caspars die Qual noch zu vergrößern suchte, indem er ab und an mit einem Hammer auf die Schrauben schlug. Doch zum äußersten ließen es die Richter mit Bedacht nicht kommen. Denn häufig ereignete es sich, daß schon bei diesem zweiten Grade der peinlichen Frage dem Beklagten die Beine gebrochen wurden; dies aber bedingte, ehe er weiteren Graden der Tortur unterworfen werden konnte, einen längeren Zeitraum bis zur notdürftigen Verheilung der Knochenbrüche, und ob die geschwächte Greisin solche überhaupt noch überstehen würde, war obendrein zweifelhaft.

Man ging daher zum dritten Grad der peinlichen Frage über. Dies war der sogenannte Zug, die Expansion oder Elevation. Ursula wurden die verstümmelten Hände auf dem Rücken fest verschnürt, eine Leiter ward schräg gegen die Mauer gelehnt, ein Seil über die oberste Sprosse geworfen und das Ende um die geknebelten Hände geschlungen. Am anderen Ende begannen die Henkersknechte zu ziehen. Langsam ruckte der Körper der Gefesselten Sprosse um Sprosse die Leiter aufwärts, die Schultergelenke knackten, die Arme stiegen verdreht über den Kopf empor, die kurzen spitzigen Holzstacheln der mittelsten Leitersprosse, des sogenannten „Gespickten Hasen", bohrten sich in den darüber gleitenden Menschenleib. Dann ein plötzlicher Ruck und der Körper schnellte die Leiter wieder hinab, um sofort langsam wieder emporzugleiten.

Die Gemarterte schrie um Erbarmen.

„Willst Du gestehen, daß Du Hexerei getrieben?" fragte man.

„Ich kann — ich kann nicht," wimmerte sie.

„So zieht weiter," befahl Meister Caspar seinen Knechten und ließ, um den Körper noch mehr auseinander zu zerren, schwere Gewichte an die zerquetschten Füße hängen. Alle Sehnen, alle Eingeweide schienen der Gefolterten zerreißen zu wollen, in ihren Ohren brauste es, dunkel ward es vor ihren Augen; leb- und lautlos hing der verzerrte Frauenleib an dem Marterholz.

Fragend blickte Meister Caspar auf die Herren im Richtertalar.

„Laßt sie hängen!" verordnete der Präsident zornig. „Heute muß ein Ende werden. Die Pest wird täglich schlimmer und das Volk wird uns aufsessig, daß wir dem Weibe soviel Milde bezeigen, die die Hexe nur mißbraucht, um der Seuche durch ihre Fürbitte bei dem höllischen Verbündeten neue Kraft zuzuführen. Wir inzwischen, hochwohlweise und geehrte Herren, wollen im Ratszimmer einen Imbiß nehmen."

Gesättigt und wohlgelaunt kehrte das Kollegium nach einer halben Stunde an die düstre Stätte zurück. Ursula war wieder bei Bewußtsein; brennende Lichter hatten ihr die entmenschten Folterknechte unter die nackten Fußsohlen gehalten und sie so aus ihrer Betäubung gerissen.

Sterben, sterben! war nur noch ihr einziger Wunsch.

„Tötet mich!" flüsterte sie mit todesmatter Stimme.

„Willst Du gestehen?" fragte man wieder.

„Ja — ja," stammelte sie.

„Du bist also eine Hexe?"

„Ich bin's!"

„Endlich!" athmeten die Richter auf und befahlen den zerbrochenen und zerrissenen Leib von der Leiter zu nehmen.

Das Urteil war gesprochen worden.

Wohl hatte die Empörung gegen die ihr zugewandte Schmach noch einmal in Ursula aufflammen wollen. Sie widerrief ihr Geständnis. Grimmig fuhr der Gerichtsvorsitzende in die Höhe.

„Von neuem auf die Folter mit ihr!" donnerte er. „Man träufle ihr brennenden Schwefel auf den häßlichen Wanst, treibe ihr Holzkeilchen unter die Fingernägel!"

Aber einer der Beisitzer, ein würdiger bedächtiger Greis, meinte, daß die Inkulpatin die abermalige Tortur nicht überleben möchte.

„Es genügt ja," fuhr er fort, „daß sie einmal ihr Verbrechen gestanden hat. Was besagt ihr späterer Widerruf? Vergönnt mir, daß ich Euch, hochedle Herren, an ein Exempel erinnere, das sich zu Lindheim zugetragen. Alldort bekannten sechs Weiber nach gehöriger hochnotpeinlicher Befragung, daß sie vor kurzem eine Kindesleiche ausgegraben und zu einem Hexenbrei gekocht hatten. Der Ehemann einer dieser abscheulichen Me-

gären setzte es jedoch durch, daß das Grab des Kindes in Gegenwart des Ortspfarrers und anderer Zeugen geöffnet wurde. Was fand man? Scheinbar ganz unbeschädigt lag die kleine Leiche in ihrem Sarge. Aber in weiser Einsicht erkannte der Richter, daß hier ein teuflisches Blendwerk im Spiele war; er maß mit Recht dem Selbstbekenntnis der Hexen größeres Gewicht bei als der Schwachheit unsrer sinnlichen Wahrnehmung und die Weiber erlitten den verdienten Tod auf dem Scheiterhaufen. Ich stimme dafür, daß der Ursula Deckertin gleiche Strafe widerfahre."

So geschah's.

Der Herbst des Jahres 1680 war über den langwierigen Prozeß herbeigekommen. Meister Caspar ließ durch seine Gehilfen die Reisigbündel auf der Höhe gen Reichenstein schichten, am Fuße des Gemäuers, das den Stadtgalgen und den Blutblock trug. Noch heute ragt das bröckelnde Gestein oberhalb der verwitterten Armensündersäule.

Groß war die Menge müßiger Gaffer, die an einem frühen Herbstmorgen aus Stadt und Dorf dorthin zusammenströmte. Eine Hexe auf dem Scheiterhaufen hatte die Grafschaft ja seit undenkbaren Zeiten nicht mehr gesehen. Solch seltenes Schauspiel durfte man sich nicht entgehen lassen. Und die Hoffnung knüpfte sich ja daran, daß mit dem teuflischen Weibe nun auch die Pest ihr Ende finden werde. Die Fäuste flogen in die Höhe, schauerliche Flüche empfingen den kleinen Zug, der von der Scharfrichterei her sich dem Hochgericht nahte. Die Ratsknechte mußten mit ihren Hellebarden erst Raum schaffen durch den drängenden Pöbel, ehe Meister Caspar im roten Wams und hinter ihm seine Gehilfen freien Weg fanden.

Auf einer Bahre ward in ihrer Mitte die Delinquentin getragen. Ihre zerbrochenen Glieder lagen regungslos auf dem Holz. Ein Priester schritt ihr mit dem Kreuze des Erlösers zur Seite.

Ach ja, Erlösung — Erlösung!

Ein kühler Morgenschauer ging über die Höhe. Hinter den Reichensteiner Bergen wuchs die Sonne empor. Lichtklar spannte sich der blauende Himmel über die Grafschaft, die in herbstlicher Farbenpracht weit offen lag bis an den selten klaren Höhenzug des Habelschwerdter Gebirges.

Im Thale unten aber, im Morgenrot sich spiegelnd, wand sich durch grünes Wiesenland die Neisse bergab, umspannte die Sandinsel, schäumte über die Mühlenräder, bespülte die ragenden Stadtmauern, floß weiter unter dem dunkelaufsteigenden Schloßberg mit der gewaltigen Hochburg.

Alle irdische Schönheit, alle Lieblichkeit der Natur einte sich noch einmal vor dem Auge der stillen alten Frau, deren zusammensinkende Gestalt soeben von den Henkern mit Seilen am Pfahle in die Höhe geschnallt wurde.

Weit öffnete sich da das müde Auge. Es sah nicht mehr den schwarzwimmelnden Haufen zu ihren Füßen, nicht mehr die erbarmungslos aufstarrenden Menschengesichter, die hastig hantierenden Henkersknechte, die den Feuerbrand in den knisternd entglimmenden Reisigstoß warfen.

Ihr Herz flog zurück zu seligen Tagen, da diese Fluren auch ihr sonnig gelacht. In goldige Helle tauchten die freundlichen Häuser der Stadt, wo sie gelebt, geliebt, gelitten — da prasselte feurige Lohe empor, schwarzer Rauch qualmte auf — die herrliche Gotteswelt versank und Gottes Geschöpfe jauchzten:

„Sie stirbt! Die Hexe von Glatz stirbt! Gelobt sei Gott in der Höhe!"

Biblioteka Publiczna m. Kłodzka Zbiory Specjalne Dział w Opolu

C. G. Röder, Leipzig.

96
774432

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
10045 $
001-010045-00-0